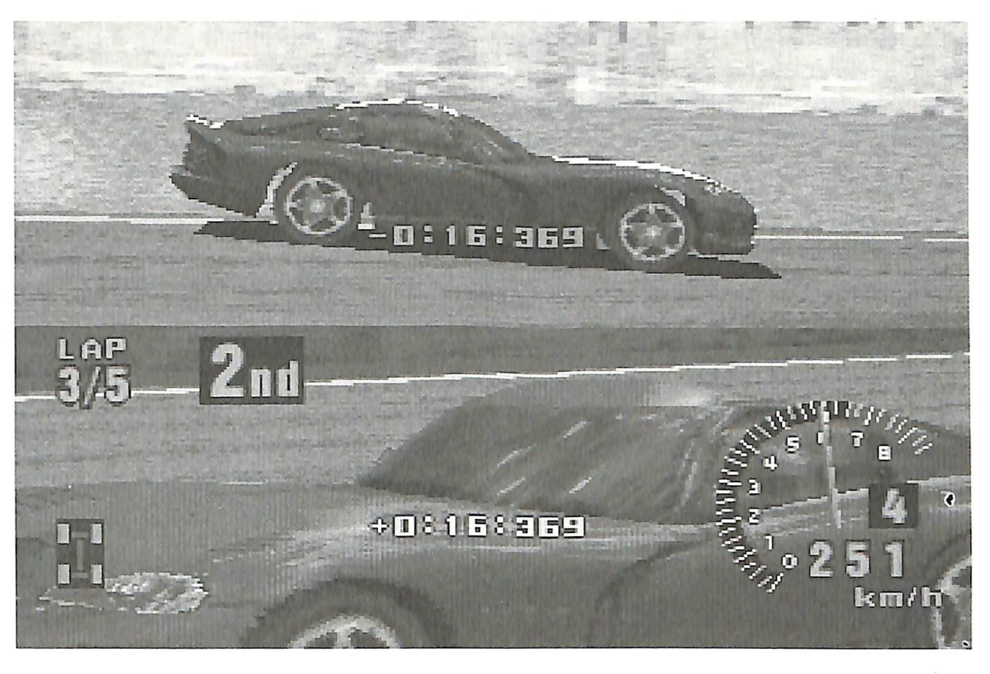


17°C
Zeitschrift für den Rest
Nummer 15
April/Mai/Juni 1998
DM 7,50
ÖS 55,– SFr. 7,50
Lire 10000,– hfl 9,50
1848–1998

panta reï



Erinnert sich noch jemand an die weltweite Rückrufaktion des Getränkeherstellers Perrier vor etwa 2 Jahren wegen möglicher Verunreinigungen im ausgelieferten Tafelwasser? Mehr als 25 Millionen DM soll diese prophylaktische Konsumentenfürsorge damals gekostet haben. Ohne allzu abenteuerlichen Verschwörungstheorien nachzuhängen, wurde recht schnell vermutet, daß das Ganze eventuell nicht der Angst vor einem medizinischen Skandal entsprang, sondern sich irgendein Pfiffikus der hauseigenen Marketingabteilung ausgedacht hätte.
Und in der Tat: die geschaffene globale Medienpräsenz auf der einen und das kreierte Image des um seine Verbraucher besorgten Großkonzerns auf der anderen Seite, wären für diesen Preis mit einer normalen Werbestrategie niemals erreicht worden.
Zwei weitere Beispiele aus dem Bereich „ungewöhnliche Werbemaßnahmen" finden just in diesen Tagen statt. Einige – wenn man sie so nennen will – seriöse Autozeitschriften stellten vor ein paar Wochen die Entwicklungs- und Markteinführungszeitpläne von ABS und ESP gegeneinander, und siehe da: Während das bremsverstärkende AntiBlockierSystem etwa zehn Jahre brauchte, um sich als Austattungszusatz zu etablieren, gelang dies der elektronischen Fahrwerksunterstützung ESP dank umgekipptem Mercedes A innerhalb eines Bruchteils dieser Zeit. Die Aufregung um einen umgestürzten Kleinwagen, dessen Fahrwerksgeometrie ihn zunächst lediglich zum Barrikadenbau prädestiniert erscheinen ließ, könnte also etwas verfrüht gewesen sein.
Eine weitere Möglichkeit, öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ist es, ein Produkt massiv anzukündigen und es dann einfach nicht auszuliefern. Auch hier steht Mercedes als aufregendes Beispiel Pate. Beim Cabrio SLK beispielsweise nehmen die zahlungskräftigen Kunden mittlerweile Wartezeiten in Kauf, die nur noch knapp unter denen für die Kisten in der ehemaligen DDR liegen. Und auch die Anfragen, wann endlich die nächste 17°C erscheint und ob denn überhaupt, sind natürlich bewußt kalkuliert. Wenn wir schon nicht mit fertiggestellten Ausgaben glänzen können, so doch wenigstens mit dem Anheizen der Gerüchteküche. Aber schlechter Scherz beiseite: Die selbst für uns ungewöhnliche Verzögerung beim Erstellen dieser Nummer (für die wir uns entschuldigen) ist keinesfalls Ausdruck wachsender Paralyse, sondern erheblichen organisatorischen Mängeln geschuldet. Insofern stand für uns in den letzten Wochen tatsächlich zur Diskussion, ob wir das Projekt so weiterführen können und wollen. Das Ergebnis ist nicht die Einstellung, sondern die stringente Optimierung unserer Arbeitsweise auf der einen Seite (personell sind wir im übrigen wieder stark angewachsen, welcome Rookies!) und eine komplette Überarbeitung der Zeitschrift.
Wir versetzen uns zur Zeit durch diverse organisatorische Veränderungen in die Lage, tatsächlich 3–4 Ausgaben pro Jahr zu publizieren und unsere Struktur an diese Anforderungen anzupassen. Gleichzeitig werden wir zur nächsten Nummer, die – so wir denn erfolgreich sind – mitte des Jahres herauskommen wird, das Erscheinungsbild überarbeiten und diverse Verbesserungen und Veränderungen durchführen. Auch die Titelseite wird ein kleines Facelifting erfahren: Laßt Euch überraschen!
Wir danken Prof. Dr. Andrej S. Markovits für die Genehmigung zum Abdruck seines Beitrags „Sport-Kontinente", auch wenn wir mit seinen politischen Einschätzungen in seinem Artikel und in seinem Buch kaum übereinstimmen. Auch allen anderen Autorinnen, Autoren und weiteren Verzögerungsopfern (z. B. denjenigen, die vergeblich ihre Austauschanzeigen in diesem Heft suchen) danken wir an dieser Stelle für ihre Mitarbeit, für ihre Geduld und wünschen wahlweise viel Spaß oder viel Groll bei dieser Ausgabe.

die Redaktion

Kürzlich ist bei Elefanten Press das Buch „Goldhagen und die deutsche Linke oder: die Gegenwart des Holocaust" erschienen. Verfasst wurde es von einer antinationalen AutorInnen-Gruppe. Einige Zeilen zur Vorgeschichte und zum Konzept dieses Buches: Im Herbst 1996 machten wir – Leute aus dem antinationalen Büro und politische Freunde aus Oldenburg und Leipzig – in vier Städten Veranstaltungen zum Thema „Goldhagen und die deutsche Reaktion". Als Vorbereitung hatten wir drei Referate ausgearbeitet, die sich mit dem Inhalt des Goldhagen-Buches, mit den entlarvenden Reaktionen der deutschen Historiker und PublizistInnen sowie mit Problemen der Antisemitismus-Herleitung bei Goldhagen befaßten.
In einer anschließenden Auswertung mußten wir feststellen, daß das, was wir mit den Veranstaltungen zu erreichen gehofft hatten, nicht eingetreten war: eine Auseinandersetzung mit den zentralen Thesen aus Goldhagens Buch. Obwohl es vollkommen klar ist, daß jene Thesen (etwa über die Zentralität des Holocaust im NS-System) für die Linke hierzulande eine Provokation darstellen und so oder so umstritten sind, wurde unsere Zusammenfassung von Goldhagens Thesen (wie sie im ersten Teil unseres Buches nachzulesen ist) vom Publikum hauptsächlich mit Schweigen quittiert: keine inhaltliche Nachfrage, keine darauf bezogene Debatte, kein Protest. Auch die Verschickung unserer Referate an diverse linke Zeitschriften und Zirkulare blieb ohne Resonanz. Diese anfänglichen Erfahrungen machten uns neugierig. Unsere Debatte über das Goldhagen-Buch begann sich nun zu einer Untersuchung und einer Debatte über die Reaktionen der deutschen Linken auf das Goldhagen-Buch auszuweiten.
Was wir dabei feststellten, war aufschlußreich. Zwar widerlegt Goldhagens Studie die marxistische, von Reinhard Kühnl geprägte Faschismus-Theorie, zwar widersprechen seine empirischen Befunde grundlegend den Prämissen der kritischen Theorie und dem Erklärungsansatz von Ulrich Enderwitz, zwar lassen sie sich mit der vieldiskutierten und vielgerühmten Holocaust-Theorie von Götz Aly und Susanne Heim nicht in Einklang bringen. Dennoch wurden gegen Goldhagen, wie wir in dem Buch zeigen, die bisherigen Erklärungsansätze über den Holocaust verbissen verteidigt und die fällige Überprüfung bisheriger Vorstellungen geradezu eisern abgewehrt. Wir behandeln im zweiten Teil des Buches die abwehrgeleiteten Argumentationsmuster der Linken und zeigen ihre Nähe zu den etablierten Abwehrmechanismen auf.
Das Ergebnis unserer Untersuchung warf eine weitere Frage auf: Warum ist anläßlich der Goldhagen-Studie die Linke erneut der Konfrontation mit der Nazi-Vergangenheit aus dem Weg gegangen? Wir versuchen im dritten Teil des Buches diese Frage zumindest ansatzweise zu beantworten. Wir befassen uns darin einerseits mit der Verstrickung der deutschen Linken in ein Sozialisationsgeflecht, das mit Hitlers freiwilligen VollstreckerInnen untrennbar verbunden ist. Wir beleuchten andererseits mit der These vom „anderen Deutschland" ein Grundmuster des linken Nationalismus, das in den Exildebatten der 40er Jahre seine Wurzeln hat und mit der emotionalen Abwehr gegen Goldhagen fortgeschrieben worden ist.
Eine Pointe unseres Buches liegt schließlich darin, daß wir aus Goldhagens Studie, die das Kollektiv der deutschen TäterInnen umfassender und detailgenauer als jede andere uns bekannte Schrift portraitiert, einige Schlußfolgerungen für die Gegenwart ableiten, die den Schlußfolgerungen Goldhagens geradezu entgegengesetzt sind. „Hitlers willige Vollstrecker" enthält eine unerschöpfliche Menge an Material, das – unabhängig von der Einschätzung des Autors – für unser Verständnis der gegenwärtigen deutschen Zustände wesentlich ist. Eine wesentliche Aufgabe besteht u.a. darin, jenen Materialschatz über „die Deutschen" unter dem Aspekt von Kontinuität und Diskontinuität systematisch zu analysieren. Einen bescheidenen Anfang machen wir im vierten Teil des Buches, der die aktuelle Wirkungsmacht des Holocaust auf die Deutschen zum Gegenstand hat. Der folgende Textauszug stammt aus dem zweiten Teil des Buches

Der Mytho

Die deutsche sozialistische Linke, die von ak bis zur SOZ und von Kurt Pätzold bis zu Reinhard Kühnl auf Goldhagens Rede von »den Deutschen« so vergrätzt reagierte, folgte damit einer jahrzehntealten Tradition, die sich wie ein heimlicher Generationenvertrag tradiert zu haben scheint. 1943 schon hatte sich Klaus Mann über derart patriotische Empfindsamkeit beschwert: »Diese Patrioten im Exil«, schrieb Mann in New York über die Politiker der deutschen Emigration, »werden sehr ungehalten und schlechtgelaunt, wenn jemand die Taktlosigkeit begeht, anzudeuten, das deutsche Volk könnte in gewissem Grade für die ungeheuerlichen Gewalttaten verantwortlich sein, die die Deutschen verübt haben. ...Sie glauben allen Ernstes, daß Millionen von Deutschen sich unablässig wie Vandalen benehmen, nur weil Hitler sie dazu ›zwingt‹. ...Auch wenn die Kommunisten und Sozialdemokraten, die Katholiken, Liberalen und Konservativen in fast allen wesentlichen Fragen uneinig sind«, so sein resigniertes Resümee, »so gibt es mindestens zwei Punkte, in denen sie sich fast ausnahmslos einig sind: daß die Nazis böse sind und die Deutschen gut.«[26]

Diese Grundauffassung der »Patrioten im Exil« hat die Politik der deutschen Linken seit 1945 maßgeblich und bis in die Gegenwart hinein geprägt. Die Organisationen der ArbeiterInnenbewegung hatten nach ihrer Vertreibung aus Deutschland der Hitler-Regierung die Berechtigung abgesprochen, »für Deutschland« zu sprechen. Vielmehr stelle der Nationalsozialismus eine Gewaltherrschaft über Deutschland dar. Dementsprechend beanspruchten die Exil-Politiker für das eigentliche, das »andere Deutschland« zu sprechen. Die offenkundig immer stärker werdende Symbiose von Volk und Führung im Nationalsozialismus wurde ignoriert. Der Mythos, demzufolge die Masse der Deutschen lediglich »mißbraucht« und eigentlich an der Bekämpfung des Faschismus interessiert sei, blieb ihnen heilig. Die Realitäten im Reich haben aber schon vor 1939 eine vollkommen andere

Sprache gesprochen. Auch dezidierte SozialistInnen hatten sich von den nationalen Erfolgen der NS-Außenpolitik beeindruckt gezeigt, durch welche die Revision der Verträge von Versailles (ein ehemals gemeinsamer Programmpunkt von SPD, KPD und NSDAP) realisiert worden war. Die zweite Hälfte der 30er Jahre wurde zudem überwiegend als Periode steigenden Wohlstands und sozialer Ruhe erlebt. Auch der massive Einsatz neuer Medien, der Massensport und die Freizeit- und Ferienangebote der »Kraft durch Freude«-Organisation trugen zur rapiden Erosion eines internationalistisch ausgerichteten Bewußtseins bei. 1936 – die Olympischen Spiele brachte den Nazis neben der Akzeptanz durch das Ausland eine ebensolche im Inland – war der NS-Staat »rundherum stabilisiert – und die Lage des deutschen Widerstands völlig aussichtslos«, weshalb »in der Nazi-Führung ernsthaft über die Auflösung der KZ nachgedacht wurde«.[27] Im Sommer 1935 wurden für Preußen lediglich 1770 »Schutzhäftlinge« gemeldet, im gesamten Reichsgebiet waren es Ende 1934 etwa 3000, im Juni 1935 weniger als 4000.[28]

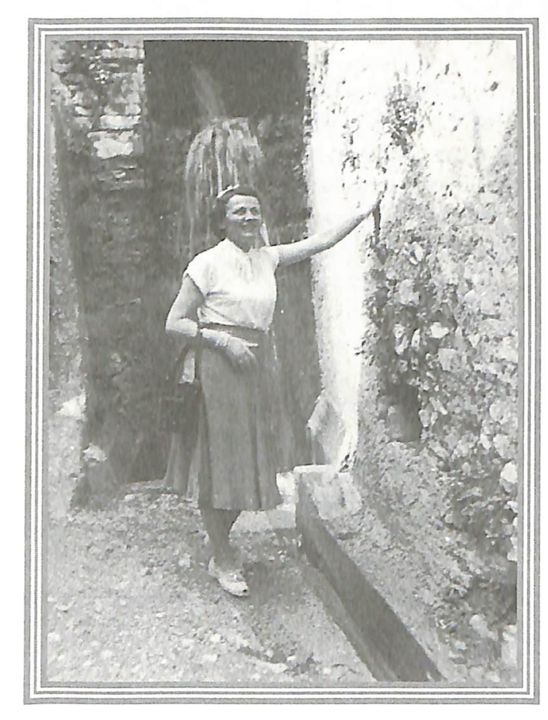
Unbeeindruckt von dem Erfolg des Regimes gingen die Arbeiterparteien auch weiterhin von einem emphatischen Begriff des »Interesses« aus: Interessen, die durch die Strukturen der Eigentumsverhältnisse »objektiv« vorgegeben seien, bestimmten zumindest in »letzter Instanz« auch das Verhalten der einzelnen wie der Gruppen und Klassen selbst[29] – auf der einen Seite also die reaktionären Kreise des Finanzkapitals, die die Interessen der »oberen Zehntausend« verteidigten, und auf der anderen Seite »die Massen des Volkes«, denen es um Frieden, um gerechte Löhne oder um Steuergerechtigkeit ging. Als die KPD im August 1936 einen neuen Vorstoß für eine »Einheitsfront von unten« unternahm, die Massen nun aber nicht mehr bei der Sozialdemokratie, sondern bei der NSDAP standen, paßte man dementsprechend die Theorie der Wirklichkeit an: Statt »Einheitsfront von unten« wurde nun die »Versöhnung der antifaschistischen und der nationalsozialistischen Massen« propagiert. Während die KPD dem Antisemitismus des Nationalsozialismus insofern Rechnung trug, als von der Exilleitung der KPD 1935 die Weisung ausgegeben wurde, daß sich jüdische und nichtjüdische Genossen in getrennten Zellen zu organisieren hätten,[30] wurden 1936 »der deutsche Arbeiter« und das »schaffende Volk« aufgerufen, »den noch nationalsozialistischen Massen brüderlich die Hand zu reichen«.[31] Der »bedeutsame Aufruf des ZK der KPD«, der diese Orientierung begründete, stellt den Tiefpunkt kommunistischer Politik in Deutschland dar.[32]

»Das deutsche Volk« wurde darin aufgefordert, »zusammenzuhalten, die nationalsozialistischen Führer beim Wort zu nehmen und solche früheren Forderungen der NSDAP, die den Interessen des Volkes entsprechen, in treuer Kameradschaft durchzusetzen«. Dieser Politik lag nicht nur eine völlige Verkennung der Wirkungsmacht der Nazi-Ideologie und die Annahme zugrunde, daß »die unteren nationalsozialistischen Funktionäre... die gleichen sozialen Interessen haben wie die Kommunisten«.[33] Sie war zugleich mit Antisemitismen nur so gespickt. »Wir alle wollen Wohlstand und Frieden«, heißt es in dem Papier, »aber dunkle Kräfte sind am Werk, um Deutschland in einen neuen Krieg hineinzutreiben. Es sind dieselben Kräfte, die uns schon 1914 ins Unglück getrieben und die selber den Krieg gesund und reich überlebt haben.« »Kameradschaft in den Kulturorganisationen«, forderte das ZK der KPD, »damit die wahre Kultur des Volkes... sich durchsetzt gegen das Dunkelmännertum«. Als Antipode jener »dunklen Kräfte« wird »der deutsche Arbeiter« benannt, der »wegen seiner Qualitätsarbeit in der ganzen Welt bekannt« sei.[34] »Kann es einen Aufstieg Deutschlands geben«, fragt die Erklärung, die jenen Aufstieg selbstverständlich nicht in Frage stellt, »ohne daß die Arbeiter höhere Löhne bekommen?... Wie kann es einen Aufstieg Deutschlands geben, wenn der kleine Mann von schweren Steuern niedergedrückt wird?«

Die KPD-Stellungnahme wurde nach den antisemitischen Gesetzen »Zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« (1933), der Einführung des »Arierparagraphen« in der Wehrmacht (1934), dem Ausschluß von Juden bei der Zulassung von Zahnärzten und Rechtsanwälten und dem Verbot jedes ehelichen oder außerehelichen Geschlechtsverkehrs zwischen Jüdinnen bzw. Juden und »Deutschen« (1935) sowie all den sonstigen antisemitischen Pogromen und Schikanen, wie etwa dem Badeverbot für Jüdinnen und Juden an Badestränden, formuliert. Nach all dieser Stigmatisierung war der KPD die Situation der Jüdinnen und Juden und der Rassismus der Nazis nicht der Erwähnung wert. Die Stellungnahme von 1936 war hinsichtlich der Opfer des Nationalsozialismus entsetzlich ignorant und propagiert genau diejenigen Werte, die die Opfer der Deutschen bedrohten. Der Aufruf endet mit der Aufforderung an die »nationalsozialistische(n) und nichtnationalsozialistische(n) Werktätige(n)«, sich »einander brüderlich die Hände zur Vereinigung (zu) reichen... Für Deutschland – das heißt: alles für den Aufstieg und Wohlstand des Volkes! Für Deutschland: – das heißt: für Ordnung und Sauberkeit im Lande!...«[35]

Zwischen 1939 und 1945 wurde die Integration der ArbeiterInnen in die nationalsozialistische Politik auf eine qualitativ neue Stufe gehoben. Erstens »durch Integration von Millionen, insbesondere jüngerer Arbeiter in die Wehrmacht oder auch in die Waffen-SS, wo sie – hierarchisch abgestuft – an riesigen Beutezügen beteiligt waren und in wachsender Zahl auch in Kriegsverbrechen verwickelt wurden«, schrieb 1989 Peter Brandt. Daß auch die älteren Arbeiter, etwa in den Reserve-Polizeibataillionen, hinsichtlich der Massenmorde nicht nur »verwickelt«, sondern sehr bereitwillig zum Zuge gekommen waren, ist seit den Veröffentlichungen von Browning und Goldhagen bekannt. Es kam hinzu, daß die Zahl der »Gast«- und ZwangsarbeiterInnen in

Deutschland bis 1944 auf 7,7 Mio. Menschen, mehr als ein Viertel aller in der deutschen Wirtschaft Beschäftigen, angestiegen war. »Damit entstand eine neue betriebliche Hierarchie, in der nach Lebens- und Arbeitsverhältnissen noch einmal zwischen den verschiedenen Nationalitäten differenziert« und die Aggressivität gegen alles »als bedrohlich wahrgenommene Fremde, zu dem neben den Ausländern auch die ›gemeinschaftsfremden‹ Deutschen« gehörten, verstärkt wurde.«[36] All dies vermochte die optimistische Zuversicht der meisten kommunistischen ExilpolitikerInnen in die deutsche Arbeiterklasse in keiner Weise zu beeinträchtigen. »Die Mehrheit unseres Volkes«, schrieb 1945 Paul Merker unverdrossen in seinem mexikanischen Exil, »steht heute teils bewußt, teils gefühlsmäßig gegen Hitler und sein Gangsterregime. ...Auch ich habe Erhebungen immer herbeigesehnt. Aber enttäuscht werde ich auch dann nicht sein, wenn sie nicht mehr zustande kommen, ehe das Naziregime zusammenbricht. Auch dann bleibt mein Vertrauen in den guten Kern unseres Volkes, in die deutsche Arbeiterklasse, unerschüttert.«[37]



Unter den ExilpolitikerInnen der KPD wie auch der SPD war es jeweils nur eine kleine, extrem isolierte Minderheit, die sich von den inneren Zuständen in Nazi-Deutschland eine realistische Vorstellung machte und darüber öffentlich sprach. Von ihren deutschen GegnerInnen wurde sie zumeist als »Vansittartisten« tituliert.[38] Der Diskussionpartner und Kontrahent von Paul Merker war Wilhelm Koenen, der als der Sprecher der Londoner KP-Gruppe für die Texte der britischen Exilzeitschrift *Freie Tribüne* verantwortlich war. Deren Texte sind bei der übergroßen Mehrheit des deutschen Exils auf ähnlich heftige Widersprüche gestoßen wie die Goldhagen-Studie 50 Jahre später bei der übergroßen Mehrheit der deutschen Linken.

»Millionen einfache Deutsche«, hieß es in einem ihrer Beiträge, hätten, »vom Gift faschistischer Gedankengänge verseucht«, den »Wahnsinn der Überlegenheit der deutschen Herrenmenschen... zum Leitfaden ihres Henkerslebens gemacht«.[39] Ihre Befürchtung, derzufolge das »andere Deutschland« nur ein »Wunschbild« der Emigration sei, fand die *Freie Tribüne* beim Einmarsch der Alliierten in Deutschland vollständig bestätigt: »Unbarmherzig zerstört der Ablauf der Ereignisse auch die letzten Illusionen. ...Nicht mit Blumensträußen – mit Handgranaten und Heckenschützen empfangen die Deutschen im Osten und Westen die einmarschierenden Freiheitsarmeen der Alliierten. Statt jubelnder Menschenmassen – der Strom der Flüchtlinge ins Innere des Reichs. Statt Unterstützung der Alliierten – Widerstand oder zumindest tatenlose Gleichgültigkeit.«[40] Die KP-Zeitschrift klagte auch die »deutsche Arbeiterklasse« an, »zu einer der wesentlichsten Stützen des Nationalsozialismus herabgesunken« zu sein. Die »dringende politische Notwendigkeit« bestehe darin, so die Forderung der KP-Gruppe von 1945, die »Legende vom hitlerfeindlichen deutschen Volk« zu zerstören und die »faschistische und nationalistische Verseuchung des deutschen Volkes, die deutsche Arbeiterklasse nicht ausgenommen«, ohne falsche Rücksichten aufzudecken. Die Konsequenzen dieser Realitäten lagen für die *Freie Tribüne* auf der Hand: Sie forderte, daß nach dem militärischen Sieg über den deutschen Faschismus sämtliche Entscheidungsbefugnisse bei den Alliierten bleiben sollten. Die Rolle der deutschen AntifaschistInnen sollte sich darauf beschränken, diese zu unterstützen.[41]

Zu ganz ähnlichen Einschätzungen war eine kleine Minderheit ehemals bedeutender SPD-Funktionäre gelangt, die sich in Großbritannien im Januar 1942 der »Fight for Freedom«-Gruppe angeschlossen hatten. Diese Gruppe hatte mit Lord Vansittart punktuell zusammengearbeitet; sie wurde von einem beträchtlichen Teil der britischen Labour Party unterstützt. Diese internationale Vereinigung von SozialdemokratInnen hatte es sich nach den Worten des deutschen Mitglieds Walter Loeb zur Aufgabe gemacht, »die britische und amerikanische Bevölkerung über die wirklichen Vorgänge in der deutschen Republik von 1918–1933 aufzuklären« und ein Bild der »ununterbrochenen Aggressionen des deutschen Volksimperialismus gegen seine Nachbarn zu vermitteln«.[42] Für die deutschen Mitglieder dieser Vereinigung – Curt Geyer, F. Bieligk, B. Menne, K. Lorenz, C. Herz, Walter Loeb – war »der deutsche aggressive Nationalismus die mächtigste politische Kraft im deutschen Volke«, die »schon vor 1914 und heute erst recht alle gesellschaftlichen Klassen und politischen Parteien erfaßt hat«, weshalb mit dem »Kampf gegen den Nationalismus der deutschen Arbeiterbewegung von vorn« begonnen werden müsse.[43]

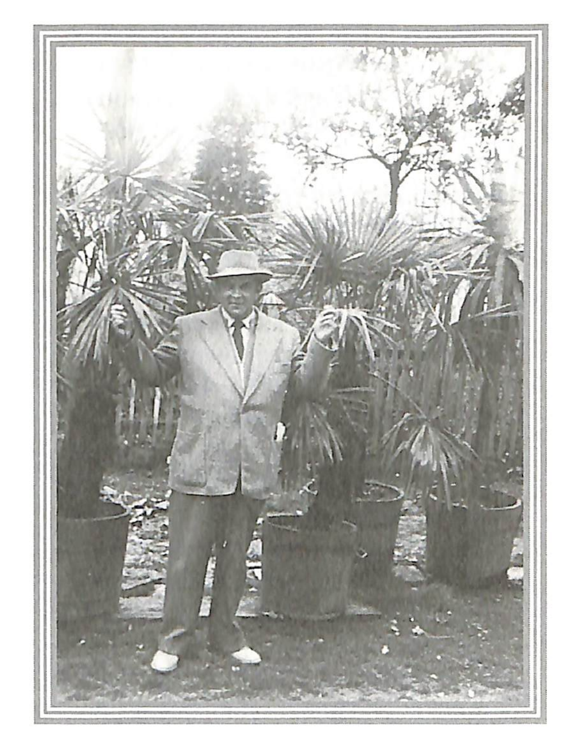
Daß diese Mitbegründer einer antinationalen Position nicht nur aus der patriotisch schäumenden Exil-SPD umgehend ausgeschlossen wurden, sondern ebenfalls aus dem exildeutschen Gewerkschaftsverband, liegt auf der Hand. Doch ihre Position stand 1945 im Raum.

Vor diese Entscheidung waren 1945 somit die deutschen SozialistInnen und KommunistInnen gestellt: Entweder FürsprecherInnen, VerteidigerInnen und VorkämpferInnen des TäterInnenvolks zu bleiben, und

diesen gegenüber auf »Schulmeisterei, Überheblichkeit, Oberflächlichkeit und Herzlosigkeit«[44] zu verzichten; oder mit dem TäterInnenvolk, das für Auschwitz verantwortlich war, radikal zu brechen, die deutsche Verwaltung den Alliierten zu überlassen und – als Voraussetzung jeder neuen Politik – den Ursachen des Nationalsozialismus auf den Grund zu gehen.

Diese Ursachen hatte die Minderheit der exilierten »Vansittartisten« klar gesehen und klar benannt: Sie liegen u.a. im deutschen aggressiven Nationalismus begründet, der vor 1914 und nach 1918 alle gesellschaftlichen Bereiche und auch die Organisationen der ArbeiterInnenbewegung erfaßt hatte. Der Hauptfeind steht im eigenen Land, hatte Karl Liebknecht 1915 vergeblich ausgerufen. Der Hauptfeind steht im eigenen Land, hatten 1923 die deutschen Gewerkschaften erfolgreich proklamiert. Als französische Truppen Anfang 1923 in das Rheinland einmarschiert waren, weil die deutschen Kohleindustriellen ihren Reparationsverpflichtungen aus dem Versailler Vertrag nicht nachgekommen waren, stand statt Klassenkampf wieder der nationale Kampf auf der Tagesordnung:

Die Freien Gewerkschaften in Deutschland, die mit ihrer Politik des Burgfriedens von 1914 bis 1918 die deutsche Kriegsführung entscheidend unterstützt hatten, vollzogen 1923 erneut den Schulterschluß mit Unternehmern und Behörden, um in einer »nationalen Bewegung« das Rheinland von den französischen und belgischen Truppen zu befreien. »Wir sind überzeugt«, hatte hierzu im Mai 1923 die KPD-Zentrale erklärt, »daß in den nationalistischen Volksmassen die große Mehrheit aus ehrlich fühlenden und überzeugten Menschen besteht, die irregeführt sind und nicht verstehen, daß nicht nur die Entente der Feind ist.«[45] Da somit auch die KPD den Widerstand gegen die »Besatzer« unterstützte und ihn als »breite nationale Bewegung von großer revolutionärer Bedeutung« apostrophierte, »schien im...



rheinischen ›Abwehrkampf‹ ...die Einheit des Volkes über soziale und politische Barrieren hinweg hergestellt«, betont Ulrich Herbert, »zumal die Bezugnahmen auf den ›Geist von 1914‹ unübersehbar waren«.[46]

Als sich in der Endphase der Weimarer Republik die Krisenerscheinungen verschärften, wurde die nationalrevolutionäre Phraseologie der KPD noch verstärkt. Sie proklamierte sich als Partei der »nationalen Rettung« und versuchte, die NSDAP im positiven Bezug auf die »Sache der Nation« zu übertrumpfen.[47] Die permanente Anbiederung an das Volk hatte aber die Massen nicht nach links, sondern die Verhältnisse nur nach rechts geführt. Der Fehler der KPD, der den Machtantritt der Nationalsozialisten begünstigte, war nicht ihr »Sektierertum« und die mangelnde Bündnisbereitschaft gegenüber der SPD, sondern ihr Fehler war die Orientierung auf eine Politik, die die Verbundenheit mit einem immer stärker nationalisierten deutschen Volk als erste Aufgabe verstand. Der Stimmenzuwachs der NSDAP von 1930 wurde in der KPD-Zentrale als Ausdruck einer sozialen, wenn auch fehlgeleiteten Rebellion durchaus hoffnungsvoll interpretiert. Noch krasser hatte sich später die KPD mit ihrem Aufruf zur »Versöhnung der antifaschistischen und nationalsozialistischen Massen« von 1936 blamiert.

1945 war die Alternative also völlig klar: Man konnte nur an den Prämissen, die zu Auschwitz geführt hatten, anknüpfen, oder man mußte mit ihnen brechen. Man konnte sich von den nationalsozialisierten Massen nur abgrenzen, oder man mußte sich mit ihnen versöhnen.

Für welche dieser beiden Möglichkeiten sich die deutschen SozialistInnen und KommunistInnen entschieden haben, ist bekannt.

Die von Deutschland ausgelöste Katastrophe, die mit der Kriegsführung 1939 begann und in der Vernichtung der europäischen Juden und Jüdinnen ihren beispiellosen Höhepunkt erfuhr, veränderte zwar die Welt – nicht aber die Liebe der deutschen Linken zum nationalsozialistischen Volk.

Der Nationalismus der Arbeiterparteien, der schon nach dem ersten Weltkrieg mit verheerenden Folgen den patriotischen Parolen gegen den »Schandvertrag von Versailles« zur Glaubwürdigkeit verhalf, war auch 1945 zur Stelle, um aus den Folgen der 1945 gescheiterten, unsagbar verbrecherischen Politik nichts anderes abzuschöpfen als das erneute Ressentiment gegen die Sieger.

Während der Einfluß der antinationalen und antideutschen VertreterInnen im Exil 1945 vollständig in den Hintergrund gedrängt werden konnte, hatten SPD und KPD schon im ersten Jahr nach Auschwitz ihre schon zuvor kaum zu ertragende Großspurigkeit in Sachen Linkspatriotismus noch verschärft. Es waren nicht nur beide Parteien darum bemüht, dem diffusen Volkssozialismus, der der Mentalität der HJ- und KriegsteilnehmerInnengeneration entsprach, entgegenzukommen.[48] Man war sich auch vollkommen bewußt, »daß die Herrschaft in Deutschland auf die Dauer nur die Ideen und Organisationen behaupten können, denen es gelingt, die führerlos gewordenen Massen an sich zu ziehen, die vorher aus den verschiedensten Motiven und in verschiedener Stärke Anhänger des Dritten Reiches waren,

oder sich als solche gaben«[49], wobei die praktizierte Parteilichkeit für die TäterInnen die Millionen ermordeten Opfer des Nationalsozialismus ein zweites Mal auslöschte, indem man sie einfach »vergaß«.

Wie es 1945 der SPD gelang, gerade die überzeugteren Nazis an sich zu binden, kann exemplarisch anhand einer Untersuchung über entsprechende Rekrutierungsversuche in der Stadt Kamen belegt werden.

Die SozialdemokratInnen hatten dort mit Hilfe »der Führerkartei von Jungvolk und HJ« gezielt rekrutiert, schreibt Everhard Holtmann. Es wurde ausdrücklich »eine festere politische Verständigung zwischen klassenbewußten Altsozialisten und jenen jungen Kriegsteilnehmern« angestrebt, »die der Stadt (Kamen) als stramme Jugendfunktionäre des NS-Staats im Gedächtnis waren«. Bei derartigen Verständigungsversuchen hat es Schuldzuweisungen nicht gegeben. Im Gegenteil: »Nicht das sozialistische, sondern das nationale Argument baute wesentlich die Brücke, über welche ein Teil der Kriegsgeneration sich 1945 der SPD angenähert hat«, heißt es bei Holtmann. So entschieden der SPD-Initiator dieses Kreises, Alfred Gleisner, »eine spezielle Schuld der HJ-Generation zurückwies, so vernehmlich warnte er davor, ›aus der Größe der Schuld für die Alliierten ein Recht zu einem neuen Versailles‹ abzuleiten. ... Den suchenden Jüngern, die durchaus noch an Nation und Nationalstaat als Leitbildern festhielten, boten gerade solche Bezeugungen von nationaler Selbstachtung und nationalem Selbstbehauptungswillen die Möglichkeit zu emotionaler Identifikation.«[50]

Diesem Bedürfnis entsprach vollständig die Linie, die Kurt Schumacher, der damalige SPD-Vorsitzende vertrat. Schumacher, verdrängte »von Beginn an... die Mitschuld am eigenen Elend ...aus dem Bewußtsein der Deutschen« und schob die Verantwortung dafür »den Russen« und ihrer »Vernichtungspolitik« (gemeint sind die sowjetischen Demontagen) in die Schuhe. Während er von den deutschen Verbrechen zu sprechen sich weigerte, setzte er sich ab 1951 dafür ein, daß die wegen Kriegsverbrechen verurteilten Wehrmachtsgenerale begnadigt und freigelassen werden: »Die Diffamierung der deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs müsse ein Ende haben.«[51]

Ist es vor diesem Hintergrund verwunderlich, daß die nationalsozialistische Ideologie nach 1945 überproportional bei WählerInnen der Arbeiterparteien haftengeblieben ist? Nach einer im Herbst 1947 unter BewohnerInnen der britischen Besatzungszone durchgeführten Umfrage hatten die SPD-SympathisantInnen häufiger als CDU/Zentrum-AnhängerInnen und KPD-AnhängerInnen die Frage nach der guten, aber schlecht ausgeführten Idee des Nationalsozialismus mit Zustimmung beantwortet (selbst unter den KommunistInnen waren es rund zwei Fünftel). Im amerikanischen Besatzungsgebiet lagen die entsprechenden Anteile im April 1948 »gerade in Hochburgen der Sozialdemokratie wie Bremen (72 Prozent) und West-Berlin (62 Prozent) eklatant hoch.«[52] Schon 1946 wurden mit der Verwüstung jüdischer Friedhöfe die ersten offenen Ausbrüche von Antisemitismus registriert. Und von nicht wenigen NS-Verfolgten ist belegt, daß sie sich noch dafür rechtfertigen mußten, im Zuchthaus gesessen zu haben.[53] Noch 1954 waren für 46 Prozent der Bevölkerung »die wirklichen Kriegsverbrecher« diejenigen, die »den unseligen (Versailler) Frieden allein gemacht haben, die ohne militärische Gründe ganze Städte zerstörten, die die Bombe auf Hiroshima warfen und die neue Atombomben herstellten«.[54]

Zu diesem Zeitpunkt hatte auch die nationale Ausrichtung von SED und KPD ihren Höhepunkt erreicht. Deren Liebe zum deutschen Volk, die vor der Exekution des Holocaust mit einer marxistisch verbrämten Geschichtsmetaphysik vielleicht noch erklärbar gewesen ist, veränderte nach 1945 ihren Sinn. Das Deutsche, das man eigentlich hätte hassen müssen, wurde als authentische Kraftquelle gegen die neue Bedrohung imaginiert. Der amerikanische Imperialismus, so die Erklärung des Parteivorstands der KPD von 1952, führe »einen systematischen Krieg gegen



die deutsche Nationalkultur. Er möchte sie vernichten, damit die Deutschen vergessen, daß sie Deutsche sind, und daß sie eine große Vergangenheit als selbständige und begabte Nation besitzen.«[55] Die Vehemenz dieser (V)Erklärung läßt nur die eine Deutung zu: mit den Deutschen oder ihrer Nation hatte die millionenfache Vernichtung in Auschwitz nicht das geringste zu tun. Und während man sich auch für SympathisantInnen und FunktionsträgerInnen des NS-Reiches zu öffnen und selbst Kontakte zu hohen Ex-Offizieren zu suchen begann, war der jüdische »Kosmopolitismus« als Verschwörung gegen Deutschland erneut identifiziert: Die amerikanischen und englischen Machthaber wollten dem deutschen Volk das Recht auf eine selbständige nationale Existenz nehmen, »indem sie ihnen das ›Europäertum‹, die ›Integration Europas‹, den ›Kosmopolitismus‹ usw. aufzwinge«.[56]

Der »Politik der inneren Aussöhnung« folgend hatte man zuvor schon die kommunistische Haltung zur Entnazifizierung revidiert. Das »einfache nationalsozialistische Parteimitglied«, hatte 1946 ein kommunistischer Parlamentsredner erklärt, sei »selbst ein Ausbeutungsobjekt gewesen«.[57] Im selben Jahr setzte sich



die KPD in einer Bundestagsdebatte dafür ein, »daß alle Kleinen, die unter (die Entnazifizierungskategorien) III, IV und V gruppiert sind, in Zukunft völlig in Ruhe gelassen werden«. Selbst als den NS-Offizieren und -Beamten nicht nur Pensionsansprüche zugesprochen, sondern auch ihre erneute Mitwirkung an Staatsgeschäften ermöglicht werden sollte, stimmte der KPD-Vertreter der neuen Gesetzgebung zu, »weil diese zehntausenden kleiner Leute, die an den Verbrechen des Hitler-Faschismus und an seinem Krieg schuldlos sind, ihren Rechtsanspruch wiedergibt«.[58]

Es sind dies die politischen Wurzeln, die – weder aufgearbeitet noch revidiert – den Adepten von Jusos und DKP als gemeinsames Erbe einst in die Wiege gelegt worden sind. Es ist dies der Hintergrund, vor dem Kühnl seine linkspatriotische Identität beschwört, die gegen Goldhagens Thesen nun zu verteidigen sei.

Mit seiner publizistischen Kraftanstrengung, das »andere Deutschland« gegen alle von Goldhagen berichteten Evidenzen zu retten und das deutsche Volk zu verteidigen, steht Kühnl also nicht als ein Außenseiter, sondern als der Prototyp eines alten und dennoch gegenwärtigen sozialistischen Selbstverständnisses in Deutschland da. Anstatt die Goldhagen-Recherche zum Anlaß zu nehmen, die alten Illusionen, Narreteien und Dogmatismen endlich zu überwinden, hat die deutsche Linke wiederholt, was immer schon üblich war: Sie hat die nationale Solidarität unter Beweis gestellt und den antideutschen Angriff pariert.

Während der alten Tradition folgend der US-amerikanische Finanzminister Henry Morgenthau der deutschen Linken noch heute als die Verkörperung des Bösen gilt, wird am Konzept des »anderen Deutschland« wie selbstverständlich festgehalten, wie eine Marburger Tagung von 1995 über das deutsche Exil bewies: Erneut wurden auch hier nur diejenigen in Erinnerung gerufen, denen der antifaschistische Kampf ein »Kampf für Deutschland« war. Die EmigrantInnen-Verbände, die den deutschen Patriotismus bekämpften, blieben wie selbstverständlich außen vor: Die in der britischen Labour-Party einflußreiche »Fight for Freedom«-Gruppe um Curt Geyer und Walter Loeb ebenso wie die in den USA von den deutschen »Antideutschen« Foerster, Ludwig und Tetens unterstützte »Society for the Prevention of World War III.«[59]

Für die neue (west)deutsche Linke, die nach 1968 entstand, ist die Versöhnung mit Hitlers willigen VollstreckerInnen nie ein Thema gewesen: Sie wurde praktiziert. Unwillentlich hat die deutsche Linke mit ihrer Weigerung, deren Verbrechen zu thematisieren, die herrschende Ordnung, die zu bekämpfen sie angetreten war, reproduziert.

»Wie ...kann unsere Bewegung die Regierungsverantwortung in Deutschland übernehmen, wenn angeblich nur eine winzige demokratische Minderheit vorhanden ist?« hatte Paul Merker im mexikanischen Exil gefragt. »Mit wem wollen die (antideutschen) Menschen denn eine bessere Welt aufbauen, wenn ›die deutsche Bevölkerung‹, wie sie schreiben, den Faschismus wollte?« hatte 1993 ein Autor der marxistisch orientierten Hamburger *Lokalberichte* diese Frage wiederholt.[60]

Die Antworten waren 1995 und 1945 gleich: Die unbestreitbare Tatsache, daß es weder zuvor noch danach in Deutschland eine höhere Übereinstimmung zwischen Volk und Führung gegeben hat als in der Schlußphase des NS, wurde ausgeblendet und das deutsche Volk als Opfer des Nationalsozialismus aus vollem Herzen in Schutz genommen. Die Parteinahme der »neuen Linken« für ihre Eltern war immer auch eine Frage des Gefühls: »Verständnis für die arbeitende Klasse können nur die aufbringen, die ihr angehören und die, die ein Herz für die Schwachen dieser Gesellschaft haben«, hat der oben zitierte Autor der Hamburger *Lokalberichte* erkannt.[61]

Die Verdammung der »Vansittartisten«, die von den TäterInnen sich losgelöst hatten, und die begeisterte Hinwendung zum deutschen Volk gehören zusammen. Es war die Sehnsucht, dem Volk, das man nicht hassen durfte, wenigstens gleich zu sein, welche am Ende der 60er Jahre die AktivistInnen der Außerparlamentarischen Opposition in die Fabrikhallen trieb. Diese Sehnsucht trieb jene neurotischen Blüten hervor, die sich Anfang der 70er Jahre in Form von ML-Parteien, im Proletenkult, in Waschzwang und Genußfeindlichkeit sowie in Parolen wie »Dem Volke dienen« oder »Die Massen sind links« zu entfalten begannen. Auf das Subjekt der Befreiung – zunächst der deutsche Proletarier, dann der Bauer auf seiner Scholle und schließlich die kleinen Leute im Viertel – kam es nicht so genau an: Hauptsache Volk. Wobei auch in der Bundesrepublik die Tendenz stets eine einseitige war: Die Liebe der Linken fürs Volk wurde von diesem nie erwidert, was die Ambition der Anbiederung, sei es nach dem Mauerfall, sei es nach dem Pogrom von Rostock-Lichtenhagen, nur gesteigert hat. Noch nie wurde der Mythos des »Wir da unten – ihr da oben« im post-nationalsozialistischen Deutschland durch eine Analyse irritiert. Seine Grundlage ist stets die Komplizenschaft der Verleugnung und die Selbstblendung mit Blick auf die Geschichte gewesen.

»dem ist durch den bruch mit dieser komplizenschaft beizukommen und mit sonst nichts, und wir werden den teufel tun, uns mit denjenigen, deren beschäftigung mit geschichte

eben diesen bruch nicht zum ausgangspunkt hat, gemein zu machen«, hat die Gruppe »contradiction« hierzu erklärt.[62]

Anmerkungen

26 Klaus Mann, Auf verlorenem Posten. Aufsätze, Reden, Kritiken 1942-1949, Reinbek 1994, S. 43f.

27 Jörn Schütrumpf, Versöhnung der antifaschistischen und nationalsozialistischen Massen, in: utopie kreativ Nr. 71, 9/96, S. 28

28 Ulrich Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989, Bonn 1996, S. 169.

29 Vgl. hierzu Alf Lüdtke, Die Praxis von Herrschaft – Zur Analyse von Hinnehmen und Mitmachen im deutschen Faschismus, in: Berliner Debatte 5/93, S. 23f.

30 so W. Jasper in: Die Zeit, 4. November 1994; Jürgen Kuczynski berichtete von der Warnung eines führenden Kaders der illegalen KPD von Ende 1935: »Jürgen, Du mußt an die Auswanderung denken«, so dieser Genosse. »Mit Deinem jüdischen Gesicht gefährdest Du die Genossen, mit denen Du zusammenarbeitest, insbesondere bei Treffs in der Öffentlichkeit.« zit. nach UZ, 25. Oktober 1996.

31 Walter Ulbricht, Für die Versöhnung des deutschen Volkes, nachgedruckt in: utopie kreativ Nr. 71, 9/96, S. 34.

32 Gemeinsam mit der u.a. erwähnten Stellungnahme Walter Ulbrichts wurde der Aufruf »Für Deutschland, für unser Volk« erstmals am 18. Oktober 1936 in der »Deutschen Volkszeitung« veröffentlicht. Beide Texte waren jahrzehntelang in der Versenkung verschwunden. Sie wurden 1996 erstmals neu publiziert in: utopie kreativ 9/96 S. 32f.

33 W. Ulbricht, a.a.O.

34 Die antisemitische Konnotation des Begriffs »deutsche Qualitätsarbeit« behandelt Kapitel 12.

35 Die KPD-Hoffnungen von 1936 auf eine »nationalsozialistische Linke«, die gegen die Gruppe um Hitler hätte mobilisiert werden können, hatte sich 30 Jahre später Reinhard Kühnl in seiner Doktorarbeit über »Die nationalsozialistische Linke 1925–1933« zu eigen gemacht. Darin macht Kühnl den Arbeiterparteien der Weimarer Republik den Vorwurf, mit dem radikal-antisemitischen Strasser-Flügel der NSDAP, der von Hitler durch angeblich »unüberbrückbare Wesensgegensätze« getrennt gewesen sei, nicht enger zusammengearbeitet zu haben: »Statt dem linken Flügel (gemeint ist eben jener Strasser-Flügel, die Red.) in seinen Auseinandersetzungen mit der Parteileitung den Rücken zu stärken, warfen ihn alle Richtungen der Arbeiterbewegung mit ihr in den gleichen Topf, so daß er – völlig isoliert – von dem übermächtigen faschistischen Flügel ... unschädlich gemacht werden konnte« und somit »die große Chance verpaßt« worden sei, vgl. Reinhard Kühnl, Die nationalsozialistische Linke 1925–1933, Meisenheim 1966, S. 259f.

36 P. Brandt, Die deutsche Linke, die Arbeiterklasse und die nationalsozialistische »Volksgemeinschaft« in der Kriegs- und frühen Nachkriegszeit, in: Helga Grebing (Hrsg.), Sozialismus in Europa, Essen 1989, S. 278.

37 zit. nach Lieselotte Maas, Unerschüttert bleibt mein Vertrauen in den guten Kern unseres Volkes. Der Kommunist Paul Merker und die Exil-Diskussion um Deutschlands Schuld, Verantwortung und Zukunft, in: T. Koebner, G. Sautermeister, S. Schneider (Hrsg.), Deutschland nach Hitler. Zukunftspläne im Exil und aus der Besatzungszeit 1939-1949, Opladen 1987, S. 187. Im Zuge der antisemitisch-antizionistischen Kampagne, die dem Slansky-Prozeß folgte, wurde Paul Merker, da er sich für die Entschädigung der vom NS verfolgten Juden ausgesprochen hatte, der »Verschiebung von deutschem Volksvermögen« bezichtigt und inhaftiert. In den Verhören hatte man ihn, da er als Nicht-Jude den jüdischen Gemeinden half, als »Judenknecht« und »Judenkönig« tituliert. Vgl. Wolfgang Kießlich, Partner im »Narrenparadies«. Der Freundeskreis um Noel Field und Paul Merker, Berlin 1994.

38 Sir Robert Vansittart, seit 1938 Chefberater der britischen Regierung für die Außenpolitik, hatte seit den 30er Jahren eine Anti-Appeasement-Politik empfohlen und sich später für eine dauerhafte Eindämmung Deutschlands eingesetzt. Vgl. Aaron Goldman, Germans and Nazis: The Controversy Over »Vansittartism« in Britain during the Second World War, in: Journal of Contemporary History, Vol. 14 (1979), S. 155f.

39 Freie Tribüne, London, Vol. 5, 1943, No. 3, zit. nach L. Maas, a.a.O., S. 182.

40 Freie Tribüne, London, Vol. 6, 1944, Nr. 11, zit. nach L. Maas, a.a.O.

41 Freie Tribüne, London, Vol. 7, 1945, No. 6, zit. nach L. Maas, a.a.O.

42 zit. nach Alexander Bogner, German Problem, in: konkret 7/1996, S. 25.

43 zit. nach Karl Nele, Volksnationalismus und Klassenkompromiß. Curt Geyer im antideutschen Exil, in: bahamas Nr. 22, S. 56.

44 Paul Merker, zit. nach Lieselotte Maas, a.a.O., S. 188.

45 zit. nach Heiner Möller, Die Sache mit der Nation, in: konkret 3/95, S. 43.

46 Ulrich Herbert, Best – Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989, Bonn 1996, S. 38f.

47 vgl. die ausgezeichnete Darstellung bei H. Möller, a.a.O., S. 44.

48 Helmut Schmidts Äußerung, »daß viele Soldaten im Grund aus dem spezifischen Kameradschaftserlebnis des Krieges und der Kriegsgefangenschaft ... eigentlich prädisponiert waren für den Sozialismus, wenn dessen Träger das bloß richtig begriffen und ausgenutzt hätten«, geht in diese Richtung. Schmidt war Wehrmachtsoffizier und später Vorsitzender des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes, SDS. »Von auskunftbereiten 45 Delegierten der 2. SDS-Konferenz im August 1947 hatten 40 aktiv am Krieg teilgenommen, davon 14 in Offiziersrängen vom Leutnant bis zum Major.« vgl. P. Brandt, 1989, S. 287.

49 so Schumacher, zit. nach P. Brandt, a.a.O., S. 290.

50 Everhard Holtmann, SPD und HJ-Generation, in: Martin Broszat, Klaus-Dietmar Henke und Hans Woller (Hrsg.), Von Stalingrad zur Währungsreform, München 1988, S. 192ff. 1950 hatte Walter Ulbricht in der DDR mit einer Parteiüberprüfung begonnen, bei der über eine Viertelmillion Menschen, vorwiegend aus der Vorkriegsarbeiterbewegung, ausgeschlossen wurden. »Die ausgeschalteten Linken«, berichtet Jörn Schütrumpf, »ersetzte er sukzessive durch Menschen, die ›etwas gut zu machen‹ hatten – durch die jungen Leute, die gläubig dem Nationalsozialismus gefolgt waren.« Vgl. Jörn Schütrumpf, Versöhnung der antifaschistischen mit den nationalsozialistischen Massen, in: utopie kreativ nr. 71, 9/96, S. 31.

51 Ulla Plener, Kurt Schumacher und die Russen. Zu seiner Art des Nationalismus, in: utopie kreativ, 7/8 96, S. 124.

52 P. Brandt, 1989, S. 283.

53 vgl. Helga Grebing, Demokratie ohne Demokraten? Politisches Denken, Einstellungen und Mentalitäten der Nachkriegszeit, in: Everhard Holtmann, Wie neu war der Neubeginn? Zum deutschen Kontinuitätsproblem nach 1945, Erlangen 1989, S. 13.

54 vgl. H. Potthoff, Die Auseinandersetzung der SPD und der Gewerkschaften mit dem NS-System und dem Holocaust, in: W. Bergmann, R. Erb, A. Lichtblau (Hrsg.), Schwieriges Erbe, Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt/M. 1995, S. 126.

55 Programm zur nationalen Wiedervereinigung Deutschlands vom 2. November 1952, zit. nach: G. Judick, J. Schleifstein, K. Steinhaus (Hrsg.), KPD 1945-1968 Dokumente, Neuss 1989, S. 398f.

56 ebenda.

57 zit. nach P. Brandt, 1989, S. 290.

58 Staritz, Judenverfolgung und Antisemitismus in der Wahrnehmung der KPD, S. 226f.; bis heute werden SS-Mörder und Kriegsverbrecher dieser Entscheidung folgend mit Zusatzrenten alimentiert; vgl. das Kapitel Holocaust und deutsche Gegenwart.

59 vgl. R. Kühnl / E. Spoo, Was aus Deutschland werden sollte. Konzepte des Widerstands, des Exils und der Alliierten, Heilbronn 1995.

60 zit. nach Max Müntzel, Wieso eigentlich mit diesem Volk? Linke »Volkstümler« auf Subjekt-Suche, in: bahamas Nr. 12 (Winter 1993/94), S. 22.

61 Müntzel, a.a.O.

62 contradiction (Berlin), identität und wahn – geschichtliche entwicklungslinien, in: aneignung 2, deutschland pauschal. identität und wahn der deutschen und ihrer linken, Berlin 1997, S. 54f.



Jungle World. Die neue linke Wochenzeitung.

Jeden Donnerstag am Kiosk. Oder im Abo.

Jungle World Abo

Ich abonniere die Wochenzeitung Jungle World.

☐ monatlich 15,60 Mark ☐ Förderabo/Ausland 25,35 Mark

Name, Vorname

Straße, Nr.

PLZ, Ort

Tel (für evtl. Rückfragen)

Zahlungszeitraum

Ich zahle ☐ vierteljährlich ☐ halbjährlich ☐ jährlich

Zahlungsweise

☐ Ich zahle per Rechnung.
☐ Einzugsermächtigung: Ich erlaube Jungle World, den Betrag von meinem Konto abzubuchen.

KontoinhaberIn

Konto

Geldinstitut/BLZ

Datum, Unterschrift

Das Kleingedruckte: Das Abonnement läuft mindestens drei Monate. Der Bezug verlängert sich um den oben angekreuzten Zeitraum, wenn ich nicht mindestens 20 Tage vor dessen Ablauf (Datum des Poststempels) schriftlich kündige. Ich weiß, daß ich diese Bestellung innerhalb von 7 Tagen (Datum des Poststempels) schriftlich bei Jungle World, Lausitzer Str. 10, 10999 Berlin, widerrufen kann.

Datum, 2. Unterschrift

Jungle World Probe-Abo

☐ Ich teste die Wochenzeitung Jungle World vier Wochen lang für zehn Mark.

Name, Vorname

Straße, Nr.

PLZ, Ort

Tel (für evtl. Rückfragen)

Ich lege zehn Mark in bar oder als Scheck bei. Das Probe-Abo gilt nur für vier Wochen, es verlängert sich nicht automatisch.

Datum, Unterschrift

Coupon einsenden an: Jungle World, Lausitzer Straße 10, 10999 Berlin. Oder per Fax: (030) 618 20 55

Sex nach der Sexualität

Von der Sexologie zum Post-Strukturalismus *von Arlene Stein*

Während der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts haben westliche Gesellschaften tiefgreifende und verwirrende Veränderung der sexuellen und geschlechtlichen Beziehungen erfahren. Das Reich des Sexuellen wurde zunehmend umstritten, kommerzialisiert und warenförmig. Das heterosexuelle Paar wird immer noch als der tragende Pfeiler des sozialen Lebens und der Sozialpolitik gesehen, auch wenn die Kräfte, die es zusammenhalten, immer dürftiger werden. Konservative Gruppen in den USA und weniger ausgeprägt in Großbritannien, haben aus dieser wachsenden Angst erfolgreich Kapital geschlagen, indem sie versucht haben, ihren eigenen Definitionen der „richtigen" Sexualität Gesetzescharakter zu geben. Man muß nur einen Blick auf die gegenwärtigen Felder der öffentlichen Diskurse werfen – Schwangerschaft von Kindern, Sexualaufklärung, Pornographie, Abtreibung und als letztes kontroverses Thema AIDS –, um die Behauptung zu vertreten, daß Sexualität an der Frontlinie der Politik liegt und ein zunehmend wichtiges Gebiet der sozialen Beziehungen darstellt.

Vor zwanzig Jahren deutete Ken Plummer an, Sexualität sei „umgeben von einem solchen Schleier von Emotionen, Dogmen, Ignoranz und blinden Vorurteilen, daß eine informierte Debatte und menschliche Hilfe sich rar machen, während reichlich persönliches Leiden und öffentliche Konfusion übrigbleiben."[1] Dem Komplex von intimen Wünschen, Verhaltensweisen, kulturellen Einstellungen und Identitäten, welche in den Begriff „Sexualität" einfließen, mangelt es an der Einbettung in eine faktenreiche und sinnvolle politische und intellektuelle Debatte, die das Thema verdient hätte. Während der letzten zwanzig Jahre ist ein Teil dieses Schleiers entfernt worden, nicht zuletzt durch wissenschaftliche Kreise, in denen Sexualität als Teil der Sozialforschung einen wachsenden, eigenständigen Bereich einnahm.

Die ersten Untersuchungen in diesem Bereich sahen Sexualität als vorgesellschaftliche biologische und



psychologische Möglichkeiten. In den wissenschaftlichen Leistungen der Sexualwissenschaft des 19. Jahrhunderts verwurzelt, wurde Sexualität als ein überwältigender, instinkthafter Trieb, ein „grundlegender biologischer Auftrag" gesehen, welcher durch kulturelle und soziale Vorgaben entschlossen kontrolliert werden muß. Aus dieser Sichtweise sind sexuelle Wünsche und Verhaltensmuster kraftvoll, natürlich und unveränderbar.

Seit dem Beginn der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts gehen Soziologen davon aus, daß Sexualität „sozial konstruiert" ist. Wenn Sexualität vielleicht auf biologischen Trieben gegründet ist, so sind diese Triebe extrem formbar. Menschen werden von ihrer biologischen Verfassung her dazu getrieben nach sexueller Entlastung und Nahrung zu suchen, aber ihre biologische Verfassung sagt ihnen nicht, wo sie sexuelle Entlastung suchen sollen und was sie „essen" sollen. Studien legen nahe, daß Sexualität durch soziale und kulturelle Bedeutungen und Begegnungssituationen gestaltet wird und kein natürliches, unerklärliches Fundament hat. Sie kann zu einem Grade Gegenstand einer soziokulturellen Formung sein, die sie nur mit wenigen anderen Formen menschlichen Verhaltens gemeinsam hat.

Gegenwärtig stammt die einflußreichste Konzeptualisierung vom verstorbenen Michel Foucault und seinen post-strukturalistischen Nachfolgern. Sie erweitern die Theorie der sozialen Konstruktion. Sie konzeptionalisieren Sexualität in den Begriffen Macht, Begehren und Praxis. Wie die Interaktionisten nehmen diese Theoretiker an, daß „das Reale" selbst eine Folge, das Produkt einer positivistischen Epistemologie[2] ist. Historisch gesehen besaßen einige soziale Gruppen – früher religiöse und jetzt medizinische Experten – eine unverhältnismäßige Definitionsmacht über die Bedeutung und den Sinn der Sexualität. Sexualität kann nicht getrennt betrachtet oder verstanden werden ohne diesen Zusammenhang.

Im folgenden will ich einen knappen Abriß der Geschichte der Theorie der Sexualität geben, gebündelt in drei Momente: Sexualwissenschaft und Psychoanalyse; soziologischer sozialer Konstruktivismus; und post-strukturalistische Diskursanalyse. Jeder dieser Momente markiert eine Neubewertung der Bedeutung von Sexualität; zusammengenommen bedeuten sie eine anwachsende Reflexivität der Sexualität.

Triebtheorie: Sexualtheorie, Biologismus und Psychoanalyse

Sexualforschung begann in Europa im späten 19. Jahrhundert. In einer Zeit als die Medizin sehr schnell große Fortschritte machte und in Teilen ein Produkt eines langen Prozesses der „Ernüchterung" war, in welchem religiöse Autoritäten zugunsten der wissenschaftlichen in den Hintergrund traten. Sexualwissenschaftler glaubten, daß sie die Eigenschaften des sexuellen Bereichs unter Bezugnahme auf eine innere Wirklichkeit/Wahrheit oder Wesen/-Essenz erklären konnten. Sie setzten sich deshalb mit der Biologie auseinander, um diese Wirklichkeit/Wahrheit ausfindig zu machen. Eine „Wissenschaft der Sexualität" wurde erdacht, welche aufzeigen sollte, daß Sexualität einem einzigen, grundlegenden und einheitlichem Muster folgt, welches allein durch die Natur selbst bestimmt ist.

Die „Modernisierung der Sexualität", ihre Transformation in ein Feld des Rationalen statt des Moralischen, wurde durch die Arbeit solcher Forscher wie Krafft-Ebing deutlich. Er führte eine Reihe detaillierter Fallstudien durch, in denen er die sexuellen Varianten kategorisierte von der „Anerzogenen sexuellen Inversion[3]" bis zur „Zoophilie". Seine ausführlichen Vermessungen der natürlichen sexuellen „Variationen" war erdacht gegen die Vorstellungen, daß dies unmoralische Abweichungen seien.

Eine strikte Trennung zwischen dem Forscher als „Subjekt" und der Sexualität als Studien-„Objekt" gestaltend, erwägten diese positivistischen Erklärungen nicht, daß Menschen im Gegensatz zu Tieren eine Fähigkeit zur Selbstreflexion eigen ist und daß diese Möglichkeit eine wichtige Rolle bei der Formung des Ausdrucks der scheinbar physischen Triebe spielt. Dies wurde von Sigmund Freud aufgenommen. Er legte ein komplexeres und komplizierteres psychodynamisches Verständnis des Wechselspiels zwischen normaler „Sexualität" und ihrer Beziehung zur Gesamtperson vor. Für Freud enthüllte sich Sexualität im Gegensatz zu Sexualwissenschaftlern, die sich auf die Spezies, den Körper oder Syndrome bezogen, unter dem Aspekt der sich entwickelnden Beziehung zweier Subjekte, dem Analytiker und dem Patienten. Er suchte jenseits des Positivismus einen Weg, um die fehlenden psychischen Ursprünge der Erwachsenensexualität aufzuzeigen.

Freud ist wahrscheinlich am bekanntesten durch seine Theorie der kindlichen Sexualität. Die Libido, die psychische Energie verbunden



mit dem sexuellen Trieb, welche das Individuum während seiner erotischen Aktivitäten antreibt, ist nach Freud schon im Kinde angelegt und beeinflußt dessen Verhalten und Geschrei nach Aufmerksamkeit. Vor der ödipalen Phase, ist die Sexualität des Kindes labil und relativ unstrukturiert. Freud nannte es „polymorph pervers". Im Drama der ödipalen Krise kämpft das Kind mit inzestuösen Wünschen gegenüber dem Vater und der Mutter, bis zu einer möglichen Identifikation mit dem Elternteil des gleichen Geschlechts. Die Prozesse auf diesem Weg sind allgemein durch körperliche Faktoren festgelegt, die alle Menschen besitzen, können jedoch „zufällig" von Person zu Person erheblich variieren. Homosexualität ist demnach das Produkt eines Entwicklungsfehlschlages, bei welchem es dem Kind mißlingt seinen/ihren Ödipus-Komplex aufzulösen und sich mit dem Elternteil des gleichen Geschlechts zu identifizieren.

Er erkannte an, daß der sexuelle Instinkt aus verschiedenen Komponenten besteht. Er enthält eine Richtung (ein zu erreichendes besonderes Ziel) und ein Objekt (das Instrument, durch das das Ziel erfüllt wird). Diese müssen nicht zusammengehen. Freud behielt aber eine Zielvorstellung der „normalen" Entwicklung bei. Er argumentierte, wenn der Instinkt in Bezug auf Ziel und Objekt auseinanderstrebe, ohne ein Objekt existiere oder verschoben sei, enden solche sexuellen Fixierungen in Perversionen. Wie oft auch immer er den Begriff der „Perversion" relativierte, selbst an einen Grundzug der Bisexualität glaubte und „Perversion" oder „Abnormalität" als wertneutrale Begrifflichkeiten sah, hat doch sein Terminus der normalen Entwicklung zu einer Pathologisierung der Abweichungen von der heterosexuellen genitalen Sexualitätskonstruktion geführt.

Nach Freud verlangt das reibungslose Funktionieren einer Gesellschaft die Unterdrückung der sexuellen Triebe. Sex ist eine festgelegte Größe, „eine Antriebskraft der Kultur und eine innewohnende Kraft, gegen die sich die Kultur behaupten muß". Die instinktiven Ziele eines Kindes sind unvereinbar mit den Erfordernissen der Zivilisation. Der Entwicklungsprozeß, welcher das Subjekt formt, enthält notwendigerweise einen großen Teil sexueller Repression und die Sublimierung von Wünschen. Diese Repression hilft, das Individuum zu formen, aber sie führt auch zu einer Vielzahl von Perversionen und Neurosen, welche ein Teil der normalerweise akzeptierten Körperlichkeit sind. Es ist dieser besondere Weg, in dem die sexuellen Triebe im Liebesleben der Kinder kanalisiert und reguliert werden – verwurzelt im ödipalen Dreieck. Hier liegt der Ursprung des „hysterischen Leids" in Freuds Fallgeschichten.



Sexuelles Begehren ist in seiner Tiefenstruktur durch kindliche Erfahrungen und innere Konflikte, die nicht völlig gelöst wurden, sowie die Repression gegen Instinkte im frühen Leben geprägt. Sexuelle Repression ist eingeschrieben in die Grundstruktur der Psyche und dient als Werkzeug bei der Formung des reifen Egos[4]. Es ist nichts, was den Erwachsenen aufgebürdet wird und von dem er/sie befreit werden kann. Aber die Verinnerlichung sexueller Normen ist typischerweise unvollständig: ungelöste sexuelle Probleme und/oder nicht verwirklichte sexuelle Wünsche suchen ihren Ausdruck oft in einer Ersatzform. Diese Sublimation sexueller Energien, so nahm Freud an, ist der Impuls hinter kreativen Anstrengungen und ein wichtiges Mittel zur Stabilisierung der Institutionen der Zivilisation.

Eine harte Kontroverse gibt es bis heute um die Suche nach dem „wahren" Freud, die zu einem großen Teil aus der Ambivalenz seiner Schriften herrührt. Die Debatte zentriert sich um die Fragen, bis zu welchem Grad Freud die Betonung auf psychologische gegenüber neuropsychologischen Faktoren in der Erklärung menschlichen Verhaltens legt. Ob er seine zentrale Aufgabe in der Suche nach Bedeutung, der Suche nach Hinweisen für das Unbewußte oder ob er vorrangig an mechanischen und physiologischen Analogien, wie Energien, Kräfte und Gefühlen interessiert war. Klein[5] argumentiert, daß Freud gleichzeitig mit zwei verschiedenen Konzeptionen von Sexualität arbeitete. Die „klinische Theorie" konzentriert sich auf „die Werte und Bedeutungen im Zusammenhang mit sinnlichen Erfahrungen in der Motivationsgeschichte

einer Person von der Geburt bis zum Erwachsenenalter"[6]. Psychologische Faktoren werden hier betont. Die „metapsychologische Theorie" sieht Sexualität als eine „energetische Kraft, die nach Entladung strebt".

Ob sexuelle Motive als in sich sozial und intersubjektiv gesehen werden sollten oder ob sie mehr instinktive, biologisch verwurzelte Kräfte (ein Streben zur Erleichterung von sexueller Spannung) darstellen, ist bis heute ungeklärt. Während die klinische oder psychologische Theorie die Existenz eines unbewußten psychischen Reiches relativ autonom sowohl von Biologie als auch Gesellschaft annimmt, ist die Metapsychologie, oder „Trieb-Endladungs-Theorie" tief verwurzelt im Biologismus von Freuds zeitgenössischen Sexualforschern. Metapsychologische Varianten der Freudschen Theorie konstruieren einen Gegensatz zwischen menschlicher Verbundenheit und menschlicher Natur, das ursprüngliche Vorrecht von Aggressivität und sexuellen Trieben gegenüber Liebe und sozialen Beziehungen. Dies enthält die innewohnende Annahme, daß Menschen ursprünglich antisozial sind.

Andererseits erkennt die klinische Theorie an, daß das sexuelle Reich nicht ein Ding in sich selbst ist, keine Sache der Selbsterfüllung die bei der Geburt in das Individuum eingeprägt ist. Dennoch ist es tief verwurzelt in innerpsychischen Phantasien, die von der individuellen kindlichen Sexualität herstammt, geformt in der Beziehung zu elterlichen Eingriffen. Sie betrachtet die Wichtigkeit der Subjektivität und der Bedeutung in der Gestaltung menschlicher, sexueller Erfahrungen und ist fortgesetzt in der „Objekt-Beziehungs-Theorie". Ein Versuch die Psychoanalyse von ihrer Orientierung auf die Triebe wegzuführen. Dennoch haben die metapsychologischen Varianten einen Status erreicht, indem sie als die Freudsche Theorie angesehen werden.

In der abschließenden Analyse dehnt Freud die Bedeutung des Wortes „Sex" über den in der Sexualwissenschaft betonten Begriff des physischen Ventils hinaus aus. „Sex" umfaßt alle Aktivitäten und Liebe, welche ihren Ursprung in den primitiven sexuellen Trieben haben, als auch alle Impulse, die sich selbst auf Wegen auszudrücken, die nicht länger als sexuell gelten. Aber auch wenn er die Bedeutung des Wortes „sexuell" ausdehnte, so verdeckte das Triebmodell die Wichtigkeit der späteren Entwicklung und der Erfahrungen als Erwachsener. Er unterschätzte den Einfluß sozialer Milieus, die diese Erfahrungen gestalten und bleibt bei der Zielbestimmung einer normalen sexuellen Entwicklung.

Das Triebmodell setzte eine universelle Theorie der menschlichen Natur voraus. Diese beansprucht, daß „Kindheit trans-historisch ist ... jedes menschliche Kind hat zu jeder Zeit und an jedem Ort sehr viel mehr gemeinsam mit allem anderen menschlichen Kindern als mit den älteren Menschen seiner eigenen Zeit und an seinem Ort"[7].

Darin liegt die herausragende Stärke und die Schwäche der psychoanalytischen Theorie im Verständnis der Sexualität: sie stellt eine mächtige universale Theorie der sexuellen Entwicklung in den Vordergrund, ist aber nicht in der Lage für die sexuelle Unterschiedlichkeit und den sozialen Wandel Erklärungen vorzubringen. Durch den Nachweis eines unbewußten psychischen Reiches, autonom von beidem, der Biologie und der Gesellschaft, bewegte sich die Psychoanalyse weit jenseits des simple Biologismus der Sexualwissenschaften. Dennoch ist ihr Wert für die Analyse der Sexualität begrenzt durch die Triebtheorie, in der Sexualität als ein Gestalter der Gesellschaft gesehen wird, als es besser umgekehrt zu sehen.

Sozialer Konstruktivismus: Drehbücher, Identitäten und Kulturen

In den sechziger Jahre wurde der biologische und psychologische Essentialismus durch den sozialen Konstruktivismus herausgefordert. Die Idee bestimmter, essentieller Sexualitäten, die von Geburt an oder in der frühen Kindheit gegeben und über lange Zeit konsistent und relativ stabil sind, machten dem Glauben Platz, daß Sexualität fließend, instabil und Gegenstand der Wahl und des Wandels ist. In der Spätmoderne, sind alle Aspekte des sozialen Handelns anfällig für eine durchgreifende Neusicht in Lichte neuer Informationen oder Wissens[8]. Das Selbst wird zum „reflexiven Projekt". Wir reden über unsere „Selbstfindung", „Selbstheilung", „Identitätskonstruktionen" und vieles mehr. Niemals zuvor waren Selbstidentitäten und soziale Institutionen Gegenstand bewußten reflexiven Handelns. Dies gelte auch für die Sexualität, so die sozialen Konstruktivisten.

Das Triebmodell der Sexualität, welches Sexualforscher beeinflußte, wurde zuerst von Alfred Kinsey in Frage gestellt. In den Fünfzigern führten Kinsey und seine Kollegen eine Reihe von Untersuchungen zum sexuellen Verhalten von Mittelklasseamerikanern durch. Er korrelierte solche Tätigkeiten wie Masturbation, Homosexualität und vorehelicher Geschlechtsverkehr mit Alters-, Klassen- und Geschlechter-



Variablen. Die Unmenge von gesammelten Interviewdaten brachten eine enorme Unterschiedlichkeit des Verhaltens innerhalb der Vereinigten Staaten zum Vorschein. Dies bewies eine große Unterschiedlichkeit innerhalb der akzeptierten sozialen Normen eines fruchtbaren heterosexuellen Beischlafs. Es wurde eine weitaus größeren Zahl von homosexuellen Handlungen, gerade unter Männern aufgedeckt, als landläufig angenommen. Die „Kinsey-Skala" plazierte Homosexualität und Heterosexualität auf einem Kontinuum[9].

Die Aufgabe des symbolischen Interaktionismus, auf das Feld der Sexualität angewendet, war die Beschreibung und theoretische Fassung des Prozesses, durch welchen sexuelle Bedeutungen durch Interaktion verhandelt werden. Gegen das Freudsche Modell argumentierten sie, daß sexuelles Verhalten nicht in der frühen Kindheit, durch den Ödipus-Komplex fixiert ist. Sexuelles „Benehmen" taucht mit der Pubertät auf und ist zum größten Teil nicht verbunden mit der frühen Kindheit. Sex ist kein Trieb. Er hat keine Existenz außerhalb der Gesellschaft, sondern ist selbst das Produkt sozialer Kräfte, durch die täglichen offenen Einflüsse gestaltet Teil eines lebenslangen Lernprozesses.

Moderne Gesellschaften weisen der Sexualität eine übertriebene Wichtigkeit zu. Sexuelles Verhalten ist die meiste Zeit eine einfache alltägliche Erscheinung. Durch soziale Motive und veränderbare Anordnungen konstruiert. Individuen sind aktiv Handelnde, welche ihr sexuelles Benehmen durch soziale Interaktion aushandeln. Interaktionisten verschoben ihren Blick von der determinierenden Kraft sozialer Normen auf die mehr interaktiven sich entwickelnden und situationsbestimmten Umstände. Sexuelles Verhalten ist keine Sache der Sozialisation[10] von Sexualrollen innerhalb der Familie. Es ist das Produkt eines sehr viel interaktiveren Prozesses, der im Begriff des „sexuellen Drehbuchs" verkörpert ist.

Jedes Individuum hat eine eigene Motivation nach sexueller Belohnung Ausschau zu halten. Durch Sozialisation lernt die Person einige oder alle Drehbücher, die zur Verfügung stehen kennen, um dieses für sich beanspruchte Ziel zu erreichen.



Ein „kulturelles Drehbuch" ist eine Anordnung von Glaubenssätzen, welche in allgemeinen Begriffen die Bestimmungen einiger sozialer Handlungen spezifiziert. Die in dieser Handlung beteiligten Rollen, die angemessene Zeit und der angemessene Ort für die Handlung und die Art und Abfolge der Handlungen die akzeptabel sind, werden zugeordnet. Ein Drehbuch stellt allgemeine Verhaltensrichtlinien zur Verfügung. Während bestimmte sexuelle Drehbücher – heterosexueller Beischlaf, zum Beispiel – vorherrschend in der heutigen Zeit sind, sind Individuen nicht durch kulturelle Drehbücher oder soziale Rollen in einer einfachen Art und Weise bestimmt: die Lebenswelt „fordert, daß wir mit dem Leben um unsere Identitäten handeln, da zeitgenössische Gesellschaften weniger Grundlagen für einen äußerlichen Zwang zur Aufrechterhaltung von Kontinuitäten zur Verfügung stellen. Diese Ideen erwiesen sich als sehr fruchtbar für das Studium der Homosexualität und andere Formen der sexuellen „Abweichung".

Die erste Welle konstruktivistischer Studien der Homosexualität wurde durch us-amerikanische „Labelling"-Theoretiker und englische „neue Abweichungstheoretiker", junge radikale Forscher, welche die Orthodoxien der Kriminologie und der traditionellen Abweichungslehre ablehnten, angeführt. „Abweichung" und nicht Abweichler wurden in Anordnungen von Macht verortet. Sie analysierten die Wege, in welchen sexuelles und nicht-sexuelles Begehren ausgedrückt wurde. Dieser Ausdruck erfolgte in situationsgebundenem unterschiedlichem Alltagsverhalten, dem Produkt früher Erfahrung und sozialen Lernens. Gegen den Freudschen Blick, daß Homosexualität das Produkt einer individuellen Entwicklungsstörung sei, schlugen Konstruktivisten vor, Homosexualität als „sozial konstruiert" anzusehen. Das soziales Stigma verkleidet die Tatsache, daß es keinen essentiellen Unterschied zwischen Heterosexuellen und Homosexuellen gibt. Der Unterschied zwischen diesen beiden

Gruppen sind der Effekt kultureller Kategorien, besonders des Auftauchens einer „homosexuellen Rolle". Die Unterschiedlichkeit sexuellen Verhaltens quer durch alle Kulturen, wie es in den zahlreichen ethnologischen Studien deutlich wird, stellt die Vorstellung einer genau bestimmbaren Gruppe von Menschen, die gemeinsame Charakteristika teilen und Homosexuelle genannt werden, in Frage.

Der soziale Konstruktivismus wurde auch begeistert von Feministinnen aufgenommen. Sie erweiterten die Definition der Sexualität, die nun nicht-genitale intime Beziehungen beinhaltete und entwickelten Theorie über die Beziehung zwischen Macht und intimen Beziehungen. Der „Austausch von Frauen" – Zwangsheterosexualität – war das Fundament des Sexualitäts-/Geschlechtersystems. Männliche Dominanz ist die zentrale Dialektik, welche das Sexualitäts-/Geschlechtersystems ordnet. Für Frauen sind die Schlüssel die relationalen Aspekte der Sexualität. Lesbische Beziehungen sind, so einige, weniger mit dem sexuellen Ausdruck beschäftigt als mehr mit intimer Partnerinnenschaft.

In letzter Zeit war die Theorie der sozialen Konstruktivisten im Zentrum vieler Untersuchungen über sexuelles Verhalten und HIV-Übertragung. Dieser Bereich ist vielleicht der Größte von sozialwissenschaftlichen Schriften über Homosexualität in den letzten 10 Jahren. HIV-Übertragung respektiert keine sexuellen Kategorien und hetero-homosexuelle Grenzlinien. Obwohl sie an homosexuellen Handlungen zu bestimmten Zeiten beteiligt sein können, besitzen viele Leute mit HIV-Infektionsrisiko, ganz im Gegensatz zum populistischen Stereotyp, keine schwule Identität.

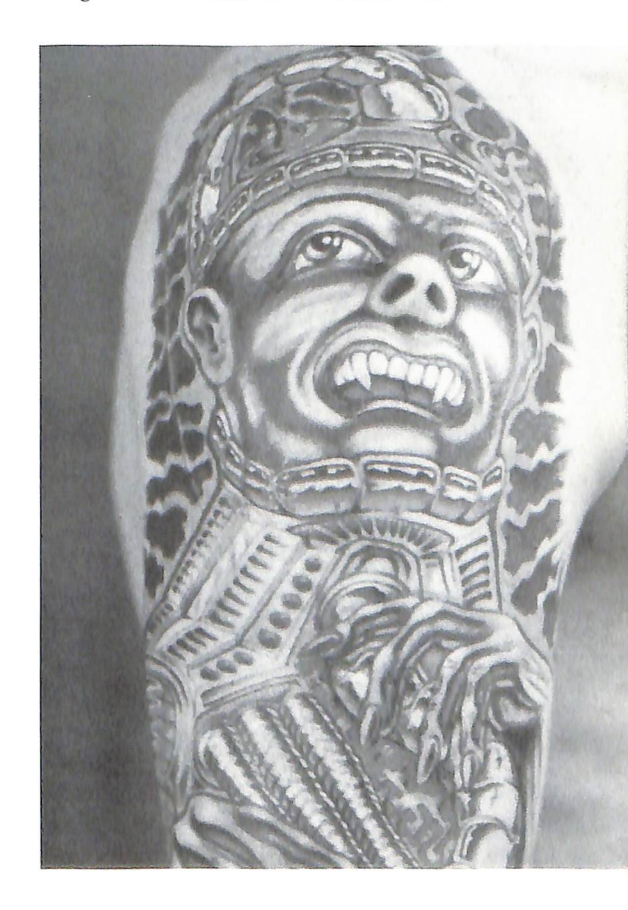
Zusammengefaßt läßt sich sagen, daß der soziale Konstruktivismus in die Studien der Sexualität einen tiefen Skeptizismus über die Fixiertheit der „normalen" Sexualität brachte. Er würdigte die Verschiedenheit der sexuellen Muster, die Geschichte, die Kultur und die Situation betreffend. Anstelle der Gestaltung der Gesellschaft durch die Sexualität, sahen sie die Sexualität durch die Gesellschaft gestaltet. Sie problematisierten die binäre Beziehung zwischen Homosexualität und Heterosexualität. Sie sehen „labels" als Fiktionen und Mittel zur sozialen Kontrolle an. Die radikalen Theorien dieser Tradition beschrieben und verkörperten die wachsende Reflexivität der sexuellen Arrangements. Sie nahmen einige Ideen, die in den 1980ern und 1990ern die post-strukturalistischen Diskurstheorie formten, vorweg.

Diskurstheorie: Macht, Vergnügen und Praktiken

Folgt man den Diskurstheoretikern, so sind soziale Konstruktionen nicht nur die Formen der Regulation sexuellen Verhaltens und die abgetrennten Elemente eines sexuellen Drehbuches, sondern auch die Vorstellung der Sexualität selbst. „Sexualität muß nicht als Geschenk der Natur gedacht werden, dessen Macht gezügelt werden muß, oder als obskurer Bereich, den das Wissen versucht Stück für Stück freizulegen. Es ist der Name für ein historisches Konstrukt"[11]. So schrieb Michel Foucault, welcher die Arbeiten von symbolischen Interaktionisten[12] und „labelling"-Theoretikern[13] durch die Konzeptionalisierung von Sexualität in Begriffen von Macht, Vergnügen und Praktiken ausweitete.

Foucault größtes intellektuelles Projekt war es aber zu zeigen, wie institutionelle Diskurse ausgedrückt durch das „Regime der Wahrheit" der Experten, Subjektivität konstruieren. Sexualität ist kein vorgesellschaftlicher Instinkt, kein biologischer Zwang oder eine übergeschichtliche psychoanalytische Kategorie, nicht die Wahrheit oder Grundlage unseres Seins, die irgendwie durch die Vorgaben der sozialen Normen unter Kontrolle gehalten wird. Vielmehr wird die Sexualität gerade durch die Wirksamkeit der Normen konstruiert. Während der victorianischen Ära[14], als das Resultat einer „diskursiven Explosion", wurde Sexualität eine Hauptstütze der individuellen Identität. Heterosexuelle Monogamie bekam den Status einer Norm und sexuelle Abweichler wurde dazu gebracht, sich selbst als klar verschiedene Personen zu sehen, die sonderbare „Naturen" und stigmatisierte Identitäten besaßen. Sexualforschung und Psychoanalyse, Disziplinen, deren Ziel es war die „Wahrheit" des Sexes zu untersuchen, zu enthüllen und die „unnatürliche" Sexualität zu erklären, machten Sexualität zu einer Schlüsselkomponente des modernen Selbstfindungsprozesses der Individualisierung und Normalisierung.

Foucault brach mit der positivistischen[15] Tradition: Sex ist keine natürliche, universelle Wesensart, welche isoliert und „entdeckbar" gemacht werden kann. Wie die Interaktionisten argumentierte er, daß „das Reale" für sich selbst ein Effekt ist, das diskursive Produkt einer positivistischen Verfaßtheit. Historisch betrachtet besaßen wenige soziale Gruppen – namentlich religiöse und heutzutage medizinische Experten – eine überproportionale Definitionsmacht über diese kulturellen Bedeutungen. Sexualität kann nicht los-



gelöst oder getrennt von diesen kulturellen Bedeutungen verstanden werden. Am Ende sind die einzigen Objekte der Studien (des Glaubens, des Bewußtseins oder der Politik) nicht objektive Realitäten, sondern vorgefaßte Wissenskategorien.

Mag man annehmen, daß Foucault hier eine Vision vorstellt, die kompatibel mit dem soziologischen Begriff der sozialen Kontrolle ist. Aber für Foucault existiert kein vorgesellschaftlicher, natürlicher sexueller Instinkt, welcher durch soziale Kräfte unterdrückt wurde. Macht ist diffus und zugleich produktiv als auch repressiv. Macht operiert verhältnismäßig mit der vollen Partizipation der Individuen, auf die sie einwirkt. Sie wirkt durch das Ansiedeln einer lokal operierenden „Mikrophysik" der Macht, entsprechend ihrer eigenen Logik. Während Macht sich ursprünglich in den Experten ausdrückte, so hat diese sich mittlerweile verselbständigt. Es gibt eine Vielzahl von frei flottierenden Diskursen, die durch die Zeit zirkulieren und sich in die Individuen einschreiben.

Im Angesicht dieses diffusen Typs der Macht glaubt Foucault, daß wir nicht länger auf einen exakten Ort der Macht oder eine zentrale Institution wie die Familie weisen können, die es nur irgendwie zu überwinden oder zu reformieren gilt, um so die Sexualität zu befreien. Das Beste, was wir hoffen können, ist, daß Individuen durch „Dekonstruktion" der sexuellen Identitäten zu einer kritischen Überschreitung der sozialen Normen animiert werden können und sie mit „Körpern und Vergnügen" spielen. Die Hoffnung ist, daß die riesige Bedeutung der Rolle, die Sexualität in der Gesellschaft spielt, geringer wird und wir zu einer Vision des sozialen Lebens als das reine, aber diffuse anwenden von Macht, befreit von Systemen sozialer Normen und Rollen kommen. Dies ist keine Vision der sexuellen Befreiung im Sinne von Marcuse und Reich[16].



Foucaults Theorien wurden von unterschiedlichsten Theoretiker/Innen aufgenommen. Darunter besonders solche, deren Interesse der Homosexualität galt. Unter der Bezeichnung Homosexualität vereinigen medizinische und psychiatrische Diskurse unterschiedliche Gruppen von Individuen, welche „abweichende" Begehren besitzen oder sich an homosexuellen Handlungen beteiligen. Individuen wurden ehemals der Macht der institutionellen Definitionen von Sexualität unterworfen. Foucault sagt uns, daß sie dazu kommen, sich selbst durch diese Definitionen zu sehen. Dies ist der Ausgangspunkt für einen locker verbundenen Literaturkörper, welcher unter dem Namen der „Queer Theory[17]" bekannt wurde. Gegen essentialisierende Definitionen der lesbischen und schwulen Bevölkerung umfaßt die „Queer Theory", zumindest idealerweise, die Unbestimmtheit der schwulen Kategorie und stellt sich „der Schwierigkeit in der Definition der Bevölkerung, deren Interessen in der ‚Queer'-Politik auf dem Spiel stehen"[18].

Als Anhaltspunkt, was „Queer Theory" bedeuten kann, ein flüchtiger Blick auf einige (hervorstechende) als Richtschnur geltende Werke. Diese stammen hauptsächlich aus der Philosophie, der Literatur und den (neu entstandenen, d.Ü.) „Cultural Studies". Judith Butler[19] beschreibt die „ungeschriebenen und geschriebenen Gesetze des heterosexuellen Geschlechtssystems". Sie folgt den schwulen Praktiken des „Drag[20]", des „Cross-Dressing[21]" und der „Butch-Femme[22]" und entwickelt so eine Konzeption des Geschlechts als Aufführung (Performanz) und Geschlechterparodien als subversive Akte. Durch die Lektüre moderner Literatur kommt Eve Sedgwick[23] zur Beschreibung neuer Wege des Wissens und Nichtwissens. Diese basieren auf dem Geheimnis und der Offenbarung. Sie argumentiert, daß solches Wissen ein Medium der Dominanz konstituiert, welches nicht auf andere Formen der Herrschaft zurückführbar ist. Dies Wissen findet seine paradigmatischen Ausdruck im Homose-

xuellen und der „Klappe[24]“. Andrew Parker[25] lenkte durch die erneute Lektüre von Marx' 18. Brumaire die Aufmerksamkeit auf die homosexuelle Dynamik der Zusammenarbeit von Marx und Engels. Er argumentiert, daß wir eine „auf den Sex bezogene Analyse von Klassenformationen“ bräuchten; ein Verständnis wie Sexualität konstituierend für die Kategorien der Klasse ist.

In Texten wie diesen sehen wir die folgenden Charakteristika der „Queer Theory“:

1. Eine Konzeption von Sexualität, welche sexuelle Macht in verschiedenen Bereichen des sozialen Lebens verkörpert sieht. Diskursiv ausgedrückt und durchgesetzt durch Grenzlinien und binäre Teilungen.

2. Die Problematisierung von sexuellen und Geschlechterkategorien sowie von Identitäten allgemein. Identitäten bestehen immer auf unsicherem Grund als Folge der Verschiebung von Identifikation und Wissen.

3. Eine Ablehnung der Bürgerrechtsstrategie zugunsten einer Politik des Karnevals, der Grenzüberschreitung und der Parodie. Diese führt zur Dekonstruktion, Dezentrierung, neuen Lesarten und einer Politik, die gegen die Assimilation gerichtet ist.

4. Eine Bereitschaft Bereiche zu hinterfragen, welche normalerweise nicht als Terrain der Sexualität betrachtet werden, und eine „queer“e Leseart scheinbar hetereosexueller oder nicht-sexualisierter Texte zu dirigieren.

„Die sexuelle Ordnung greift ineinander mit einer ganzen Reihe von Institutionen und sozialen Ideologien“, schreibt Michael Warner[26], so daß „die Herausforderung der sexuellen Ordnung früher oder später zum Zusammenstoß mit diesen als Probleme im Wege stehenden Institutionen führt.“ Die homosexuelle/heterosexuelle Trennung, entwickelt im 19. Jahrhundert, wird zu einer Strategie der Dekonstruktion und des Wiederlesens von Texten, die bisher unter dem Begriff der Heterosexualität zusammengefaßt waren. So wie Feministinnen begannen Geschlecht als primäre Optik zum Verständnis von Problemen, die nicht auf den ersten Blick geschlechtsspezifisch waren, zu behandeln, analysieren Queer-Theoretiker Nationalismus, Ikonen der populären Kultur wie Madonna oder Barbie und fast so gut wie alles andere was es sonst noch unter der Sonne gibt.

Nach der „Queer Theory“ wurde es schwer von sexueller Identität, Kultur, Politik oder selbst Sexualität im Singular zu sprechen. Homosexualität wurde aufgespaltet. Da sind viele Homosexualitäten, viele schwule Identitäten, viele Subkulturen, und manchmal sind die Unterschiede unter ihnen so groß wie jene, welche die Schwulen von der „straighten“ Welt trennen. Diese Argumente haben ihre Vorläufer im soziologischen Lebenswelt-Konstruktivismus. Indem sie für selbstverständlich gehaltene linguistische Codes und Kategorien problematisierten, hatten die symbolischen Interaktionisten eine „auswählende Affinität“ mit einigen Versionen des Postmodernismus.

Kritiken an Foucault legen nah, daß er eine Vision vorlegt, die in fundamentalen Teilen nicht mit den Prämissen der modernen Soziologie in Einklang zu bringen ist[27]. Gebraucht man sein Werk, so wird es schwierig eine Konzeption von Kausalität zu entwickeln, die im Zentrum vieler soziologischer Untersuchungen steht. Korrespondierende Theorien der Wahrheit werden herausgefordert. Kausalitätsmodelle, welche die strukturellen Ungleichheiten analysieren, die dem Reich des Kulturellen, des Sozialen, des Historischen, des Politischen oder des Symbolischen entspringen, sind problematisch. Foucault mag es mißlungen sein, auf der einen Seite eine Verständnis der Alltagswirklichkeit zu liefern, die das Objekt der Diskurse von Macht/Wissen ist, oder auf der anderen Seite eine reale Empfindung zu vermitteln, wie sich dieser Kontrolle widersetzt werden kann. Die Frage, wie sich Macht tatsächlich konstituiert, wird sehr im Vagen gelassen. Seine Aufmerksamkeit gegenüber Texten im Gegensatz zu tatsächlichem sexuellen Verhalten mögen ihn fälschlicherweise verlockt haben, die Wandlung von Vorstellungen, Repräsentationen mit der Wandlung von Benehmen zu verwechseln.

Wissenschaftliche Diskurse mögen aber in der Tat, wie Foucault argumentiert, sexuelle Praktiken und Identitäten wiederhergestellt und die moderne Subjektivität fundamental verändert haben. Aber Individuen, so kann argumentiert werden, sind nicht einfach formbar und ziellos. Sie besitzen einen fundamentalen Kern von Identität, geformt durch frühe Erfahrungen in der Familie, der sich der totalen Verwaltung widersetzt. Mangels Einsicht in den dialektischen Zusammenhang zwischen Identitäten als Selbstausdruck und Identitäten als von oben Zugeschriebenen, scheitert Foucault vielleicht daran, diese Lehrstelle mit einer Beziehung zu ersetzen, die die Beziehung zwischen Sexualität und Sozialstruktur in anderen als repressiven Begriffen versteht.



Foucault präsentiert eine reflexive Kritik am positivistischen Kenntnisstand. Er verwirft den Begriff der Triebe und universalistische, totalisierende Theorien wie die Psychoanalyse. Freuds Vorstellung, daß die Familie die Vorlage liefert, nach der jedes individuelle Verlangen geformt wird, ist nicht länger anwendbar, falls sie das jemals war. Die diffuse Anordnung der sexuellen Diskurse gestalten eine individuelle Subjektivität und sexuelle Identität. Foucault erweiterte die Arbeit der sozialen Konstruktivisten zu Sexualtheorien. Er suggeriert, daß es nicht länger ein lebensfähiges Subjekt gibt, welches in der Lage ist, der Definitionsmacht der Sexualitätsdiskurse zu widerstehen. Er unterschätzt die Möglichkeit ein sexuelles Arrangement zu konstruieren, welches menschlichen Bedürfnissen entgegenkommt.

Schlußfolgerung

Wir begannen mit einem Blick darauf, wie Sexualwissenschaftler und zu bestimmten Zeiten die Freudsche Theorie einen Positivismus verkörperten, in dem Techniken und Prozeduren der Sozialwissenschaften als Mittel zur Aufdeckung von Gesetzen gesehen wurden, die sexuelles Verhalten voraussehen und kontrollieren konnten. Grundlegend für diese Konzeption war die Dichotomie von Subjekt und Objekt – der Glaube, daß der Forscher, als Subjekt, vom Objekt (dem sexuellen Verhalten) zurücktreten könnte und es „objektiv" studieren könnte. Getrennt werden Subjekt und Objekt, Kultur und Natur, die nicht-materielle Welt der Ideen, Einstellungen und Glaubensätze von der Welt der physikalischen Dinge.

Essentialistische Ansätze nehmen eine „undialektische Konzeption der Beziehung zwischen dem, was Menschen tun, und dem, was sie denken, an"[28]. Im Gegenzug eröffneten interpretative Soziologen die Möglichkeit, daß Institutionen und Rollen menschlichem Verhalten Grenzen setzen könnten. Aber solche Strukturen sind Gegenstand der Veränderung durch menschliches Handeln. Individuen gestalten sexuelles Verhalten durch soziales Lernen und täglicher situationsbedingter Interaktion. Es gibt keinen natürlichen sexuellen Impuls, welcher unterdrückt werden müßte, um das reibungslose Funktionieren der Gesellschaft zu garantieren. Hier sehen wir eher die gesellschaftlichen Wurzeln der Sexualität als die sexuellen Wurzeln der Gesellschaft. „Queer"-Theorie und post-strukturalistische Theorien der Sexualität im Allgemeinen markieren eine wachsende Reflexivität. Je mehr wir über Sexualität wissen, desto umkämpfter erscheint sie.

Während die Theorie der sozialen Konstruktion eine Herausforderung für die biologische und psychologische Triebtheorie war, bleiben Fragen offen. Das „übersozialisierte" Modell, welches im sozialen Konstruktivismus vielfach vorhanden ist, wirft die Frage auf, wie Begehren im Individuum konstituiert wird. Warum bevorzugen Leute dieses Drehbuch gegenüber anderen? Warum zum Beispiel werden manche Leute homosexuell, während andere es nicht werden? Ob Sexualität wirklich so fließend und frei wählbar ist, wie der Großteil der „konstruktivistischen" Literatur vorgeschlagen hat, steht zur Debatte. Ideen des Fließens und der Gestaltbarkeit der Sexualität stehen oft im Widerspruch zu den Erfahrungen vieler Homosexueller (und Heterosexueller), die ihre Sexualität als eine unveränderbare Kern-Charakteristik betrachten. Die Theorie der sozialen Konstruktion mag an der Erklärung, wie tief Bedürfnisse und Begehren in Beziehung zu der Entwicklung des Selbst stehen, scheitern. Es fehlt eine nuancierte Theorie, welche auch für die Hartnäckigkeit der heterosexuellen Hegemonie auf dem individuellen Feld Erklärungen bereitstellt. Es wird Forschung gebraucht, die Mikro-und Makro-Felder verbindet. Eine, die die Verwobenheit des persönlichen Lebens mit der Sozialstruktur theoretisch faßt, ohne jedoch einerseits in Volutarismus oder Überdeterminismus zu verfallen (wie vieles, was in der Soziologie geschieht) oder andererseits in biologischen oder psychologischen Reduktionismus (wie vieles, was in der Sexualwissenschaft und der Psychoanalyse geschieht). In einem aktuellen Ansatz, der diese Probleme überwindet, haben Gagnon und Simon[29] ihre Forschung überarbeitet und schlagen vor, daß sexuelle Dreh-



bücher auf drei analytisch geschiedenen Feldern existieren: kulturelle Drehbücher (soziale Normen), interpersonelle Drehbücher (in denen sich soziale Normen und individuelle Wünsche sich treffen) und intrapsychische Drehbücher (individuelle Wünsche).

Kombiniert man die Erkenntnisse der Psychoanalyse, des symbolischen Interaktionismus und der Diskursanalyse, so könnte man argumentieren, daß jegliches kulturelle Szenario, welches sexuelle Praktiken wahrscheinlich oder möglich macht, zu einem gewissen Grade in die Kultur eingebettet sind. Durch die Qualität ihrer frühen Erfahrungen entwickeln Individuen bestimmte Begehren, Phantasien und Vorlieben. Da sie den Massenmedien, der Alltagskultur, gleichaltrigen Gruppen ausgesetzt sind und damit auch Interaktionen, verschieben sich diese Wünsche und gerinnen im interpersonellen Drehbuch. Zu manchen Zeiten kommen Individuen zusammen und schaffen soziale Bewegungen und Subkulturen, die neue kulturelle Szenarien verkörpern und neue interpersonelle Drehbücher gestalten.

Arlene Stein ist „Assistant Professor of Sociology" an der Universität von Oregon. Sie ist die Autorin von „Sex und Sensibilität: Geschichten einer lesbischen Generation (1997) und einer Reihe anderer Essays über Geschlecht/ Sexualität, Kultursoziologie und soziale Bewegungen. Der Aufsatz ist entnommen aus dem Band: David Owen (ed.) (1997): Sociology after Postmodernism.

Übersetzung: Thomas Schulz und Andreas Hieronymus

---

1 *Plummer, K.. ([1975] 1980): „Sexual stigma: an interactionist account", in R. Bocock, R. Hamilton, K. Thompson and a. Waton (Hrsg.), An Introduction into Sociology. Fontana, S. 124)*

2 *Epistemologie: ältere Bezeichnung dafür sind „Philosophie der Erkenntnis", „Erkenntnistheorie", „Theorie der Wissenschaft"*

3 *Inversion, Invertiten war die Bezeichnung für Homosexualität und Homosexuelle*

4 *Das „Ich"*

5 *Klein, G. (1976): „Freud's two theories of sexuality", Psychological Issue, 9: 14-70*

6 *Klein, G (1976): S. 51*

7 *Horowitz, G. (1987): „The Foucaultian impasse: no sex, no self, no revolution", Political Theory, 15: 71*

8 *Giddens, A. (1991): Modernity and Self-Identity. Stanford, CA: Stanford University Press*

9 *Kinsey, A et al. (1948): Sexual Behavior in the Human Male. Philadelphia: W.B. Sauders.*

10 *Sozialisation: Der Prozeß des Aufwachsens*

11 *Foucault, M. (1978): The History of Sexuality, vol 1. New York: Random House, S. 152*

12 *symbolische Interaktionisten: eine soziologische Schule, die ihren Ursprung in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts an der Universität von Chicago hat. Der bekannteste Vertreter dürfte George H. Mead gewesen sein.*

13 *„labelling"-Theoretiker: Ansatz in der Soziologie des abweichenden Verhaltens und der Kriminologie. Geht von Zuschreibungsprozessen aus.*

14 *Victorianische Ära: Die Zeit der englischen Königin Viktoria. Sie lebte von 1819 bis 1901. Sie regierte ab 1837. Gilt als die Blütezeit des Britischen Empires.*

15 *Positivismus: (sehr grob umschrieben) Wissenschaftsrichtung, die sich positiv auf das Gegebene bezieht.*

16 *Marcuse, H. ([1955] 1969): Eros and Civilisation. London: Sphere Books. Reich, W. ([1945] 1969): The Sexual Revolution: Toward a Self Governing Character Structure. New York: Farrar, Straus.*

17 *„Queer Theory": Der Begriff „queer" bezeichnete Schwule negativ. Wie im Deutschen mit dem Begriff „schwul" wurde er positiv gewendet. Heute findet man in US-amerikanischen Buchläden unter dieser Bezeichnung alles, was der Postmoderne zugeordnet wird. Sogar Habermas fällt in San Francisco darunter.*

18 *Warner, M. (1991): „Fear of a queer planet", Social Text, 29: S. 16*

19 *Butler, J. (1990): Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity. New York: Routledge.*

20 *„Drag": Frauenkleidung, die von Männern getragen wird.*

21 *Frauen in Männerkleidung, Männer in Frauenkleidung*

22 *„Butch" engl. für gutaussehenden männlichen Knaben.*
„Femme" frz. für Frauen

23 *Sedgwick, E. Kosofsky (1990): Epistemology of the Closet. Berkeley, CA: University of California*

24 *„Klappe": öffentliche Toilette, die zum Treffpunkt geworden ist, um sich gegenseitig sexuell zu befriedigen.*

25 *Parker, A. (1991): „Unthinking sex: Marx, Engels and the scene of writing", Social Text, 29 (11)*

26 *Warner, M. (1991)*

27 *siehe dazu Lash, s. (1985): „Postmodernity and desire", Theory and Society, 14.*

28 *Berger, P. & Luckmann, T.(1966): The Social Construction of Reality. New York: Anchor Books, S. 91*

29 *Gagnon, J.H. & Simon, W. (1987): „A sexual scripts approach", in J. Geer and W. O'Donohue, Theories of Human Sexuality. Stanford, CA: Stanford University Press.*



VON WOLFGANG KASCHUBA

Daß Sport gesund ist und schick obendrein, das haben wir nun fast alle begriffen. Bis auf kleine Minderheiten, die sich verstockt resistent zeigen, ist die Gesellschaft allmählich auf den sportlichen Geschmack und damit in Bewegung gekommen. Wie früher über Auto- oder Zigarettenmarken läßt sich heute über die Produkte und Signets der Sportausrüster angeregt konversieren, mit fachmännischer und -fraulicher

Sportivität:

Geste auf den Bestand des eigenen Schuh- und Kleiderschranks und – ganz beiläufig – auf den guten Mittelplatz beim letzten Stadtmarathon verweisend. Wohl nur mehr dem Ethnographenblick, der in unserer Kultur ständig neue Mythen und Riten vermutet, scheint eben dies bemerkenswert: die völlige Selbstverständlichkeit der gegenwärtigen Sport- und Körperwelle und ihre unglaublich rasche Etablierung in festen kulturellen Verhaltensmustern. Sportlichkeit bedarf als äußere Erscheinungsform wie als innere Einstellung offenbar keiner besonderen Erklärung mehr, ihr Warum und ihr Wie verstehen sich unter uns aufgeklärten Zeitgenossen ganz von selbst.

Bis vor wenigen Jahren noch hätte man bestimmte Alltagsszenen doch wohl ganz unbedenklich wie folgt interpretiert: Wenn ein Mensch auf der Straße schnell lief, wenn er rannte, hatte er es ganz einfach eilig. Wenn sich jemand physisch anstrengte, seine Muskeln einsetzte, um etwas zu heben oder zu bewegen, so tat er dies in aller Regel im Zusammenhang mit körperlicher Arbeit. Diese Deutungen gründeten auf ebenso einfachen wie komplexen Erfahrungszusammenhängen; sie galten historisch quasi »schon immer«, gehörten zu den basalen Übereinkünften und Prinzipien unserer Alltagslogik.

Heute indessen scheint diese Logik zweifelhaft, ja ungültig: Die Laufenden und Rennenden – sie joggen; jene, die Gewichte heben und ihre Muskeln wölben – sie betreiben Krafttraining oder Bodystyling. Die einen rennen nicht etwa deshalb, weil sie es eilig hätten. Sie haben im Gegenteil viel Zeit, Freizeit, genauer gesagt: freie Sport-Zeit. Und die anderen arbeiten mit und an ihren Muskeln meist gerade, weil sie nicht körperlich arbeiten.

Man muß diese neue Normalität wohl so explizit konterkarieren, um sich überhaupt klarzumachen, wie »unnormal« sie noch bis vor kurzem gewesen ist. Kulturanthropologisch gesprochen sind damit Grundprinzipien gesellschaftlichen Alltagsbewußtseins innerhalb von kaum ein, zwei Jahrzehnten auf den Kopf gestellt – und wir merken es kaum mehr. Anders gesagt: »Sportivität« als eine demonstrative Bezugnahme auf Praxisformen, Symbole und Werte des Sports – sie ist als gesellschaftliches Verhaltens- und Deutungsmuster in der Tat allgegenwärtig und selbstverständlich. Spielende, laufende, sich möglichst sportiv gebende Menschen gehören zur gewohnten Alltagsszenerie unserer Straßen, Parks, Spazierwege. Denn auch dies ist kennzeichnend: Im Unterschied etwa noch zu den sechziger Jahren lebt die sportliche Betätigung längst nicht mehr im räumlichen Ghetto der Vereine und Sportanlagen, also in einem abgesonderten Freizeit-Reservat. Nein, sie macht sich mit großem Nachdruck mitten in der Gesellschaft breit, beansprucht öffentlichen Raum und öffentliche Anerkennung. Und zweifellos hat sich diese soziale und moralische Legitimationsforderung mittlerweile auch in hohem Maße durchgesetzt. Dies wäre ein erstes Indiz für die neue Qualität: die Tatsache nämlich, daß sich das Verhaltensmuster »Sport« in unserer Alltagswahrnehmung bereits selbst erklärt, selbst rechtfertigt. Wir haben den Sinn, die Logik solchen Verhaltens akzeptiert: Joggen steht längst nicht mehr im Geruch der » Zeitvergeudung « und der » Spinnerei«, es ist gesellschaftsfähig, ist als buchstäblich sinnvoll akzeptiert; eher scheint umgekehrt die sportliche Abstinenz unter zunehmenden Erklärungsnotstand zu geraten.

Eine zweite ganz alltägliche, auch statistisch belegte Beobachtung: ganz offensichtlich geht die Sportwelle quer durch die gesamte Bevölkerung, zwar nicht gleichmäßig, doch sind jedenfalls beide Geschlechter davon erfaßt, die verschiedensten Schichten und Altersgruppen, Städter wie Dorfbewohner. Sozial gesehen kann man jedenfalls auch im Blick auf den außerhalb des Vereinsgefüges praktizierten »privaten Sport« längst nicht mehr von einem exklusiven Freizeitmuster sprechen. Allerdings kann und muß man weiterhin nach der sozialen Spezifik solch sportlicher Praxismuster und Werte fragen.

Dritte Beobachtung: Wenn auch »privat«, also außerhalb der Vereine betrieben, muß diese neue, angeblich »freiere« Sportlichkeit offenbar denn auch in ganz bestimmten Formen organisiert sein. Auch der nicht-institutionelle Sportbetrieb

Die Karriere eines neuen Leitwertes
Anmerkungen zur »Versportlichung« unserer Alltagskultur



FOTOS: CORDULA KROPKE/VISTA • FOTOGRAFINNEN

hat sich längst seine Regeln und Rituale geschaffen. Wir lesen die »organisierenden« Anzeigen täglich in den Zeitungen: jene Hinweise auf Lauftreffs, Volkswandertage, Athleticstudios und Fitneßcenter, auf neue Programme und Breitensportangebote der Vereine. Hinzu kommt die Flut der populärwissenschaftlichen Bücher über Gesundheit durch Bewegung, über den sozialen Wert der Fitneß, über die neue Lust am Laufen, über die Körper, die angeblich wiederkehren. Auch wer sich allein trimmt, muß dies »ernsthaft« und »ordentlich« tun, muß zumindest sich selbst organisieren: sein spezielles Trainingsprogramm, seinen Zeitplan, seine Ausrüstung, seine Ernährung, sein Familienleben – auch seine ganz persönliche Trimm-Ideologie, die sich dann von der des Nachbarn unterscheidet wie ein Ei vom andern.

Vierter Eindruck: Wer sich da bewegt, wer läuft, Tennis spielt, Ski fährt, tut dies in ganz bestimmten äußeren Formen und Stilen, zumal in der Kleidung: Die sportliche Silhouette ist gefordert; schon die sorgfältig in Form und Farbe gestylte Ausrüstung signalisiert die »teure« Lieblingsbeschäftigung, macht die einzelne Sportart identifizierbar. Wer kann schon heute noch ein solch schlichtes »Allzweckgerät« wie eine Turnhose kaufen, die früher gleich für zwei Dutzend Sportarten paßte? Man gehe mit diesem bescheidenen Anliegen einmal in eine dieser neuen schicken Sportboutiquen – das kann richtig peinlich werden ... Mit diesem Drang zu exquisiteren Formen ist zugleich viel Spontanes und Provisorisches verlorengegangen, selbst Kinder »spielen« Sport nicht mehr ohne die »richtige Ausrüstung«. Das Geschäft mit dem Körper und am Körper – es blüht.

Traditionen und Transformationen: Zwischen historischem Spiel und moderner Sportkultur

Alles das sind uns selbstverständlich gewordene Alltagsphänomene, vorgelebt von einer Handvoll Spitzensportler und Profis, nachgeahmt oder auch selbst kreiert von Millionen von Freizeitsportlern. Und Millionen sind es in der Tat: Ob nun ein



Drittel der Bundesdeutschen regelmäßig Sport treibt oder gar bereits 45%, wie jüngste Umfragen behaupten, sei einmal dahingestellt. Jedenfalls sind allein in den 64000 Vereinen des Deutschen Sportbundes über 20 Mio. Mitglieder registriert, die zwar sicherlich nicht alle aktiv, doch jedenfalls im unmittelbaren Einflußbereich des Sports und der Sportideologie engagiert sind; 7 Mio. oder 36% davon sind Frauen – 1950 waren es gerade 324000. Außerhalb dieser traditionellen Vereinslandschaft bewegen und stählen sich in rund 4500 kommerziellen Fitneßstudios angeblich über 2 Mio. Aktive, davon sogar 65% Frauen. Und das ständig wachsende Heer der nichtorganisierten Freizeitjogger, -squasher, -skifahrer, -tennisspieler, -gymnasten, -schwimmer, -fußballer, -tänzer beiderlei Geschlechts läßt sich statistisch kaum erfassen.

Die Zahlen sind bekannt, doch man muß sich wohl nochmals die soziale Dimension klarmachen: Sport, in diesem Umfang und mit dieser Intensität betrieben, als ein Alltagsthema und eine Alltagsbeschäftigung gewiß der Mehrheit der Bevölkerung, nimmt man den Medien-Sportkonsum noch hinzu – das ist kulturgeschichtlich wie kultursoziologisch betrachtet etwas völlig Neues, überdies noch eine Freizeitkultur, die von beiden Geschlechtern und von der gesamten Gesellschaft bundesweit in gemeinsamen Formen und nach gemeinsamen Modellen praktiziert wird.

Kritiker sprechen deshalb ja auch davon, daß gerade der Freizeitsport heute immer mehr zu einem veranstalteten, manipulierten Massenkult ausarte, daß er weniger neue Freiheiten schaffe, als vielmehr umgekehrt neue Normen und neue Zwänge produziere: physische Überforderung, Freizeit-Streß, kulturelle Suchtgefahren. Man mag dieses pauschale Verdikt mit gutem Recht für bequem und arrogant halten: Die »Massenhaftigkeit« von Verhaltensweisen erscheint intellektuellen Ästheten ja oft als etwas Un-

schönes – besonders, wenn es ihnen in ihrem toskanischen Kulturparadies in der massigen Gestalt von Neckermann-Reisenden begegnet. Daß solche »Massenhaftigkeit« gleichwohl die Begleiterscheinung von etwas sein kann, das sich durchaus auch als »Demokratisierung von Kultur« begreifen läßt, mit allen Konsequenzen wirtschaftlicher wie kultureller Natur – das übersieht der Feingeist gern.

Nun kommt solche Sportkritik ja nicht nur aus dieser Ecke. Und in mancher Hinsicht ist das Bild vom Massenkult kaum zu bestreiten. Denn es geht offensichtlich längst nicht mehr um ein begrenztes Praxisfeld »Feierabendsport«, sondern um ein komplexes kulturelles Bedeutungsfeld »sportlichen Lebens« insgesamt: Sport nicht mehr als eines von vielen freizeitgestaltenden Mustern, sondern als eine Art lebensweltliches »Sinn-Syndrom«, als Norm und Maßstab sinnvoller Alltags- und Lebensgestaltung. Kulthaft wirkt es insofern, als so manche Verhaltensmuster in der Tat etwas Weihevolles an sich haben: von der Bewegung bis zur Kleidung ästhetisch durchgestylt und rituell überformt, nicht mehr hinterfragbar, weil einem höheren Zweck der Gesundheit, der Schönheit oder der Leistungsfähigkeit geweiht.

Extrem zugespitzt zeigt sich das etwa beim momentan in beiden Geschlechtern grassierenden Bodybuilding-Fieber, von dem bereits rund 1 Mio. Bundesdeutscher erfaßt sein sollen. Da werden Muskelgebirge zum »Körperrelief« modelliert, und ein beziehungsreiches Selbstverständnis spricht sogar vom »Kunstwerk Körper«; Männer stehen stundenlang vor dem Spiegel und üben sich damit in einer Pose, die bisher als »Eitelkeit«, als dezidiert »weibliches« Verhaltensmuster verpönt war; der drei Tage vor dem Wettkampf beginnende Flüssigkeitsentzug riecht förmlich nach Askese und Selbstkasteiung, nach einer Bereitschaft zum Leiden, die fast kathartische Züge trägt.

Man kann derartiges für verrückt erklären – oder genau umgekehrt für ausgesprochen vernünftig und sinnvoll, wie das natürlich die Aktiven ihrerseits tun: die Kraftarbeit als systematisches Training der muskulären Körperfunktionen, der Spiegel und die Selbstbeobachtung auch als eine Form der Aufweichung verhärteter männlicher Rollen, die Askese als intensive Körper- und Selbsterfahrung. Es sind also völlig konträre Deutungen möglich: von außen betrachtet die Vermutung des Körperkults, von innen die Selbstinterpretation als Körperkultur. In anderen Disziplinen des Freizeitsports begegnen uns ja ganz ähnliche Diskrepanzen zwischen äußerer Erscheinung und innerem Selbstverständnis. Und da fast jeder irgendeinen Sport treibt, hat er auch jeweils gute, vernünftige Erklärungen für »seinen« Sport gleich bei der Hand.

Interessant daran ist nun, daß diesem Vorwurf kulthaft überzogener Sportpraxis in allen Disziplinen fast gleichlautende Erklärungen entgegengehalten werden. Insbesondere zwei Hauptmotive tauchen immer wieder auf: der »Spaß an der Bewegung« und die »gesundheitliche Wirkung« (in einer Repräsentativumfrage aus dem Jahr 1987 nannten 75% der Sporttreibenden das erste und 54% das zweite Motiv). Diese beiden Erklärungen scheinen als Begründungsmuster fest in den Köpfen verankert, und es handelt sich bei ihnen keineswegs nur um bloße Stereotypen oder um beliebig austauschbare Argumente. Vielmehr ist es die – meist unbewußte – Bezugnahme auf zwei zentrale ideen- und kulturgeschichtliche Legitimationsstränge der »modernen Körperkultur«: auf eine ältere Idee der Spiel- und Sportkultur einerseits und auf das etwas jüngere Motiv des Zivilisationsdiskurses um Gesundheit andererseits. Dazu nur ein kurzer Ausflug in die Geschichte, um diese Traditionen wenigstens in Stichworten zu rekapitulieren.

Die Spielkultur bildet im vormodernen Alltags- und Festtagsleben ein Interaktionsmuster, in dem sich ganz deutlich das Bedürfnis nach »Soziabilität« ausdrückt, nach einem besonders engen sozialen und emotionalen Kontakt, wie er sich nur in bestimmten Situationen und Figurationen herstellen läßt. Dafür halten die rituellen Formen des gemeinsamen Festes und Spiels quasi die Modelle bereit. Bereits Johan Huizinga[1] skizzierte solche Figuren des historischen Spiels als ganz besonders produktive und formenschaffende Antriebsmomente von »Kultur« überhaupt – bedeutsam vor allem im Blick auf die historische Volkskultur und ihre symbolische Darstellung von Gruppenbeziehungen und Gruppenordnungen, etwa in Gestalt von Dorfbräuchen, von Jugendriten oder von Wettspielen zwischen Berufsgruppen wie Dorfgemeinden.

Läßt man die andersgeartete adelige und höfische Körperkultur einmal beiseite, so wird das populäre Spiel dann im 18. Jahrhundert von den bürgerlichen Eliten als »Sport« neu entdeckt, vor allem in den englischen Public schools als neue Form »sozialen Lernens« eingeführt. Damit wird das Spielerische freilich auch verregelt und systematisiert, die Spielelemente weichen zunehmend den Kampfregeln und Leistungsnormen. Hier scheint die Nahtstelle oder Bruchstelle zwischen alter Spielkultur und neuer Sportkultur sehr deutlich. Es ist kein einfacher Übergang, sondern eine Transformation in andere soziale Zusammenhänge und Zwecke. Sport meint nicht mehr eine lebensweltlich geprägte Spielkultur, er bezeichnet nun vielmehr einen zunehmend vereinheitlichten Sektor im Vergesellschaftungsprozeß der Moderne: allgemein gültige Prototypen und Regeln sportlicher Praxis, dazu pädagogische Modelle, die fest in gesamtgesellschaftliche Erziehungs- und Bildungssysteme eingebunden sind. Das ist der eine Strang.

Der andere entwickelt sich aus jenem zivilisationsgeschichtlichen Konzept »Gesundheit«, wie es vor allem durch den Medizin-Diskurs der Aufklärung begründet wird. Bereits seit dem 18. Jahrhundert propagieren die Ärzte und die sich formierende Schulmedizin ihre Regeln einer körperlichen Diätetik und Hygiene, die dann bald auch als staatliche Gesundheitsprogramme über Gesundheitsbücher und Reinlichkeitslehren in die Köpfe eingeimpft

werden, auch durch die Assanierung der großen Städte und Anti-Seuchenprogramme, durch Körpertaxinomien und die medizinische Symptomatik und Diagnostik. Durch genaues Registrieren und Steuern der körperlichen wie der seelischen Bedürfnisse soll der zivilisatorische Schritt von einem bisher eher sinnlich-empirischen zu einem nunmehr intellektuell-analytischen Verhältnis zum eigenen Körper getan werden.

Ganz im Sinne der bürgerlichen Fortschrittsidee wird eine kontrollierte Balance von psychischem und physischem Befinden gesucht, wird körperlich-geistige Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft gefordert, wird vor allem das Prinzip der »Eigenverantwortlichkeit« für die Gesundheit neu entdeckt. »Gesundheit« ist damit scharf von »Krankheit« abgegrenzt, sie repräsentiert nun einen objektiven Wert »an sich«; und der Gebrauch und die Pflege des Körpers haben sich diesem sittlichen Gebot unterzuordnen.

Diese beiden anthropologischen Grundmotive ziehen sich in Variationen durch die gesamte Entwicklungsgeschichte des »modernen« Sports. Sie finden sich in der Gesundheits- und Turnbewegung der deutschen Spätaufklärung und der Romantik, als über Leiblichkeit und Leibesertüchtigung, über Sinnlichkeit und Körpererfahrung nachgedacht wird, als sich zur geistigen die körperliche Bildung, zur Innerlichkeit die äußere Natürlichkeit gesellen soll, als Gutsmuths und Jahn ihre neue Pädagogik der »wahren Leibhaftigkeit« verkünden – als aus der Bewegung der Körper aber auch ein paramilitärisches Turnen und eine nationale Bewegung in den Freiheitskriegen gegen Napoleon werden: körperliche Gesundheit und geistige Disziplin als Mittel der nationalen »Gesundung«.

Sie finden sich fast hundert Jahre später in der Spiel- und Wanderkultur der Jugendbewegung wieder, als der wilhelminischen Gesellschaft von den bürgerlichen Söhnen ein Spiegel vorgehalten wird, der die Vätergeneration politisch-moralisch verkrustet und körperlich-sinnlich erstarrt zeigt im Stehkragen des »Untertanen«. Es ist eine Kritik an Obrigkeitsdenken und rationalistischem Erwerbs- und Karrierestreben, die bewußt auch mit Mitteln der Körperkultur und der Körpersymbolik vorgetragen wird. Die »Lichtgestalt« und die lockere »Kluft«, das Wandern und die »natürliche Kost« als Gegenbotschaft gegen die industrielle Norm der vom Maschinentakt bestimmten, in Fabriken wie Büros eingezwängten Körper, all das meint Befreiung auch des Geistes durch die Befreiung der Körper – bis diese Jugendbewegung dann ihre Köpfe freiwillig wieder in die nationale Disziplin der Väter und ihre Körper in die Kompanien des Ersten Weltkriegs eingliedert.

Auch in der Körperkultur der Weimarer Republik, in dieser neuen Sport-Massenkultur, bleiben Körpererziehung und Gesundheit zentrale Bestimmungszwecke. In der gerade erkämpften Freizeit, die den unterbürgerlichen Schichten nun Raum für eigene Bedürfnisse zu bieten beginnt, werden Fußball, Handball, Leichtathletik, Schwimmen, Rudern und Radfahren erst zu wirklichen Massensportarten. In ihnen wird der Ausgleich zur Arbeit gesucht, Erholung, gesünderes Leben in »Licht und Luft«.

Und parallel zu den bürgerlichen Sportverbänden wächst auch die Arbeitersportbewegung zur Massenbewegung heran. Sie entwickelt sich zu einer eigenständigen Körperkultur, die den Körper nicht nur für den nächsten Arbeitstag fit machen will, sondern den Menschen helfen soll, gegen das kapitalistische Leistungs- und Konkurrenzdenken eigene Bedürfnisse zu entwickeln und diese sportlich wie gesellschaftlich-politisch einzufordern und auszuleben. Es ist eine Absage an die bürgerliche Körperdisziplinierung und Leistungsorientierung: Die Sportfeste und Arbeiterolympiaden finden vielfach ohne Stoppuhr, Maßband und Ergebnistabelle statt, dagegen mit spielerischen Übungen, in Gruppenformen, mit symbolischen Gesten der Solidarität.

Schließlich – im Nationalsozialismus – wird Sport eine »von oben« organisierte und dirigierte Massenbewegung der kollektiven Körperstählung und Willensschulung, werden die rassisch »gesunden« und militärisch disziplinierten Körper zum führbaren und verführbaren Gesamtkörper der »Volksgemeinschaft« – wohl die schwerste und vielfach ungelöste Hypothek einer Geschichte der Körperkultur in Deutschland.

Sinn und Sinnlichkeit: Identität durch Sport?



Soweit die Geschichte, die in mancher Hinsicht noch in die Gegenwart hereinragt. Im klassischen »Sinnstreit etwa der Sport- und Sportpädagogik-Diskussion sind die Konflikte um jene historisch-zivilisatorischen Sinnstiftungsmotive vielfach bis heute virulent: Askese oder Hedonismus, Korrektur und Disziplinierung des Leibes oder spielerische Befreiung der Körper? – Anderes ist inzwischen natürlich längst Vergangenheit: Sport steht heute in einem veränderten gesellschaftlichen Kontext, ist von anderen materiellen und sozialen Lebensverhältnissen geprägt. Und es liegt eben auch all jenes dazwischen, was sich seitdem an »moderner Freizeitkultur« entwickelt hat.

Aber läßt sich dieses im Vergleich zur Geschichte heute so völlig über-

dimensionierte Sportbedürfnis nur aus dem Mehr an Freizeit erklären? – Dafür gibt es inzwischen doch wohl zu viele Freizeitangebote, als daß wir plötzlich alle gemeinsam auf den Sport verfallen müßten. Oder ist es dieser neue Vorsatz, nun gesünder leben zu wollen? – Gewiß nicht nur, denn dann müßten die Verhaltensänderungen in anderen Bereichen – etwa bei Ernährung, Alkohol, Rauchen, Autofahren, Umwelt-Ökologie – ja wohl ähnlich konsequent aussehen wie im Sport. Also ist dieses



Sporttreiben doch ökonomisch motiviert, die »Sportwelle« letztlich ausgelöst durch Kulturindustrie und Freizeitindustrie? – Ohne Zweifel ist das ein Riesenmarkt, ein Millionenvergnügen und ein Milliardengeschäft zugleich, und die Massenmedien spielen als Multiplikatoren und Inszenatoren dieses Sportspektakels eine tragende Rolle. So bestimmt die Freizeitindustrie fraglos die Dynamik und die Moden wesentlich mit. Doch selbst sie scheint kaum in der Lage, eine solche Sport-Massenbewegung einfach aus dem Boden zu stampfen, sie einfach »industriell zu machen«.

Oder ist der Sport deshalb zum festen Bestandteil unserer lebensweltlichen Praxis geworden, weil er defizitäre menschliche Grundbedürfnisse im Bereich körperlich-sinnlicher Erfahrung abdecken kann, ohne deren Befriedigung wir tatsächlich nicht mehr »im Besitz unseres Körpers« sind? In diese Richtung deuten in der Tat nicht wenige Hinweise, die uns die Forschung in letzter Zeit gibt.

Die Kulturanthropologie etwa zeichnet in der Zivilisationsgeschichte die Linien einer somatischen Kultur nach, also einer kontinuierlichen Beziehung zu Sinnlichkeit und Körperlichkeit, die für den sozialen Aufbau und für die Stabilität der Beziehungen des Individuums zu seiner Umwelt konstitutiv war und ist: der Körper als ein Medium der Kommunikation, als zusätzliche Verständigungshilfe neben der Sprache; unsere Mimik und Gestik als »semi-autonome« Verständigungsmittel mit unserer Umwelt, ohne die wir uns auch bei aller Beredsamkeit kaum hinreichend verständlich machen könnten; der Körper mithin als Träger unseres Selbst.

Auch Jean Piagets oder Erik Eriksons psychologische Forschungen zum Problem von Identität und Selbst-Konzeption weisen in diese Richtung. Im Zusammenhang von Lebenszyklus und Identität kommt ganz bestimmten physischen Formen der sozialen Selbsterfahrung und Selbstwahrnehmung entscheidende Bedeutung beim organischen Aufbau von Lebensweltbezügen und persönlicher Identität zu. Das Kind, der Jugendliche, der Erwachsene entwickeln jeweils bestimmte körperliche Präsenz- und Repräsentanzbedürfnisse, ohne die sich seine Erfahrungssysteme und seine Erfahrungsfähigkeiten nicht entfalten, ohne die schwere Störungen im Persönlichkeitsaufbau entstehen.

In der Geschichtswissenschaft – vielfach inspiriert von Norbert Elias' Arbeiten – betrachtet man den »Prozeß der Zivilisation« mittlerweile auch als einen langgezogenen soziogenetischen Dressur- und Konditionierungsakt der Körper und der Sinne. Forschungen etwa zur Geschichte der sozialen Hygienisierung oder zur Entstehung der industriellen Arbeitsdisziplin vermitteln wichtige Einblicke in jene gesellschaftlichen Disziplinierungsprozesse des 18. und des 19. Jahrhunderts, welche die physische und somatische Erfahrungsorganisation des »modernen« Menschen nachhaltig beeinflußt haben.

Auch die Ethnologie und die neuere Volkskunde geben aufschlußreiche Hinweise zur symbolischen Körperrepräsentanz in den verschiedenen Kulturen. Sie zeigen, wie sich das Selbstbild und das Fremdbild des Menschen in körperlichen Habitusformen, in kulturell geformten und körpersprachlich ausgedrückten Signalen vermitteln. Wie ich gehe, schaue, spreche, mich kleide, esse, welches Maß an Sicherheit oder Unsicherheit ich über Gesten und Haltungen bei jeder dieser Alltagshandlungen »verkörpere« – das erst macht mich für meine Umwelt identifizierbar.

Schließlich bestätigen auch neuere soziologische Untersuchungen etwa zum Identitätsaufbau junger Industriearbeiter, wie wichtig für das Selbstverständnis gerade von Gruppen mit niedrigen Bildungsqualifikationen und Ausbildungsstandards immer noch die traditionellen Körperbilder sind: Körperkraft, Gewandtheit, Geschicklichkeit und stabile Konstitution. Das zieht sich von der Arbeitssphäre bis in den Freizeitbereich des Sports und der Jugendgruppen hinein, und es erscheint dort immer noch als ein wesentliches Definitionsmerkmal von Persönlichkeit und Männlichkeit – im Sinne einer Identität, die wesentlich auf Körperkraft, körperlicher Arbeitsfähigkeit sowie körperlicher Durchsetzungsfähigkeit aufgebaut ist.

So könnte also ein erstes Resümee lauten: Sport scheint in der Tat »postindustrielle« menschliche Grundbedürfnisse anzusprechen. Als bewußte Beschäftigung mit unserem Körper, als soziales und kulturelles Training ist er heute offensichtlich um so wichtiger, als durch die technologischen Veränderungen der Arbeits- und Alltagswelt, durch die »Zivilisierung« unserer Leiblichkeit, durch deren Neutralisierung mittels Deodorants, Kleidung, Düften uns die Wahrnehmung des eigenen wie des fremden Körpers offen-

bar nur mehr gedämpft und gefiltert möglich ist. Der Körper als Kommunikationsinstrument im wörtlichen Sinn – er verliert gewissermaßen seine Sprachfähigkeit, wenn er nicht durch künstliche, jedoch notwendig ergänzende sinnliche Formen der Körperkultur »in Übung« gehalten wird.

Kann man in dieser Richtung noch weitergehen? Wäre der Sport, gerade indem er in solch stilisierter, kulthaft übersteigerter und damit demonstrativ betonter Form betrieben wird – wäre er also »der« Schlüssel zur Wiedergewinnung verlorener sozialer und kultureller Identität?

Ein Weg zudem jenseits von Klassengrenzen, von Geschlechts- und von Altersschranken, weil die klassischen wie die klassenspezifischen Formen der Sportsozialisation hier außer Kraft gesetzt sind und endlich Prinzipien wie »Individualität« und »Selbstverwirklichung« in ihr Recht treten können? Derart zugespitzt, ergibt das dann zwar eine hübsche, griffige These, und sie wird in manchem Sammelband und auf mancher Tagung zum Körperthema neuerdings auch eifrig traktiert. Nur, so ist zu fürchten, wird sie sehr weit nicht tragen. Denn sie berührt mit diesem Bedürfnismotiv, mit dieser kulturanthropologischen Deutung der Körperlichkeits- und Sportwelle, lediglich Teilaspekte eines sehr viel komplexeren und widersprüchlichen Vorgangs: des aktuellen Wandels und der ideologischen Neubewertung nämlich von kulturellen Leitsektoren und Leitbildern in unserer Gesellschaft.

»Sportivität« – das ist heute eine Chiffre, die für sehr viel mehr steht als nur für vordergründige Phänomene im Bereich von Sportpraxis, von Körpererfahrung, von Gesundheitspflege. Sie beinhaltet darüber hinaus auch Vorstellungen eines neuen kulturellen Habitus im Sinne »postmaterieller« Lebensorientierungen, also Vorstellungen etwa von geistiger Flexibilität und von sozialer Offenheit, von Eleganz und Sensibilität, von Individualität und Aktivität – meint also Modelle einer »verfeinerten« ästhetischen und kulturellen Praxis im Sinne eines umfassenden Lebensstils. Damit symbolisiert die neue Sportlichkeit nunmehr Werte, wie sie bisher vorwiegend durch die Fähigkeit zu exklusivem Konsum oder durch die Teilhabe an der »Hohen Kultur« zu realisieren waren. Pointiert gesagt, charakterisiert das Attribut »sportiv« heute nicht mehr wie noch in den sechziger Jahren jenen eher robust, wetterfest und freundlich-naiv gezeichneten Typus des herkömmlichen Vereinssportlers, sondern es bezeichnet erheblich höherrangige, »seriösere« Werte. Der Tennisschläger erzielt mittlerweile ebenso viele Statuspunkte wie die elegante Uhr von Cartier, das Squash-Spielen kann als Ausweis von Intellektualität jederzeit den Theaterbesuch ersetzen. Sportlichsein bezeichnet nicht mehr ein privates Hobby, sondern verrät ernsthafte Kultiviertheit, »ist« selbst Kultur. – Längst haben die Werbepsychologen, deren Hand stets den »Puls des Zeitgeistes« fühlt, die damit verbundene nahezu unbegrenzte Anwendungsmöglichkeit des Signets »Sportivität« erkannt.

Diese Aufwertung und diese Metamorphose scheinen gute gesellschaftspolitische und ideologische Gründe zu besitzen. Was könnte wohl besser die Idee einer klassenlosen, nachindustriellen Freizeitgesellschaft verkörpern als jener schöne Schein der »demokratischen Sportgesellschaft«: die sportlich-lässige Kleidung, die alle überall tragen; die fürsorglichen Trimm-dich-Appelle, die sich an alle richten; der Manager, der beim Volkslauf neben dem Arbeiter keucht. In der Bewegung der Körper scheinen die individuellen Erfahrungen und Bedürfnisse zu verschmelzen; dazu noch die gemeinsame Sorge um die Rückhandpeitsche von Steffi und die Psyche von Boris... da werden soziale und kulturelle Gemeinsamkeiten vorgespiegelt, die unser Alltagsleben in den warmen Dunst einer locker trabenden und vereint schwitzenden Trimm-Nation tauchen.

Erst bei genauem Hinsehen merkt man, daß es mit der bundesdeutschen Spiel- und Sport-Demokratie so weit nicht her ist. Im Gegenteil: Die vermeintlich so legere Szene des Freizeitsports entpuppt sich als heimliches Aufmarschfeld neuer gesellschaftlicher Leistungsnormen und subtiler kultureller Statuskämpfe. Sichfithalten – das gilt jetzt als ein wesentliches Gestaltungselement der privaten Lebensführung. Andererseits ist es jedoch keineswegs mehr eine »Privatsache«, sondern eine gleichsam staatsbürgerliche Pflicht, argumentativ gestützt durch Stichworte wie Leistungsfähigkeit, Eigenverantwortung, Gesundheitskosten. Fit und leistungsbereit sein, das gilt als moralische Pflicht und ethische Maxime zugleich – und wer das nicht



begreift, dem hilft der Verweis auf die schärferen Anforderungen des Arbeitsmarktes buchstäblich auf die Sprünge. Sichfithalten – das gilt als Regel nun für alle. Andererseits aber zeigen sich dabei eben »feine Unterschiede« im Wie: die Sportkultur als soziale Distinktions-übung, als ein Gesellschaftsspiel »Wer bin ich?«

Gerade die scheinbar so egalitäre Welle des »privaten Sports« demonstriert in exemplarischer Weise etwa die unterschiedlichen Freiheiten in der »Freizeit«, also in der zeitlichen Disposition der sportlichen Betätigung; sie verdeutlicht qua Kleidung und Ausrüstung die unterschiedlichen sozialen Konsummöglichkeiten und Geschmacksmuster; und sie unterstreicht das Trennende, die Schichtspezifik von Kulturstilen im Hinblick auf Motive und Einstellungen: »Wenn ich morgens nicht eine Runde schwimme, habe ich am Schreibtisch einen leeren Kopf.«

Das Fließband an der Stelle des Schreibtisches würde uns den Satz doch wohl unsinnig erscheinen lassen. Dabei ermöglicht der Freizeitsport diese kulturelle Distinktion nicht obwohl, sondern weil er gemeinsame Spielräume und Übungsfelder vorgibt. Erst durch die »Tuchfühlung« beim Joggen oder im Athletic-Studio werden die sozialen Unterschiede in den Lebensstilen so besonders kontrastfähig. Nichts belegt dies nachdrücklicher als das unglaublich hoch entwickelte »Markenbewußtsein« der Kinder und Jugendlichen, das vom Tennisschläger bis zum Schi, vom Basketballschuh bis zur gesamten Garderobe jenen Statuscode der Initialen, Streifen und Krokodile so perfekt beherrscht. Da geht es nicht mehr um den altmodischen Idol-Effekt beim Uwe-Seeler-Fußballstiefel sondern um komplexe persönliche Selbstdarstellungsbedürfnisse, um symbolische Entwürfe sozialer Identitätswünsche.



Dieses scheint der eigentliche Kern: »Sportivität« betrifft nicht mehr eine begrenzte Sportpraxis, sondern steht als Chiffre für einen gesamten Lebensstil; sie verkörpert ein neues, umfassendes Leitmuster unserer Alltagskultur. Man kann da durchaus von einem kulturellen Paradigmenwechsel sprechen, der für die gesamte Gesellschaft stilbildend und sinnstiftend wirkt.

Motive: Individuelles Bedürfnis oder soziale Leistungsnorm?

Im Rahmen eines kleinen Forschungsprojekts wurde diesem Phänomen nachgegangen, um seiner Widerspiegelung in den »subjektiven« Motiven von Sporttreibenden einmal etwas näherzukommen. Dabei wurde eine begrenzte Serie von Befragungen und Interviews mit Fußballern, Jogger/innen, Teilnehmer/innen an Volksläufen und Bodybuilder/innen durchgeführt. Selbstverständlich lassen sich daraus keine wirklich repräsentativen Ergebnisse gewinnen, aber wohl dennoch bezeichnende Aussagen über individuelle Motive wie soziale Orientierungen in diesem Bedeutungsfeld der »neuen Sportlichkeit«. Ich will versuchen, die natürlich meist in Kombination genannten Referenzmotive einmal in fünf Gruppen zu sortieren und ihren Hintergrund etwas zu beleuchten:

Eine erste Antwortgruppe gilt der Orientierung an ästhetischen Vorbildern und an eigenen Körperidealen. Schlank sein, fit sein, schön oder jedenfalls ansehnlich aussehen – solche Motive werden sehr offen und sehr häufig genannt. Dies, die schlanke und elegante Figur, sei auch das alte und neue Körperideal der Mittelklassen, behaupten amerikanische wie bundesdeutsche Untersuchungen zur Entwicklung sozialer Körperleitbilder. Und sie weisen zugleich darauf hin, wie sehr die wachsende intensive Beschäftigung mit dem eigenen physischen »Selbst« entsprechende narzißtische Einstellungen befördern kann – Einstellungen zum Kultgegenstand »Körper«, die mitunter zwanghaft werden: um jeden Preis so aussehen müssen, wie die Selbst-Projektion vorgibt.

Dazu braucht man als Beleg gar nicht den vielstrapazierten Kampf von Erwachsenen in der Midlifecrisis um »Jugendlichkeit« zu bemühen. Eine empirische Studie in San Franzisko ermittelte jüngst, daß dort bereits fast 80% aller Mädchen des vierten Schuljahres (also im Alter von etwa zehn Jahren) mit einem eigenen Diät- und die meisten auch mit eigenem Gymnastikprogramm leben. Also bei Kindern schon Essen, Bewegung und Leben nach Plan, weil das Schlankheitsdiktat es so will? – Sicherlich wird man da diffe-

renzieren müssen: Unterhalb der durch die Werbung vorgegebenen Normen können sich in solchen Orientierungen durchaus auch individuelle Sinngebungen formulieren. Solange sich ästhetische Ideale nicht repressiv verselbständigen, mögen sie als Persönlichkeitsentwürfe und Selbstbilder auch produktive Formen von Lebensenergie, von Aktivität freisetzen. Dennoch handelt es sich dabei in jedem Fall um Vorstellungen, die den herkömmlichen Geltungsbereich einer freizeitbezogenen Sportpraxis weit überschreiten und ihn bereits auf die Ebene komplexer Lebensentwürfe ausdehnen. Und man mag zumindest skeptisch sein, inwieweit sich dabei noch eine subjektiv steuerbare Balance zwischen spielerischem Bewegungsbedürfnis und instrumenteller Körperdisziplinierung finden läßt.

Die zweite Motivgruppe verweist auf den Gesundheitszweck – durch körperliche Übung gesünder und »wacher« leben, einen Ausgleich zu Arbeit und Alltagsstreß finden. Da schimmern noch deutlich die Argumente jenes historischen Gesundheitsdiskurses vom therapeutischen Nutzen der Körperkultur und von der Selbstverantwortung für einen gesunden Körper hindurch. Nichts anderes suggeriert im Grunde genommen ja auch unsere moderne Variante »Wer trimmt, lebt länger«. Und wir sind uns sicherlich darüber im klaren und darin einig, daß dieses Motto ebenso nützlich sein wie es problematische Wirkungen zeitigen kann. Denn aus der einst schlichten Ermunterung zum Sporttreiben ist ein regelrechtes sozialpolitisches und sozialpsychologisches Programm geworden, das die Hoffnung vermitteln mag, über Sport und Körperbewußtsein die je individuellen Lebenschancen selbst aktiv mitgestalten und mitbestimmen zu können. Die Soziologin Agnes Heller[2] spricht vom »Kult des Körpers«, der jenen »des Geistes« abgelöst und der als Gesundheitspostulat wahrhaft »mythische Dimensionen« angenommen habe. Ihr erscheint die verheißene gesundheitliche Wirkung des Sports so nicht mehr als Angebot, sondern bereits als Gebot, als soziale Pflichtübung: Wer nicht trimmt, verspielt leichtfertig seine Lebenschancen.



Zudem lenkt dieses Trimm-dich-Programm die Energien der aktiven Lebensgestaltung und Lebensvorsorge zwangsläufig mehr in den privaten, individuellen als in den öffentlichen, politischen Bereich. Es kann durchaus suggerieren: die Stadtluft ist ohnehin kaputt und dein Computer-Arbeitsplatz nicht eben gesundheitsförderlich – macht nix: Hol dir deine Gesundheit eben auf dem Trimm-dich-Pfad zurück! Damit sei der individuelle Nutzen sportlicher Aktivität keineswegs bestritten, jedoch gewarnt vor allzu selbstgenügsamen, entpolitisierenden Trimm- und Sportideologien, die eine Lösung individueller wie gesellschaftlicher Probleme in das Privatleben und auf einsame Waldpfade verlagern. Auch da scheint die Sportidee manchmal auf dem besten Wege, komplexe Gesellschafts- und Umweltfragen in wohlgemeinte Kör-perertüchtigungstherapien aufzulösen.

Drittes Motiv ist der Sport als kommunikative Praxis, als Gruppenerfahrung. Dies ist sicherlich eine der auffälligsten Seiten und Wirkungen der Sportbewegung: die neuen Freizeitgruppierungen und die neuen Kommunikationsformen, die als informelle oder organisierte Strukturen entstehen – sei es nun in der traditionellen Vereinsform, in Gestalt spontaner Kontakte oder in der seit einiger Zeit so beliebten Form der »wilden Sportgruppen«, die zwar eine feste Gruppenform wollen, Statuten und Vorsitzende jedoch ablehnen. Viele Freizeitsportlerl/innen betonen, daß es ihnen gerade um diesen Kontakt, um diesen Gruppeneffekt auch gehe, wenn sie sich »trimmen«; daß sie sehr ungern nur allein ihre Runden drehen oder ihre Übungen machen und dies lieber im Familien-, Freundes- oder Bekanntenkreis tun. Auch sportpädagogisch wird ja vielfach versucht, diese Seite der Gruppenerfahrung systematisch weiter zu entfalten und diesbezüglich neue Modelle für den Vereins- wie den »privaten« Sport zu entwickeln.

Mir scheint dies die vielleicht wertvollste »kulturelle Innovation« zu sein, die wir der Sportwelle verdanken – jene neuen, aktiven sozialen und soziablen Verhaltensmuster, die sich eben nicht mehr in der alten, recht hermetischen Form familiärer Vereins-Geselligkeit erschöpfen. Kommunikation und Kontakt sind da nicht beiläufige Begleiterscheinung und Folge sportlicher Praxis, sondern werden zunehmend zum eigenständigen oder gar

eigentlichen Motiv sportlichen Interesses: Sport als soziales Kontaktmodell – wenngleich vorwiegend innerhalb geschichtspezifischer Grenzen, denn »soziale Distinktion« läßt sich, wie gesagt, auch im Trainingsanzug üben.

Als ein viertes Motiv wird der Wunsch genannt, die sinnlich-emotionale Erfahrungsdimension auch als körperliche Fähigkeit zurückzugewinnen. Das scheint im Moment ein unaufhaltsamer Trend: das Joggen nach dem Motto von Fritz Perls, einem der US-Väter der Trimm-Bewegung, »Loose your head and come to the sense«; die vielen Vereins- und Volkshochschulkurse oder die freien Gruppen mit ihren Gymnastik-, Bewegungs-, Biorhythmus- und Meditationsprogrammen; auch neue Konzepte wie das »Sensationsturnen«, Turnen als sensitives Bewegungserlebnis in der Gruppe, durch das taktile, emotionale wie soziale Erfahrungen vermittelt werden sollen. Auf solchen Sinn und solche Sinnlichkeit verweisen ja auch die neue Begeisterung für das Tanzen und die Tanzfilme. »Rückgewinnung der Körperlichkeit« sei das, verkünden die Protagonisten. Nachdem der Körper im Zivilisationsprozeß immer weiter objektiviert, letztlich entsinnlicht und un-sinnlich gemacht worden sei, werde er nun gewissermaßen rehabilitiert, wieder als »Sinnesinstrument« brauchbar, werde ihm nicht zuletzt auch seine erotische Spannung wiedergegeben.

Manches davon erscheint in enger Nachbarschaft zu jenem Drang nach neuer »Innerlichkeit«, zu einem Eskapismus in individuelle Befindlichkeiten. Sport als esoterische Veranstaltung mit tendenziell psychotherapeutischer Funktion? – Ich gestehe da Skepsis ein: Es ist, wenn ich diese Szene recht übersehe, im Kern eine eher bürgerlich-intellektuelle Mode und überdies eine Botschaft, die in mancher Hinsicht zumindest altbekannten und wohlvertrauten Melodien folgt – die jugendbewegten Rhythmen und Reigen lassen grüßen!

Die fünfte Antwortgruppe zielt auf Leistungsfähigkeit und Grenzerfahrung – jenes »Ich will wissen, wo ich stehe, will mir beweisen, daß ich es schaffe«. Solche Formulierungen kommen besonders häufig von Teilnehmer/innen an den Stadtmarathons und Volksläufen. – Das »Abenteuer Langlauf«, von Medizinern bereits als Gefahr der »Laufsucht« diagnostiziert, als ein »Abenteuer Körper«? Leistungsgrenzen und Erfahrungsgrenzen auf einer Art von »Körperexpedition« suchen? Wenn der Alltag keine Herausforderung bietet, sich »sportlich« selbst solche schaffen?

Daß damit die Grenze zu einem spielerisch betriebenen Sport längst überschritten ist, liegt auf der Hand. Und es ist offensichtlich nicht die Bewegung selbst, die gesucht wird, sondern das Gefühl dabei und danach, nach jenem vielbeschworenen »Sieg über sich selbst« – Selbstdisziplinierung und Selbstüberwindung als eigentliches Motiv. Hier gilt das Wort von der »Droge Sport«: jene Sucht nach körperlicher Erfahrung als einer physischen und vor allem auch psychischen Grenzerfahrung, als einer permanenten Suche nach Selbstbestätigung. Das ist die eine und nicht zufällig vor allem von Männern repräsentierte Seite des Leistungsmotivs – Freizeitsport als neues Reservat des alten »Machismo«.

Die andere Seite korrespondiert eng mit dem industriellen Leistungs- und Arbeitsbegriff. Schon die äußeren Formen der sportlichen Praxis nehmen deutlich die Gestalt industrieller Arbeitsformen an, sie sind in ihrem Rhythmus und Zeittakt nicht mehr subjektiv und bis zu einem gewissen Grade spielerisch bestimmt, sondern spiegeln leistungsorientierte, »verobjektivierte« Normen wider. Zeitkalkulationen der Bandarbeit bei Daimler-Benz können kaum abstrakter und normativer sein als heutige Trainingspläne – von Freizeitsportler/innen wohlgemerkt, denn dies ist ja längst nicht mehr nur ein Phänomen des Spitzen- und Profisports.

Jenes »Ich will es schaffen« ist bereits als Formulierung, als Sprachbild verräterisch: Der leistungsfähige Körper deklariert sich damit selbst als leistungswillige Arbeitskraft. Denn bewiesen werden soll durch die sportliche Energieleistung nicht nur die körperlich gute Konstitution, sondern vielleicht mehr noch der Wille und die subjektive Bereitschaft zur Leistung an sich – auch als ein Ja zur Übertragung des sportlichen Kampf- und Konkurrenzprinzips in ein soziales Verhaltensprinzip für Berufswelt und Arbeitsmarkt. So erscheinen die vorgeblich sportlichen Normen als verdeckte Re-Formulierung industriegesellschaftlicher Leistungsnormen: nicht mehr »Fremddisziplinierung in der Arbeitssphäre«, wie das für unsere gesamte Industriegeschichte galt, sondern nun »Selbstdisziplinierung in der Freizeitsphäre« – auch und gerade als freiwillige persönliche Vorleistung für die Berufsarbeit.

»Sportivität« als symbolische Aufarbeitung von Wirklichkeit?

Soweit die wesentlichen Antwort- und Motivgruppen, die als Begründung für eigene Freizeitsport-Aktivitäten angegeben werden.[3] Jenes zuletzt genannte Motiv, der Leistungsgedanke, erscheint dabei als das bei weitem problematischste, weil dort die Ideologisierung sportlicher Werte und Muster in einer besonders gefährlichen Weise erfolgt. Da wirkt sich der neue Allgemeingültigkeitsanspruch des Leitbildes »Sportivität« am fatalsten aus, weil es gewissermaßen als »U-Boot« vom Arbeits- in den Freizeitsektor geschickt und wieder zurückgeholt werden kann. Sein Auftrag und seine Botschaft sind Einübung von Selbstdisziplin, von Leistungsbereitschaft und Askese – eine Einstellung, die so scheinbar als »freiwillige«, »spielerische« Freizeithaltung entsteht, um dann von der Sportidee zur Lebensmaxime auszuwuchern: der Jogger als Marathon-Man auch in der Büroarbeit. »Karrierebewußte Manager wissen wohl schon seit längerem vom Zusammenhang zwischen sportlichem und beruflichem Erfolg«, resümierte die FAZ unlängst die Diskussionen auf einem Symposium des Instituts der Deutschen Wirtschaft zum Thema »Sport als Faktor beruflicher Leistung«.

Nun soll keineswegs behauptet

werden, daß es nur diese Motive seien, die im heutigen Freizeitsport eine Rolle spielen, und daß sie sich nur in dieser Weise schlüssig erklären ließen. Die normative, die »negativ« vergesellschaftende Wirkung des Freizeitsports ist gewiß nicht unausweichlich. Doch tritt diese Strömung gegenwärtig eben stark, ja dominant hervor. Und wenn das so ist, dann erhält die Frage nach der sozialen Reichweite und der kulturellen Geltung des Leitwertes »Sportivität« ein besonderes Gewicht. Wen betreffen diese Moden und Normen eigentlich? Wer orientiert sich in seinem Alltagshandeln tatsächlich daran? Ist das eher ein Mittelschichtsphänomen oder doch ein allgemein ansteckender Trend? Und gibt es Gegenindikationen, die gegen den Normen- und Leistungsvirus immunisieren können?

Darüber können Repräsentativumfragen sicherlich keinen hinlänglichen Aufschluß geben, und fundierte empirische Untersuchungen liegen dazu offenbar noch nicht vor. Auch um nicht ganz so kritisch-pessimistisch zu enden, seien Andeutungen dennoch wenigstens in zwei Richtungen versucht, in denen sich optimistischere Vorzeichen und Entwicklungschancen einer vielleicht unangestrengteren, weniger ideologisierten Sportkultur andeuten: zum einen im Blick auf die weibliche Sportpraxis und zum andern in sozialer Perspektive.

Geschlechtsspezifisches Körperverhalten, besonders der Raum beanspruchende Männerkörper, das ist ja ein nun allseits diskutiertes Alltagsphänomen, seien es die lässig auf den Stuhllehnen ausgebreiteten Männerarme, die gleich drei Sitze im Kino oder im Cafe' in Anspruch nehmen, oder jener »raumgreifende« Cowboy-Gang der männlichen Jugendlichen auf der Straße, der ihre Schultern körpersprachlich auf wenigstens das Doppelte verbreitert. In älteren Sportarten wie dem Fußball scheint dieser Mythos männlicher Körperlichkeit noch besonders ausgeprägt und unverändert gültig. Die Betonung der »gesunden Härte«, des Körperkontakts und des Zweikampfs, der Sprach- und Körperrituale im Zeichen der »Kameradschaft« – all das verweist auf traditionelle Muster männlicher Körperrepräsentanz. Ähnliches läßt sich beim Joggen interessanterweise gerade bei Versuchen des gemeinsamen Laufens von Paaren und Ehepaaren beobachten. Manchmal klappt der Paartrab, meist jedoch stürmt ein männlicher Held voran, und etwas später keucht eine Freundin oder Gattin hinterher, mit – von Anstrengung, Ärger, Unzulänglichkeitsgefühlen? – gerötetem Gesicht. Kurz: Bewegung scheint bei den Männern fast automatisch den Knopf »Power on« zu drücken und das Programm »Konkurrenz« einzuschalten.

Frauen hingegen geben als Motive für ihre sportliche Betätigung (da vielleicht ehrlicher als Männer) zunächst meist körperlich-ästhetische Motive oder gesundheitliche Gründe und den einfachen Wunsch nach mehr Bewegung an. Zunehmend häufig wird aber auch der Wunsch ausgedrückt, durch den Sport eine intensivere, selbstbewußtere Körperwahmehmung vermittelt zu bekommen. Dabei geht es offenbar gar nicht mehr so sehr um die Beherrschung spezifischer körperlicher Selbstverteidigungstechniken als vielmehr um ein allgemeines Gefühl größerer subjektiver Stärke und Alltagssicherheit in einer zunehmend konkurrenzhaft und gewalttätig erlebten Gesellschaft. Immerhin: 65% der Athletic-Studio-Besucher sind Frauen, fast 1,5 Mio., natürlich überwiegend den jüngeren Generationen angehörend.

Auch das ist nun gewiß kein Ausdruck sportimmanenter Bedürfnisse mehr, sondern ganz deutlich eine Reaktion auf außersportliche Erfahrungen, auf alltägliche Situationen mit Bedrohungs- und Angstgefühlen. Über die intensivere Ausbildung und Erfahrung des eigenen Körpers sollen sich auch mehr soziale Sicherheitsgefühle entwickeln und gleichsam in die Umwelt ausstrahlen: körpersprachliche weibliche Sicherheitssignale, die quasi präventiv schützen. Beides zusammen – der Wunsch nach besserer körperlicher Konstitution (eben nicht einfach: der männliche Kraft- und Leistungskomplex) und die gewachsene physisch-psychische Selbstsicherheit (nicht einfach: das männliche Konkurrenzmodell des Ellbogen-Trimmens) – könnte ein besonderes weibliches Wertemodell in dieser »neuen Körper- und Bewegungskultur« werden: Sportlichkeit als lockere, unaggressive, zurückhaltende und zugleich (selbst-)bewußte Körperlichkeit.

Zum andern schließlich geht es um die Frage nach der sozialen Spezifik sportlicher Einstellungen und Praxen. Sicherlich gilt jenes alte soziologische Schema längst nicht mehr so absolut: der Fußball etwa als typischer Unterschichts- oder Arbeitersport, Tennis und Reiten hingegen als Hobby der gehobenen Mittel- und der Oberschichten. Der generelle Wandel der Freizeitkultur, der Einfluß der Massenmedien und auch die neuen Sportstättenprogramme haben da soziale Öffnungen und Durchlässigkeiten bewirkt; »bunter« und »weißer« Sport vermischen sich auf den Bildschirmen wie auf den Sportfeldern.

Doch eine »demokratische« Sportgesellschaft haben wir deshalb noch lange nicht. Vor wenigen Jahren noch wurde bei Befragungen festgestellt, daß in den nach Bildung und Einkommen definierten Ober- und Mittelschichten jeweils rund 40 bis 50% ihrer Mitglieder regelmäßig oder gelegentlich Sport trieben, während der Anteil bei den zur Unterschicht gerechneten Bevölkerungsgruppen nur knapp 20% betrug.[4] Einige Gründe dieser Abstinenz liegen auf der Hand: die weit größere Nähe zu körperlicher Arbeit bei nicht oder niedriger qualifizierter Tätigkeit, die geringere Dispositionsmöglichkeit in der Zeit- und Freizeitorganisation, die materiellen Voraussetzungen des Sports natürlich (Ausrüstungskosten, Mitgliederbeiträge etc.). Vor allem jedoch sind es kulturelle Barrieren und Traditionen, die das sportliche Engagement steuern. Die Schwelle des Reitvereins oder des Tennisclubs überschreiten zu können ist mehr als eine finanzielle immer noch eine soziale und

kulturelle Frage. Welcher Arbeiter käme schon auf die Idee, Tennis zu seinem Freizeitsport machen zu wollen – wenn nicht gerade sein Fußballverein inzwischen auch eine kleine Tennisabteilung aufmacht -, von Reiten, Segeln, Golf und anderen »feinen« Sportarten gar nicht zu reden. Noch immer wirkt das soziale und kulturelle Umfeld dieser Disziplinen wie ein »sozialer Numerus clausus«. Geregelt über die Mechanismen jener »distinktiven Kultur« der Sprachen, Moden, Lebensstile, werden entweder soziale Zugehörigkeitsgefühle vermittelt (»mein Sport«) – oder Fremdheitsgefühle (»nichts für mich«)[5].

Französische Kultursoziologen und Ethnographen wie Bourdieu[6] und Boltanski[7] haben in diesem Zusammenhang detaillierte Untersuchungen der »somatischen Kultur« in der französischen Gegenwartsgesellschaft begonnen und sind dabei zu erstaunlichen Ergebnissen gelangt:

Im Bereich des Medikamentenverbrauchs wie der Einstellungen zur Krankheit, des Umgangs mit Kosmetik wie gerade auch im Freizeit- und Sportverhalten bilden sich eindeutige »Klassenstile« ab, scharfe Profile eines jeweils eigenen kulturellen Klassenhabitus. Arbeiterinnen und Arbeiter entwickeln nach wie vor ein eher instrumentelles Verhältnis zum Körper, in dessen Rahmen etwa das Kranksein nur bei wirklicher physischer Arbeitsunfähigkeit akzeptiert wird. Ganz anders sind da die Angestellten und die Intellektuellen mit ihrem fürsorglich-narzißtischen Verhältnis zu jedem Symptom von körperlichem Unwohlgefühl, das sie ihrem Freund, dem Hausarzt, beredt schildern können. Als ganz ähnlich erweist sich das unterschiedliche Verhältnis zum Sport – im Hinblick auf die Motive wie auf die Körperästhetik, auf die Präferenz für Gruppen- oder Individualsport wie auf die Beziehung von Sport und Alltag. Pointiert gesagt: Trimm-dich-Übungen im Betrieb oder für den Beruf nach Art des joggenden Personalchefs würden die meisten Arbeiter/innen bei sich selbst für eine milde Form von Geisteskrankheit halten. Sport ist für ihr privates, ihr Nicht-Arbeitsleben da, er erfüllt soziale, gesellige, gruppenbezogene Funktionen.

Das meint »Körperkultur als Klassenhabitus«: Sage mir, wie du dich kleidest, welche Pillen du nimmst, welche Sportarten du treibst – und ich sage dir, wo du sozial hingehörst. Körperlichkeit entpuppt sich da als Parameter eines Systems von Werten und Verhaltensmustern, in denen die sozialen Unterschiede und die sozialen Unterscheidungen deutlich sichtbar gemacht werden – wie beim Theaterbesuch, wie bei den Tischsitten, wie im Kleidungsstil. Es zeigt sich keineswegs eine Auflösung, sondern vielmehr eine Formen- und Funktionsverwandlung, eine weitere Ausdifferenzierung schichtspezifischer Wertorientierungen. Und nur der, der sich darin nicht abgrenzen will, für den also auch der Sport nicht »Distinktionsprofite« abwirft, keine Punkte im Statusspiel, nur der wird ganz schlicht seine körperlichen, geselligen, sozialen Bedürfnisse voranstellen, wird sich seine Variante des Freizeitsports unangestrengt selbst schaffen.

Das mag ein wesentlicher Grund dafür sein, weshalb sich die als »Unterschicht« apostrophierten Gruppen bislang offenbar noch am wenigsten auf jenes Muster der Sportivität eingelassen haben, weshalb dort Mannschafts- und Gruppensportarten nach wie vor hoch im Kurs stehen, weshalb Sport ohne anschließende Geselligkeit selten ist, weshalb Sport dort zwar ernsthaft betrieben wird, jedoch immer noch zum »Leben« und nicht zum »Arbeiten« gehört. Jenen Kult um »Fitneß und Outfit« findet man dort jedenfalls seltener.

Auf solche »Besinnungen« an historischen Modellen wie an gegenwärtigen Alternativen hoffe ich für den Sport insgesamt – auf Alternativen eben auch, wie sie besonders im Bereich der »wilden Sportgruppen« entstehen, wo doch manches nach unverkrampfter Spielfreude, nach Bewegung mit Witz und Phantasie aussieht.

»Im Trend«, weil auch im Vereins- wie im Schulsport mitverbreitet und gefördert, liegt derzeit sicherlich noch das andere: die »Versportlichung des Alltags«, der Freizeitsport als Feld der symbolischen Aufarbeitung von Wirklichkeit – von Bedürfnissen und Konflikten, die aus den anderen Bereichen des Arbeits- und Familienlebens, der Erziehungsinstitutionen und der Politik auf den Freizeitsektor abgedrängt sind. Deshalb besitzt der Sport eine alltags- und lebensorganisierende Wirkung wie nie zuvor. Und deshalb muß man die dortige Artikulation neuer gesellschaftlicher »Sinnbedürfnisse « gewiß besonders ernst nehmen mit Sympathie, aber auch mit kritischem Blick. Der Sport als Kristallisationspunkt und als Spiegelfläche sich wandelnder sozialer und psychosozialer Bedürfnisse: das scheint mittlerweile die Hauptsache an dieser angeblich einst »wichtigsten Nebensache der Welt« zu sein.

1 J. Huizinga: Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Reinbek 1987

2 Psychologie heute, Mai 1985

3 Das entspricht im übrigen auch weitgehend Ergebnissen jüngerer Repräsentativumfragen, wie sie etwa vom B.A.T.-FreizeitForschungsinstitut in Hamburg 1987 durchgeführt wurden (Zahlen nach: Südwest-Presse vom 28.10.1987)

4 Vgl. D. Grieswelle: Sportsoziologie. Stuttgart 1978.

5 Das zeigen auch die Sozialprofile der »großen« Sportarten: Beim Fußball waren 1978 noch 53% der Sporttreibenden Unterschichts-(US), 44% Mittelschichts- (MS) und 5% Oberschichtsangehörige (OS); beim Skifahren 11% US, 53% MS, 36% OS; beim Schwimmen 17% US, 72% MS und 11% OS (vgl. die entsprechenden EMNID-Umfragen bei D. Grieswelle: Sportsoziologie. Stuttgart 1978).

6 P. Bourdieu: Sport and social dass. In: Social Science Information 17 (1978), S.819-840; ders: Historische und soziale Voraussetzungen des modernen Sports. In: G. HortlederiG. Gebauer (Hg.): Sport – Eros – Tod. Frankfurt am Main 1986.

7 L. Boltanski: Die soziale Verwendung des Körpers. In: D. Kamperi V.



FOTOS: CORDULA KROPKE/VISTA • FOTOGRAFINNEN

Prof. Dr. Andrej S. Markovits, geb. 1948 in Timisoara/Rumänien, lehrt am Institut für Politik an der University of California, Santa Cruz und ist ständiger wissenschaftlicher Mitarbeiter am Center for European Studies der Harvard University. Soeben absolvierte er eine Gastprofessur im Rahmen des Fulbright Programmes am Institut für Politikwissenschaft der Universität Innsbruck. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Gewerkschaften, Arbeiterbewegung, Sozialdemokratie, neue soziale Bewegungen, politische Skandale in parlamentarischen Demokratien und anderen Themen der politischen Soziologie und vergleichenden Politikforschung. Im Rotbuchverlag erschien vor kurzem die deutsche Ausgabe seines Buches „Grün schlägt Rot". Seit geraumer Zeit beschäftigt sich Markovits mit der Sportkultur der Vereinigten Staaten. Zu diesem Thema sind bereits mehrere Veröffentlichungen, auch in deutscher Sprache, erschienen. Ein Buch mit dem vorläufigen Titel „The Other American Exceptionalism: „Why There Is No Soccer In the United States" wird demnächst von Princeton University Press veröffentlicht.

Sport-Kontinente

Über Sport in der neuen und alten Welt

In seinem großartigen neuen Werk „Age of Extremes – The Short Twentieth Century 1914–1991" schreibt Eric Hobsbawn, ein ebenso bedeutender Kenner der abendländischen Geschichte wie hervorragender Experte von „popular culture", so z.B. des Jazz (über dessen qualitative Vielfältigkeit und originären Beitrag zur westlichen Kultur des 20. Jahrhunderts Hobsbawm unter Pseudonym zwei bedeutende Bücher verfaßte) folgenden vielsagenden Satz: „In the field of popular culture the world (des 20. Jahrhunderts, A.M.) was American or it was provincial" mit einer einzigen, aber sehr bedeutenden Ausnahme: „The unique exception was sport."[1] Diese starke Trennung in der Massenkultur Nordamerikas einerseits und Europas andererseits wurde im Monat Juni 1996 wiederum eindrucksvoll vorgeführt. Auf der östlichen Seite des Atlantik verfolgten Millionen Männer (wohlgemerkt) die Europameisterschaft der Nationalmannschaften im Fußball. Die weiterhin unumstrittene Hegemonie des Fußballs im Raum der Massenkultur und des Sportes (sowohl als aktive Betätigung als auch als passives Zuschauen) in ganz Europa wird durch die Tatsache bezeugt, daß auch in Ländern, deren Mannschaften sich nicht bei dem Turnier in England beteiligten, alle Spiele live übertragen wurden, zumeist in dem beliebtesten und der größten Einschaltquote sich erfreuenden Fernsehkanal des jeweiligen Landes, was zusätzlich die oftmalige Verschiebung und sogar Absage beliebter Standardsendungen beinhaltete. Einen zwingenderen Beweis für den Primat des Fußballs als Großereignis im Raum der europäischen Massenkultur dürfte es kaum geben. Nicht nur deutsche Männer verfolgten minutiös jegliche Probleme der deutschen Mannschaft; weit über die Grenzen Italiens diskutierte man in Gasthäusern und Büros die Entscheidungen Arrigo Sacchis. Hier handelt es sich ganz klar um ein gesamteuropäisches Gut, vielleicht noch immer das einzige, welches die Männerwelt dieses gespaltenen Kontinents zwei Wochen lang aktiv und 50 Wochen lang jährlich latent verbinden kann.

Auf der westlichen Seite des Atlantiks konnte man ein ganz ähnliches kulturelles Phänomen, mit parallelen Ausdrucksformen und fast identischen soziologischen Strukturen, allerdings mit gänzlich anderem sportlichen Inhalt, verfolgen. Es handelte sich hier einerseits um die fast achtwöchigen Play Offs der National Basketball Association (NBA), die in der zweiten Junihälfte mit dem erneuten Erringen des Meistertitels der Chicago Bulls kulminierten; andererseits um die parallel abgehaltenen Play Offs der National Hockey League (NHL), in denen die erstjährig in Denver spielenden Colorado Rockies (ehedem Quebec Nordiques) zum er-

sten Mal in ihrer Vereinsgeschichte den begehrten und legendären Stanley Cup erringen konnten. In den Restaurants und Büros Nordamerikas waren in vielen Männergesellschaften die vermeintlichen Aufstellungsprobleme der Chicago Bulls, die Vertragsverhandlungen vieler sogenannter „free agents" und das überraschende Versagen in kritischen Momenten des ansonsten so großartigen Angriffs der Pittsburgh Penguins unter der Regie des famosen Mario Lemieux ständige Diskussionsthemen. Kein Wort hier über Berti Vogts und seine Aufstellungsorgen, keine Ahnung von Paul Gascoignes Eskapaden, und ein Andy Möller ist in diesem Sportmilieu ein völlig Unbekannter.

Natürlich konnte man beiderseits des Atlantiks die Ereignisse des jeweilig anderen „Sportraumes" zumindest formal und resultatsmäßig verfolgen. Deutsche und österreichische Zeitungen brachten regelmäßig die Ergebnisse der NBA- und NHL-Spiele; italienische, spanische und griechische veröffentlichten sogar detaillierte Analysen über die NBA-Play Offs. Spezielle Sportkanäle wie das Deutsche Sportfernsehen (DSF) und Eurosport übertrugen .zahlreiche Spiele der beiden nordamerikanischen Ligen. Auf der amerikanihen Seite des Ozeans berichteten alle großen Tageszeitungen mit Kurzmelingen die jeweiligen Ergebnisse der Europameisterschaft; der in der Kabelwelt beheimatete Sportkanal ESPN übertrug auch zehn Spiele des Turniers aus England. Das heißt: Auf den ausgegrenzten Rändern, in den spezialisierten Nischen des jeweiligen Sportraumes konnten einschlägig Interessierte jeweils die Geschehnisse der hegemonialen Sportkultur des anderen Kontints mit Interesse verfolgen. Ebenso wie es mehrere Zeitschriften für deutsche NBA-Fans gibt, die den Interessierten alles Wichtige der Liga auf und neben dem Spielfeld im einzelnen berichten, existieren einige Veröffentlichungen in den Vereinigten Staaten, die den amerikanischen Fußballfans alles über die deutsche Bundesliga, die italienische Seria A oder die englische Premierleague (natürlich nebst den verschiedenen brasilianischen Ligen und jenen anderer lateinamerikanischer Länder) genauestens präsentieren. Entscheidend dabei ist jedoch: Trotz dieser interessanten Nischenerscheinungen der letzten 15 Jahre, trotz des massiven Aufbruches ehedem verkrusteter Kultur- und Medienlandschaften, trotz der Auffächerung fast aller nationaler Kulturräume, trotz der Diversifizierung von Sportkulturen im Sog einer lgemeinen ökonomischen und kulturellen Globalisierung (die NBA war vor ein paar Jahren eine völlig unbekannte Größe in der deutschen Sportkultur ebenso wie europäische Fußballigen in den Vereinigten Staaten ein reines Exotenphänomen für gerade aus der Alten Welt angekommene Einwanderer und Touristen darstellten), ist es erstaunlich, wie zählebig alteingesessene Schemata und Strukturen traditioneller Sportarten sich im Raum der Massenkultur aller industrieller Länder weiterhin behaupten. Die großen Drei des amerikanischen Sportraumes (Baseball, Basketball und Football – mit Eishockey als einem kleinen Vierten) werden sicherlich noch jahrzehntelang, falls überhaupt, die Hegemonialstellung des Fußballs in Europa nicht gefährden, wie – auf Gegenseitigkeit beruhend – der Fußball in den Vereinigten Staaten und Kanada (trotz der erfolgreichen Weltmeisterschaft 1994 und der neugegründeten Profiliga „Major League Soccer (MLS)") sich noch sehr lange mit seiner marginalen Existenz in der Sportkultur Amerikas wird abfinden müssen. Daß es bereits über 16 Millionen Fußballspieler (zur Hälfte weiblichen Geschlechtes und fast ausschließlich unter 16 Jahren) in den Vereinigten Staaten gibt, verhilft dem Soccer ebensowenig dazu, eine Ikone der amerikanischen Sportkultur zu werden, wie es dies z. B. dem Schwimmer oder Fischer auch nicht gelingt, obwohl diese Sportarten jeweils von über 5 Millionen Menschen im Lande ausgeübt werden. Es ist eben nicht nur eine Frage der Quantität der aktiv Beteiligten, die Sport als Kultur in einem Land gestalten; vielmehr handelt es sich um qualitative Dimensionen der Tradition und Geschichte, die eine ganz geringe Zahl von Sportarten zum integrierter Bestandteil der Massenkultur eines bestimmten Landes machen. Wie diese den Sportraum und die Massenkultur der Vereinigten Staaten im Gegensatz[2] zu gleichzeitigen Entwicklungen in Europa formierten, soll mit Hilfe von fünf entscheidenden historischen Perioden skizziert werden.

Erste Periode: Die allseits entscheidende Gründungsphase (1865 – 1920)

Wie in Europa auch, festigen sich in diesem Zeitraum die Konturen und Inhalte des amerikanischen ‚sports space", der bis heute im Grunde genommen unverändert blieb. Zuallererst entwickelte sich Baseball zu einem nationalen Sport. Obwohl es verschiedene frühe Versionen dieses Schlagballspieles auf lokaler Ebene (the New York Garne; oder the Massachusetts Garne) bereits seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts gab, benötigte es des Sieges des industrialisierten Nordens im amerikanischen Bürgerkrieg, um dieses Spiel national zu vereinheitlichen und zu verbreiten. Dem englischen Cricket, das damals in den Vereinigten Staaten noch sehr beliebt war, den Rang



u. a. als amerikanisches, d. h. einheimisch nationales Spiel ablaufend. gelang es Baseball bald, ein bürgerliches Image aufzusetzen und so das um vieles aristokratischer erscheinende Cricket bald an die versnobten Ränder des amerikanischen Sportraumes zu drängen. Als dann 1876 mit der noch immer bestehenden National League die erste und älteste Sportprofiliga der Welt entstand, stand der Entwicklung des Baseball als nationalem Sport einer modernen Industriegesellschaft nichts mehr im Wege. Alles, was den modernen Sport als Massenkultur bis zum heutigen Tag bestimmt, entstand im Laufe der siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts: das Entstehen fester Mannschaften mit Namen und eigenen Mannschaftsfarben; das Bauen von Spielplätzen mit eigenen Zuschauerräumen, das Erheben von Eintrittsgeld von den Zuschauern; die regulär ausgetragenen Spiele verschiedener zur Liga gehörender Mannschaften, also einem Wettbewerb, der zu einer Meisterschaft wurde; die reguläre Berichterstattung über die jeweiligen Spiele und über die Mannschaften zuerst mit der einfachen Mitteilung von Resultaten über den Telegraphen, danach aber durch die immer detaillierter werdenden Sportseiten der Zeitungen; schließlich natürlich durch die Einführung klassisch-kapitalistischer Produktionsverhältnisse in einem modernen Marktgefüge, wo zahlreiche Spieler ihre Arbeitskraft den wenigen Eigentümern der Mannschaften anboten. Mit der Professionalisierung des Baseball wurde auch seine zu Beginn wichtige lokale Qualität aufgehoben – so stammte z. B. in der legendären Profimannschaft der Cincinnati Red Stockings" bereits in den siebziger Jahren kein einziger Spieler aus Cincinati; d.h. moderne Marktbedingungen und Kommunikationsmöglichkeiten ränderten Loyalitätsbeziehungen zwischen den Spielern und den Anhängern einer Mannschaft; Horizonte erweiterten sich, wurden sozusagen nationalisiert. Vor allem übertrug sich Baseball im Zuge seiner Professionalisierung von der amateurhaften Welt eines die Aristokratie in ihrer Kultur nachahmendem Bürgertums auf die von einer Industrieabeiterschaft getragenen und völlig anderen Normen unterliegenden Vermittlungsebene. Nach einer circa vierzigjährigen Periode der Turbulenz, in der sich mehr oder in der sich alle Probleme eines ungezügelten Kapitalismus wiederholt manifestierten (so kam es z. B. wiederholt zu Streiks seitens der Spieler und Aussperrungen seitens der Mannschaftsbesitzer; Mannschaften warben Spieler einer gegnerischen Mannschaft mitten im Spielverlauf ab; Spieler nahmen offen Geld von Wettmachern, um das Resultat dementsprechend zu „massieren"; rivalisierende Ligen entstanden) wurde nach einem besonders rüchtigten Bestechungsskandal (dem „Black Sox"-Skandal aus dem Jahre 1919) mit staatlicher Hilfe und nach gerichtlichen Interventionen 1920 die Ära eines „organisierten Kapitalismus", die nicht zufällig der Organisationsstruktur dieses Profisportes bis zum heutigen Tag den Namen"Organized Baseball" verlieh, errichtet.



Sehr vielsagend für die allgemeingültige Entwicklung des Sports als Massenkultur industrieller Gesellschaften ist die Tatsache, daß die Gestaltung des modernen Fußballs in seinem Mutterland England (übrigens wie die Verinigten Staaten ebenfalls ein Land mit einer sehr starken liberal-bürgerlichen Tradition und einem erheblichen Industrialisierungsgrad) sich gegenüber der des Baseball in den Vereinigten Staaten sehr ähnlich verhielt. Von den dem Amateurleben (mens sana in corpore sano) huldigenden Helden der berühmten „public schools" und Oxbridge ausgehend, wo das Spiel erfunden wurde, sich jedoch noch keiner Vereinheitlichung erfreuen konnte (the Harrow game oder the Rugby game), entwickelte sich das Spiel im Laufe der siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zum Nationalsport der Engländer, wobei sich die Liga mit zwei Spielklassen knapp zehn Jahre nach der National League gründete. Wie auch beim Baseball können wir in England im Laufe der Professionalisierung des Fußballs die bereits erwähnten Begleiterscheinungen beobachten, von denen die offenichtliche Übertragung des Spieles und seiner Kultur vom Bürgertum zur Arbeiterklasse die wohl wichtigste Entwicklung darstellt. In England führt dies charakteristischerweise auch zu einer geographischen Verlagerung des Spieles aus dem bürgerlichen Süden in den hochindustrialisierten Norden, wo Manchester, Liverpool, Leeds, Sheffield, Blackburn, Luton, Preston, Burnley und ähnliche Städte als wirkliche Wiege des modernen Fußballs gesehen werden sollten.

Im Gegensatz zu Baseball, der schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu einem Sport der amerikanischen Arbeiterklasse wurde, blieb der American Football eigentlich bis in die fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts in der Domäne der Colleges und Universitäten und somit Kulturgut der Mittelklasse des Landes. Nachdem es Harvard aufgrund seiner Stellung als älteste und führende Universität der USA gelungen war, den anderen Universitäten das dem englischen Fußball sehr ähnliche „kicking game" im Lauf der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit dem ihm eigenen und dem

englischen Rugby viel ähnlicheren „running game" auszutreiben, war der Sport, der zwischen 1890 und 1920 die Welt unter der Bezeichnung „football (also Fußball) erobern sollte, bereits auf einem verlorenen Posten innerhalb der bürgerlichen Sportkultur der Vereinigten Staaten. Mit der Systematisierung des American Football unter der Ägide von Harvards Erzrivalen Yale und der raschen Verbreitung dieses Sports auf allen Colleges des Landes, war der absolut wichtige „Sportraum" der amerikanischen Universitäten für den europäischen Fußball so gut wie verschlossen. Als dann noch Präsident Theodore Roosevelt 1905 nach der Ansicht eines Photos von einem besonders schwer verletzten Spieler (Spieler wurden regelmäßig zu Krüppeln gemacht, einige starben auch bei Spielen um die Jahrhundertwende) eine Reformkommission ins Leben rief, um Football an den Colleges strengere Aufsichtsmaßnahmen zu unterziehen, war die Institutionalisierung des Footballs und aller anderer Sportarten auf Universitäten durch die bis zum heutigen Tag bestehende National Collegiate Athletic Association (NCAA) vollzogen. In den Bergwerksrevieren und Stahlzentren entlang des Ohio Flusses entstand um die Jahrhundertwende eine rein aus Arbeitern bestehende professionelle Football Liga, die dann 1920 zur National Football League (NFL) mutierte. Aber bis in die späten vierziger und frühen fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts war der auf den Colleges gespielte Football nicht nur kultursoziologisch ein viel bedeutenderes Phänomen als seine noch immer marginalisierte Profiversion. Auch was das Qualitätsniveau des Spieles betraf, war der College-Football seinem professionellen Widerpart um viele überlegen.

Im Gegensatz zu Football und Baseball, die beide natürlich Vorfahren bis in das Altertum vorweisen können, handelt es sich bei dem letzten der große Drei der amerikanischen Sportarten, dem Basketball, um eine klar zu datierende Erfindung eines einzigen Mannes. Dr. James Naismith, Direktor für körperliche Betätigung in der School for Christian Workers in Springfield Massachusetts, wurde 1891 mit der Aufgabe betraut, jungen Männern im Rahmen der Philosophie des „muscular Christianity" eine gebührende Betätigung für die langen Wintermonate der Neuenglandstaaten zu bieten, die um einiges spannender und packender war, als die bis dahin exerzierten Turnübungen. Als vor diesem Hintergrund bei dem wohl ersten Hallenfußballspiel der Geschichte zu viele Fenster eingeworfen wurden, nagelte Dr. Naismith einen Pfirsichkorb an eine ca. 3 Meter hohe Stange, in die die jungen Männer den Fußball nunmehr hineinwerfen sollten. So entstand Basketbal das durch die dichte Vernetzung der Young Men's Christian Association (YMCA) besonders in den Großstädten des Landes, bereits um die Jahrhundertwende zu einem Lieblingssport armer, oft durch kirchliche Aktivitäten erfaßter Immigranten wurde. In Städten, in denen die für Baseball und Football nötigen großflächigen Spielplätze eine Seltenheit blieben, entwickelte sich Basketball bald zum Lieblingssport der „inner cities", einem Milieu, welches diesen Sport bis heute kennzeichnet und pflegt. Obwohl es in den zwanziger und dreißiger Jahren mehrere professionelle Basketballvereine und Ligen auf lokaler Ebene gab, wurde die professionelle Version dieses Sports erst ab 1946 mit der Gründung der National Basketball Association systematisch auf die nationale Ebene erweitert. Der langen Rede kurzer Sinn ist folgender: Als der Fußball gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Amerika ankam – man darf nicht vergessen, daß nach der englischen Liga der späten achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Vereinigten Staaten mit der 1894 gegründeten American League of Professional Football Clubs die zeitlich gesehen traditionsreichste Fußballnation der Welt sind, – fand er, im Unterschied zu den Umständen in so verschiedenen Ländern wie Uruguay und Rumänien, Brasilien und Italien, Argentinien und Deutschland, einen bereits von drei anderen Mannschaftssporten dicht





besetzten „Sportraum" vor, so daß die ansonsten global zu beobachtende rasante Entwicklung des Fußballs zur Hegemonie im Sportraum so vieler Länder in den Vereinigten Staaten ausblieb. Zusätzlich mit dem Manko des „Alten", des „Fremden" und des Immigranten behaftet, erlitt der Fußball in dieser entscheidenden Phase der Sportraumkonstruktion in Nordamerika einen Image- und Legitimationsverlust, von dem er sich bis heute eigentlich nicht erholt hat.

Zweite Periode: Die Vormachtstellung des Baseball und die weltweite Verbreitung der amerikanischen „popular culture" (1920 – 1945)

Nach den Jahren von Sturm und Drang gelang es Baseball in den zwanziger Jahren endlich, eine Respektabilität zu erlangen, die der allgemeinen Popularität des Spieles förderlich war. Darüber hinaus kam es zu spielerischen Entwicklungen – besonders dem häufigen Schlagen des schönen, spannenden und oft spielentscheidenden „home run" –, die dem Spiel eine zusätzliche Dimension der Beliebtheit gewannen. Mit dem Vormarsch der New York Yankees und ihrem Star George Hermann Ruth, liebevoll „The Babe" genannt, entwickelte sich zum ersten Mal in der Welt eine mediale Starmannchaft, die vom wohl ersten sportbezogenen Superstar angeführt wurde. Ruth und die Yankees spielten in New York, der Medienhauptstadt des sich rasch entwickelnden Riesenlandes. Ihr Bekanntheitsgrad wuchs mit der Verbreitung des Radios. Schon am Ende der zwanziger Jahre wurden Spiele der Yankees und anderer traditionsreicher Baseballmannschaften live im Radio bis nach Kalifornien übertragen. Mitte der dreißiger Jahre wurde dann in den großen Baseballstadien Flutlicht eingeführt, welches das täglich abgehaltene Spiel aus dem Bereich der Arbeitszeit in jenen der Muße und des Feierabends verlegte. Baseballspieler wurden zu Stars wie die der Filmindustrie.

Parallel zu der Entwicklung der New York Yankees schufen die „roaring twenties" auf der entgegengesetzten Küste des Kontinents ein Kulturprodukt, das – ungleich dem Baseball – die Welt sehr bald erobern sollte. Hollywoods Filmindustrie, gekoppelt mit dem Export amerikanischer Tanz-und Unterhaltungsmusik, Jazz und Blues, um nur einige Musikarten zu nennen, veränderte innerhalb weniger Jahre die Massenkultur aller Industrieländer der Welt. Die Vereinigten Staaten diktierten bereits nach dem Ersten Weltkrieg, wie Hobsbawm zutreffend formuliert, weltweit die Formen und Inhalte aller nennenswerten Sparten populärer Kultur – mit einer wichtigen Ausnahme: nämlich der des Sports. Babe Ruth war in den Vereinigten Staaten viel bekannter als die jeweiligen Präsidenten des Landes; in Europa kannte ihn so gut wie niemand. In den zahlreichen Ehen zwischen Stars der Filmkultur einerseits und solchen der Sportkultur andererseits, von denen die zwischen Marilyn Monroe und Joe DiMaggio die in Europa wohl bekannteste geblieben ist, war in den Vereinigten Staaten oft der Star der Sportwelt und nicht jener Hollywoods, der um vieles bekanntere Partner des Paares. In Europa stand es mit dem Bekanntheitsgrad genau umgekehrt. Wer in Europa würde schon Joe DiMaggio kennen, wenn er nicht Marilyn Monroe geheiratet hätte (und wenn ihm Paul Simon in seiner wundervollen Ballade „Mrs. Robinson", die, von Simon and Garfunkel gesungen, die musikalische Untermalung des berühmten anti-autoritären und prä-68er Filmes „The Graduate" mit dem jungen Dustin Hoffman aus dem Jahre 1967 darstellte. nicht ein so schönes poetisches Denkmal gesetzt hätte). Joe DiMaggio war jedoch, und blieb bis heute, eine Ikone in der Kultur der Vereinigten Staaten, die man in Europa nur mit Legenden der äquivalenten Welt – eben der des Fußballs – vergleichen kann: mit Fritz Walter in Deutschland also, Ernst Happel in Österreich, Juste Fontaine in Frankreich, Stanley Matthews in England. Alfredo DiStefano in Spanien (obwohl gebürtiger Argentinier), Giuseppe Meazza in Italien. Jeder Bub des jeweiligen Landes kennt heute noch die Namen dieser Stars obwohl deren

großartige Leistungen auf dem Spielfeld bereits Jahrzehnte zurückliegen und auch nur ganz selten im Rahmen irgendwelcher Jubiläumsfeiern gezeigt werden. Für den Rest der Welt wird Joe DiMaggio immer nur einer von den zahlreichen Männern Marilyn Monroes bleiben; in Amerikas kollektivem Gedächtnis hat er sich als „Yankee Clipper" für immer verewigt. Das sagt viel über den unterschiedlichen Stellenwert von Baseball (stellvertretend für die drei großen amerikanischen Sportarten) und Hollywood im Sport- und Kulturraum der Welt und der Vereinigten Staaten.

Dritte Periode: Die Integration der Schwarzen, die Erschließung des Westens, das Aufkommen des Fernsehens (1945 – 1958)

Es gibt wohl kaum einen wichtigeren Faktor in der erfolgreichen Verankerung und Institutionalisierung jeder Sportart im Kulturraum eines Landes als die persönliche Identifikation der Zuschauer und „Fans" mit den Akteuren. Leider bekommen wir noch immer täglich vorgeführt (und zwar nicht nur in der geschmacklosen Form der englischen Boulevardpresse), daß die Rolle des Nationalismus, der Identifikation der Zuseher und Anhänger mit den Akteuren auf der Basis einer auf gemeinsame Partikularismen aufbauenden Sympathie, eine kaum zu überschätzende Rolle spielt. Hier seien nur die gegenwärtige „Mustermanie" in Österreich oder der Cordoba-Erfolg dieses Landes gegen Deutschland bei der Fußballweltmeisterschaft in Argentinien im Sommer 1978 erwähnt, wobei Studien österreichischer Soziologen zeigen, daß dieser Sieg der österreichischen Fußballrnannschaft einen eindeutigen Effekt in der nationalen Identitätsbildung Österreichs, besonders in seiner Abgrenzung Deutschland gegenüber, hatte. Über den nationalen Sogeffekt Boris Beckers und Steffi Grafs, bzw. Björn Borgs, Ilie Nastases oder dem jeder erfolgreichen Fußballnationalmannschaft braucht man keine Worte zu verlieren. Für die schwarze Bevölkerung der Vereinigten Staaten war wohl kaum ein Ereignis in ihrem noch immer währenden emanzipatorischen Kampf wichtiger als der Augenblick im Jahre 1947, als die Brooklyn Dodgers einen jungen schwarzen Baseballspieler namens Jackie Robinson in ihrer Mannschaft vorstellten. Als dieser sich dann noch trotz übler rassistischer Angriffe seitens der Fans und Spieler gegnerischer Mannschaften als bester erstjähriger Spieler (rookie of the year) der Liga entpuppte bedeutete dies ein ungeheuer wichtiges positives Identifikationsmoment für Millionen schwarzer, sportbegeisterter Bürger der Vereinigten Staaten. Die Erfolge von Joe Louis und Jesse Owens empfanden viele schwarzen Bürger zweifelsohne als positiv; sie identifizierten sich in ihrer Not mit erfolgreichen Siegern ihrer Ethnie. Aber Boxen und Leichtathletik hatten eben nie die Popularität von Baseball. In diesem Sinne verkörperte das Erscheinen von Jackie Robinson auf dem Baseballplatz von Ebbets Field in Brooklyn eine klare Zäsur in der sozialen, politischen und kulturellen Entwicklung der Vereinigten Staaten. Obwohl es 1947 bereits ein paar vereinzelte schwarze Spieler in der National Football League und der National Basketball Association gab, bezeugt es die damals noch unumstrittene Vormachtstellung des Baseball gegenüber den anderen beiden der bereits bekannten „großen Drei" in der Sportkultur der Vereinigten Staaten, daß die Integrationsleistung dieses spezifischen Mannschaftssports die Rassenschranken im Sportraum der USA, und somit in der Gesellschaft des Landes schlechthin, zumindest offiziell zu Fall brachte.

Dieselben Brooklyn Dodgers, denen unbedingt eine positive Pionierstellung in der komplizierten und unerfreulichen Geschichte der ethnischen Beziehungen zwischen weißen und schwarzen Amerikanern zugewiesen werden muß, zeichneten sich dann 1958 dadurch aus, daß sie bei Nacht und Nebel ihre loyalen Fans in Brooklyn verließen, um in Los Angeles dem größeren Geld zu folgen. Mit den ebenfalls aus New York abtrünnigen Giants die im selben Jahr nach San Francisco pilgerten, und der mehr oder minder gleichzeitigen Etablierung von Football- und Basketballmannschaften in Kalifornien (auch die in Europa besonders durch Magic Johnson berühmt gewordenen Los Angeles Lakers waren bis Ende der fünfziger Jahre in Minneapolis, im Staate Minnesota, der sich rühmt, 10000 Seen zu haben ergo der Name Lakers – beheimatet und hatten dort in den frühen fünfziger Jahren fünf NBA-Meistertitel errungen) war der Kontinent am Ende der fünfziger Jahre wirklich ein von allen drei Sportarten erfaßter nationaler Markt. Diese Coast-to-Coast-Vernetzung der amerikanischen Sportkultur wurde natürlich durch die Einführung des Fernsehens Ende der vierziger Jahre, besonders massiv im Laufe der fünfziger Jahre, erheblich beschleunigt.

Vierte Periode: Das Vorpreschen des American Football als Nummer Eins im amerikanischen Sportraum (1958 – 1980)

Man kann das Vordringen des Foot-



ball zu Lasten des Baseball unzweifelhaft mit einem Fernsehereignis in Verbindung bringen: Als NBC, eine der großen amerikanischen Networks, seinen 1958 (aufgrund eines damals berüchtigten und neulich auch von Hollywood verfilmten Quiz-Show-Skandals) erlittenen Prestigeverlust wettmachen wollte, bot sich das Meisterschaftsentscheidungsspiel um den NFL-Titel – Vorgänger des jetzt auch in Europa sehr bekannten und stets live übertragenen Superbowls – zwischen den Baltimore Colts und den New York Giants als ein idealer dramaturgischer Aufhänger. Man könnte sich kaum zwei nach Charakter und Spielweise unterschiedlichere Mannschaften vorstellen als die Colts und die Giants. Hinzu kam, daß diese Mannschaften eine langandauernde Rivalität verband (vergleichbar etwa mit Schalke und Dortmund im deutschen Kontext). Als jenes Spiel nach einer packenden regulären Spielzeit unentschieden ausging, und die Entscheidung in einem „sudden death" (in der gegenwärtigen Fußballsprache „golden goal" genannt) zugunsten der Colts fiel, war Millionen Amerikanern klar geworden daß American Football ein idealer Fernsehsport ist: spannend aktionsreich, hart bis brutal, ideal für close ups. Alle wichtigen Aktionen waren im Fernsehen besser zu verfolgen als live im Stadion. Im Verlauf der sechziger Jahre vergrößerte sich die Quantität der im Fernsehen übertragenen Footballspiele ständig, sowohl in der in ihrer Popularität rapide ansteigenden professionellen Version als auch in der schon seit dem 19. Jahrhundert bestehenden und konstant beliebten College-Tradition. Dieses fernsehbedingte Vordringen des Football vollzog sich fast ausschließlich zu Lasten des Baseball, der im Laufe der sechziger und siebziger Jahre seine seit 1920 behauptete eindeutige Vorrangstellung im amerikanischen Sportraum wohl für immer an den Football (in den achtziger und neunziger Jahren sogar auch an den Basketball) verloren hat. Die Football Superbowls sind regelmäßig die meistgesehenen Fernsehübertragungen der Vereinigten Staaten; beim letzten Superbowl kosteten 30 Sekunden Reklame 600 Millionen Dollar: Super-Bowl-Sonntag ist quasi zu einem nationalen Feiertag geworden; und das von dem Network ABC Mitte der siebziger Jahre eingeführte „Monday Night Football" ist seit 20 Jahren konstant Woche für Woche unter den 10 meistgesehenen Fernsehsendungen des Landes. Da Football, so wie es sowohl auf den Colleges als auch auf der professionellen Ebene betrieben wird, kaum noch von einem normalen Bürger auf diese Weise gespielt wird, handelt es sich beim American Football um den ersten post-modernen Sport, um eine Konstruktion also, in der die eigentliche Aktivität und Betätigung der Fans mit dem Spiel, dem sie fanatisch anhängen, fast nichts mehr zu tun hat.



Anders ausgedrückt: Zwar ist klar, daß die Fußballkünste von Otto Normalverbraucher mit denen der Superprofis der Bundesliga nur wenig gemeinsam haben, auch sind die Baseball- und Basketballfähigkeiten von Joe Sixpack mit denen der professionellen Spieler nicht zu vergleichen, aber es existiert dennoch die qualitativ wichtige Verbindung zwischen diesen beiden Welten durch die Tatsache, daß viele, wenn nicht sogar immer noch die Mehrzahl der Fans, das Spiel ihrer Helden wirklich auch selbst spielen. D. h. die Welten der aktiven Betätigung und die der passiven Unterhaltung sind im Fußball, Baseball und Basketball nicht völlig getrennt, wie sie es inzwischen im American Football geworden sind, wo eines in den letzten Jahren klar wurde: Der amerikanische Footballfan hat mit aller Wahrscheinlichkeit nie Football gespielt. Der American Football ist somit zum ersten reinen Mediensport geworden der aufgrund seiner Popularität die interne Gewichtung der jeweiligen Kulturen des amerikanischen Sportraumes um einiges zu seinen Gunsten verrückte.

Fünfte Periode: Aufbruch der traditionellen Sportkulturen und Diversifizierung der hundertjährigen Sporträume auf beiden Seiten des Atlantiks (seit 1980)

Das Konzept des „Sportraums" sehe ich auf gar keinen Fall als eine zu stark vereinfachte geographisch-institutionelle Konstruktion mit begrenzten Kapazitäten und einem starren Rahmen an, die einfach nach dem „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst"-Prinzip angefüllt wird und sich nicht ändert. Ich sehe es vielmehr als eine Struktur aus Kultur- und Machtkonstellationen in bestimmten Gesellschaften, welche beständigen Einflüssen von gesellschaftlichen Gruppen sowie Akteuren mit besonderen Interessenlagen und Meinungen unterliegt. Dominante Gruppen und Allianzen können auf diese Weise bestimmte Grundsätze innerhalb des Sportraumes einer Gesellschaft ablehnen. Ebenso können solche Grundsätze durch neue Standpunkte ersetzt werden. Dieses Verständnis vom Sportraum als einem kulturellen Gebiet, in dem Wettbewerb herrscht, und der als ein Bereich fester institutioneller Interessen gesehen werden muß, ist die Grundlage meiner Analyse des Sports in den Vereinigten Staaten

und in Europa. Das gilt besonders in einer Zeit starken gesellschaftlichen Wandels und vielfältiger Interdependenzen, in der wir jetzt leben. Spätestens seit der Teilnahme des berühmten „DrearnTeams" der NBA bei den Olympischen Spielen in Barcelona, den möglicher werdenden Plänen der National Hockey League, Mannschaften aus Rußland, Tschechien, Schweden und Finnland (vielleicht sogar auch Deutschland) entweder voll in die Liga zu integrieren oder zumindest an den Play Offs um den Stanley Cup mitzubeteiligen und der Etablierung der World League of American Football in wichtigen europäischen Städten, ist es klar, daß der vorn Fußball dominierte europäische Sportraum einer in diesem Jahrhundert noch nicht gekannten Herausforderung seitens auswärtiger Rivalen ausgesetzt ist. Umgekehrt ist ebenfalls klar, daß seit der alle Erwartungen übertreffenden Fußballweltmeisterschaft in den Vereinigten Staaten im Sommer 1994 und der jetzt existierenden amerikanischen Fußballiga (MLS) der Fußball, vielleicht zum ersten Mal in seiner so erfolglosen Geschichte in Amerika, einen ernstzunehrnenden Versuch gestartet hat, diese Misere ein für allemal zu beenden.

Wie die Sportkulturen auf beiden Seiten des Atlantiks in 30 bis 50 Jahren aussehen werden, vermag niemand zu sagen. Eines ist aber sicher: Wenn man die Zählebigkeit der am Ende des vorigen Jahrhunderts entstandenen Sporttraditionen in die Zukunft extrapolieren kann, ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß die Hegemonien der vor circa 100 Jahren entstandenen Sportkulturen auch in den nächsten Dekaden sich nur geringfügig, wenn überhaupt, verändern werden. Deutsche werden die Chicago Bulls in noch größerer Quantität und mit noch höherer Frequenz bewundern können; ihr Herz wird aber weiterhin für Bayern München, Borussia Dortmund und die deutsche Nationalmannschaft schlagen. Im Gerangel der Identitäten bleiben Sportkulturen Sache des Bauches und des Herzens, nicht des Verstandes. Und das ist gut so. ■

Impressum

Die 17°C erscheint ab sofort wirklich vierteljährlich bundesweit im Eigenvertrieb.
Der Einzelverkaufspreis beträgt 7,50 DM.
Ein Abonnement kostet DM 30,– (Auslandsabo DM 40,–) inklusive Versandkosten und beinhaltet die Lieferung von 4 Nummern. Es verlängert sich nicht automatisch.

V.i.S.d.P.: V. Schmidt
Herausgeber: Verein zur Förderung gesellschaftskritischer Publikationen

Kontaktadresse: Redaktion 17°C
c/o Buchhandlung im Schanzenviertel
Schulterblatt 55
20357 Hamburg

Bankverbindung:
V. Schmidt
Sonderkonto
Konto-Nr. 713990-200
Postgiroamt Hamburg
BLZ 200 100 20

Bezahlung von Abos, Anzeigen und Einzelbestellungen bitte per Scheck, in bar, Briefmarken oder per Überweisung.

Manuskripte, die an uns geschickt werden, machen viel Arbeit bis sie druckreif verarbeitet sind. Wir bitten bei der Zusendung von Artikeln folgendes zu beachten: Bei Schreibmaschinentexten bitte maximal 2/3 der Papierbreite ausnutzen und eineinhalb Zeilen Zeilenabstand einhalten. Wer einen Computer benutzt, schickt bitte – unter Angabe des Textverarbeitungsprogramms – eine 3,5-Zoll-Diskette und legt einen Druckerauszug bei, auf dem Zwischentitel, Zitate u. ä. gekennzeichnet sind.

vielen Dank, die Red.

Titelfoto: Peter Meyer
Rückseite: auch

Eigentumsvorbehalt:
Nach diesem Eigentumsvorbehalt ist die Zeitschrift so lange Eigentum des Absenders, bis sie dem/der Gefangenen oder dem/der Insassen/Insassin persönlich ausgehändigt worden ist. „Zur-Habe-Nahme" ist keine Aushändigung im Sinne des Vorbehalts. Wird die Zeitschrift nicht persönlich ausgehändigt, ist sie dem Absender unter Angabe des Grundes der Nichtaushändigung zurückzusenden.

Globalisierung, Staat

Die „Wertschöpfungsgemeinschaft" aus Arbeitern und Unternehmern verteidigt den „Standort Deutschland" gegen den anglo-amerikanischen Shareholder Value

von Heiner Möller

Eigentlich ist alles Globalisierung. Der Mythos der Globalisierung hat die Massen so weit ergriffen, daß ihnen unter seinem Titel nahezu alles zugemutet werden kann. Kein Politiker, der erfolgreich sein will, kann auf die Globalisierung verzichten. Wenn Roman Herzog seine „Berliner Rede" vom „Aufbruch ins 21. Jahrhundert" hält, beschwört er zuvorderst die „existentiellen Herausforderungen der Globalisierung", Medien und Volk jubeln dieser „ungemein wichtigen" Rede zu. Wenn Joschka Fischer die grüne Außenpolitik auf „zivilen Imperialismus" trimmt oder eine ökoliberale Steuer- und Wirtschaftspolitik formuliert, darf der äußere Zwang der Globalisierung nicht fehlen. Und Gerhard Schröder dürfte nicht nur deshalb größere Chancen als Lafontaine haben, SPD-Kanzlerkandidat zu werden, weil er an einen der erfolgreichen Schurken in den abendlichen Fernsehserien erinnert, sondern weil er modern, globalisiert, einfach hemmungslos entgrenzt ist.

Das Globalisierungsgerede und der gemeine Reflex darauf ist das – frei nach Lenin – vielleicht nicht letzte, aber doch höchste Stadium der Verdummung; der vorläufige Höhepunkt des nicht durchschauten Kapitalismus, Kapitalismus als Naturzustand.

Konservative und Neoliberale benutzen die Globalisierung, um Privatisierungen und langgehegte Umbauvorstellungen von Staat und Gesellschaft durchzusetzen. Keynesianer kapitulieren vor den globalisierten Finanzmärkten. Linke Untergangspropheten wie Robert Kurz sehen regierende Politiker und Staaten als hilflose Steuermänner in den Wogen des Weltgeldes ertrinken. Allenthalben wird staatliche Ohnmacht vor der Globalisierung konstatiert. Den einen ist sie willkommener Abbauzwang, den anderen das Ende ihrer Politik. Die politischen Winner aber setzen sich an die Spitze der „Gestaltung der Globalisierung", wie der Soziologieprofessor Ulrich Beck („Risikogesellschaft") sich ausdrückt und chamäleoneske Politiker wie Gerhard Schröder und Joschka Fischer nachplappern.

Zweifellos durchläuft der Staat bei seinen Bürgern eine Legitimationskrise, die sich im rapiden Ansehensverfall der Bundesregierung und der politischen Parteien artikuliert. Aber das ist nur zu verständlich, schließlich mühen sich letztere redlich, den Bürgern als angemessen einzureden, was längst schon ökonomische Realität ist, und die hat sich für sie verschlechtert. Der deutsche Staat ist nicht mehr die relativ kommode Wohlfahrtsveranstaltung, als die vor allem die Älteren ihn kennengelernt haben.

Zur Behebung der Legitimationsschwierigkeiten wird der Nationalismus mobilisiert und untermauert: Von oben als der Kitt, der die auseinanderdriftende nachfordistische Gesellschaft neu zusammenhalten soll, von unten als spontaner Protest gegen das „Böse" von außen, das in die deutsche Welt einbricht: der „Kasinokapitalismus", die ausländischen Spekulanten, die sich mittlerweile selbst in deutschen Banken festgesetzt haben. Die letzten Monate haben uns Szenen beschert, in denen dieses deutsche Bündnis von politischen Eliten mit spontanen Protesten der Arbeiter vorgeführt wurde.

Bis in die siebziger Jahre war das deutsche System sozialer Sicherung, die relative Teilhabe der Arbeitenden am produktiven Ertrag, nicht ein luxuriöser Kostenfaktor, sondern wichtiger Teil der Wertschöpfung. Sie ermöglichte hohe Arbeitsproduktivität und die Teilnahme der Produzenten am Kon-

und Nationalismus

sum. Gesellschaftlich zeichnete sich das „Modell Deutschland" durch ein hohes Maß an Stabilität und Unterordnung der Beschäftigten und ihrer Gewerkschaften aus. Der spezifisch bundesdeutsche Sozialstaat war daher erstlinig Garant für ungestörte Produktion, hohe Arbeitsproduktivität und die Erfolge des deutschen Exports. Nicht ohne Gegenleistung: relativ hohe Löhne und der Sozialstaat nährten die trügerische Ansicht vom Kapitalismus als Wohlfahrtsstaat.

Das manchmal diffamierend „Konsensgesellschaft", manchmal liebevoll „Rheinischer Kapitalismus" genannte „Modell Deutschland" des BRD-Kapitalismus basierte auf dem Dreiklang zwischen Kapital, Staat und Volk, beziehungsweise integrierter Arbeiterbewegung. Das ist nicht neu in der deutschen Geschichte, sondern durchzieht sie von Bismarcks Sozialgesetzgebung, über die Integration von Sozialdemokratie und Gewerkschaften in die Kriegsführung des Ersten Weltkriegs und die Weimarer Republik bis zur Volksgemeinschaft der Nationalsozialisten. Kennzeichen des jeweiligen historischen deutschen „Modells" ist die besondere, zwischen Kapital und Arbeit „mittelnde" Rolle des Staates (siehe auch 17°C Nr. 13, S.6).

Neue Ökonomie, welcher Staat?

Im Staatsmodell neoliberaler Ökonomen hat der Staat „minimale" Aufgaben. In der Ökonomie soll er allein gewährleisten, daß das Geldmengenwachstum überwacht wird, nicht durch den Staat selbst, sondern durch die „Geldhüter". Ansonsten soll er das Privateigentum schützen, das Gewaltmonopol ausüben, die Außenpolitik des Staates führen, die Landesverteidigung organisieren und als Sozialpolitik das Existenzminimum gewährleisten. Im Prinzip tendieren die westlichen Demokratien alle in diese Richtung. Dem entspricht die Privatisierung bisheriger staatlicher Leistungen bis hin zu einzelnen Polizeifunktionen. Für die neoliberale Politik war und ist es daher zunächst das Wichtigste, den überflüssigen Sozialstaatsfirlefanz der fordistischen Entwicklung in den Staatsstrukturen zu zerstören, das heißt den Staatskonsum zu senken. Das findet auf allen Ebenen statt, nicht nur bei den Sozialsystemen sondern auch in der Verwaltung, der Kultur, in Schulen und Hochschulen, die auf Effektivität und Leistungsfähigkeit getrimmt werden.

Diese Tendenz heißt allerdings nicht, daß sich das gedachte „Unternehmen Staat" am Ende auch durchsetzen könnte. Zu sehr ist auch der neoliberale Staat gezwungen, jenseits des Wettbewerbs und der Formel, der Markt regelt das, seine Interessen gegen konkurrierende Staaten zu schützen, sei es durch Subventionen, durch Protektionismus oder innergesellschaftlich durch Zugeständnisse an gesellschaftliche Gruppen, das heißt durch Konsens und Kompromisse. Und er bleibt imperialistischer, gewalttätiger Staat gegen andere. Allerdings, der derzeit dominierende Krieg ist der wirtschaftliche um den Weltmarkt.

Worauf die Neoliberalen keine Antwort haben, ist die Frage, wie sich der Staat, wenn er denn eine bürgerlich-parlamentarische Verfaßtheit haben soll, die Legitimation seiner Insassen erhält. (Daß der Markt auch die gesellschaftlichen Beziehungen regele, ist Ideologie.) Marktbeziehungen und Konkurrenz zerstören Gemeinschaft. Wie mit dem unaufhörlich produzierten menschlichen Aus- und Überschuß umzugehen ist, daran scheitert diese Staatsvorstellung. Dem „reinen" neoliberalen Staatswesen entspräche am ehesten die Diktatur. Doch funktioniert der

bürgerliche Staat als Zwangsveranstaltung um so besser, je mehr die Insassen sich diesem Zwang freiwillig unterwerfen. Das ist zweifellos ein Vorteil der Demokratie. Der Aufwand, den sie bedeutet, wiegt die Reibungsverluste einer Diktatur auf. Weil der „Umbau" der Strukturen des fordistischen Staates zum neoliberalen ein schwerfälliges Unterfangen ist, das den Leuten insbesondere dann nicht einleuchtet, wenn es mit Verschlechterungen und Unannehmlichkeiten für sie verbunden ist, nimmt in solchen Zeiten die Sehnsucht nach klaren Verhältnissen und entschiedenem Durchgreifen zu. Die da oben beklagen den Reform-, Modernisierungs-, Innovationsstau durch Bürokratie, Interessengruppen etc. und rufen nach mehr Kompetenz. Die da unten reagieren politik-, partei- und staatsverdrossen und hoffen auf den, der durchgreift. Das ist dann die Krise, die Blockade, die nahezu alle beklagen. Nach Lage der Dinge – in einer Gesellschaft ohne Klassenkampf – klärte sich das Problem innerhalb einer Generation, da die Nachwachsenden bereits fast nur die neuen und nicht die alten Verhältnisse kennen. Nur dauert das zu lange. Das ist die Stunde der starken Männer, der Modernisierer.

Vor allem die Linkskeynesianer sind angesichts der Durchsetzung neoliberaler Politik ins Schleudern geraten. Die Tatsache, daß allüberall der Staatskonsum runtergefahren wird, beraubt sie ihrer politischen Option, den Kapitalismus zum Wohlfahrtsstaat zu reformieren. Als gläubige Keynesianer können sie das nicht als quasi „naturwüchsige" Reaktion des Kapitalismus auf die Tatsache werten, daß in der Logik der Kapitalverwertung der steigende Staatskonsum und die „Beköstigung" von immer mehr Menschen, die nicht gebraucht werden, unproduktive Kosten sind. In ihrer Logik handelt es sich beim wirtschaftspolitischen Kurswechsel um so etwas ähnliches wie eine Verschwörung neoliberaler Denkschulen, wie dies insbesondere die Veröffentlichungen des Hamburger Linkskeynesianers Herbert Schui nahelegen (1).



Schui z.B. sieht im neoliberalen Staatsverständnis zu Recht die Tendenz zum autoritären Staat als Gefahr. Nur sieht er dies allein als Problem einer Denkschule und nicht als Problem des Kapitalismus. Den Staat als Lenker des Kapitalismus mißzuverstehen, ist ein Grundzug der Linkskeynesianer. Dabei wird davon ausgegangen, daß die sozialstaatliche Demokratie das für den Kapitalismus am besten geeignete Modell sei. Die Legitimationskrise des Staates verwandelt sich folglich in ein Versagen neoliberaler Politik. Schuld ist der „Kasinokapitalismus", das Geld.

Der Begriff „Kasinokapitalismus" geht auf Keynes zurück. Der hatte 1936 in seinem Hauptwerk die „General Theory" geschrieben: „When the capital development of a country becomes a by-product of the activities of a casino, the job is likely to be ill-done". Wenn das kapitalistische Wachstum eines Landes ein Nebenprodukt spekulativer Kasino-Geschäfte wird, dann haben die Kapitalmärkte ihren Job höchstwahrscheinlich schlecht gemacht. Keynes verband eine solche Kritik am Finanzkapital mit seiner eigenen Vorstellung vom Kapitalismus als Wohlfahrtsveranstaltung, also mit einer ideologischen Kritik, die typisch ist für alle Keynesianer. Sie sehen in den wachsenden Geldmärkten eine zu kritisierende kapitalistische Fehlentwicklung und nicht den Kapitalismus als das zu Kritisierende (was Keynes fernlag). Anders ausgedrückt: die Keynesianer halten Kapitalismus dann für vernünftig, wenn er auf längerfristige Wachstumsorientierung ausgerichtet ist und nicht auf kurzfristige Gewinnerwartungen. Dieser Widerspruch zwischen „wealth-creating" und „rent-seeking"-Aktivitäten werde derzeit zugunsten des „rent-seeking" aufgelöst.

Diese Beobachtung stimmt zwar auf der Erscheinungsebene, nicht aber in der Ursachenanalyse. Daß immer mehr Kapital statt in Investitionen in Geldanlagen geht, hat schlicht damit zu tun, daß derzeit immer mehr Kapital sich einfacher in Geldgeschäften anlegen läßt, die eine höhere Rendite versprechen, als neue Investitionen. Das kann sich wieder ändern, nur momentan ist das so.

Wenn man wie Schui für bare Münze nimmt, daß im Grundgesetz etwas von der Sozialpflichtigkeit des Eigentums stehe, oder an das Ahlener Programm der CDU von 1947 erinnert (2), wenn man also ernsthaft annimmt, der kapitalistische Staat habe den Wohlstand seiner Insassen zu mehren, weil er dreißig Jahre lang denselben diesen Eindruck vermittelt hat, kommt man zu dem Ergeb-



nis, daß die Neoliberalen gegen die eigentliche Demokratie, gegen die eigentlichen Aufgaben des Staates verstoßen. Doch der Staat hat die Aufgabe, die Verwertungsbedingungen des Kapitals zu schützen. Da sich diese verändert haben, müssen Staat und Gesellschaft dem angepaßt werden.

Staatskrisen sind daher nichts Ungewöhnliches. Der gesellschaftliche Erosionsprozeß, die Auflösung gesellschaftlicher Beziehungen, die Zerstörung der Familie als „Keimform" des Staates, ist seine Normalität. Die Krise der zwanziger Jahre brachte den Faschismus in Italien, den Nationalsozialismus in Deutschland und den New Deal in den USA hervor, die alle auf sehr unterschiedliche Weise die Demokratie abgeschafft oder verändert haben. Wer also autoritäre Tendenzen registriert, liegt nicht falsch, aber möglicherweise daneben, wenn er diese auf die amerikanische Denkschule des Neoliberalismus reduziert.

Wie man überhaupt vorsichtig sein sollte, alle neoliberalen Entwicklung den USA zuzuschreiben, nur weil viele politischen Entwicklungen dort zuerst auftraten, weil sie schneller an die veränderten Bedingungen angepaßt und modernisiert wurden. Auch ein Keynesianer wie Joachim Bischoff spricht schon einmal von der „Politik der Amerikanisierung", wenn er über den Trend zur Privatisierung und den Abbau des Sozialstaats schreibt (3). Da drängt sich der Verdacht auf, daß Entwicklungen deswegen als „amerikanisch" kritisiert werden, weil sie in Konkurrenz zum BRD-Kapital stehen. Von verschiedenen politischen Seiten wird der Antiamerikanismus gezielt eingesetzt, um deutsches nationales Wir-Gefühl gegen die amerikanische „Fast-food-Unkultur" im Konkurrenzkampf zu mobilisieren.

Die zitierte Tendenz zum autoritären Staat ist nun wahrlich nicht amerikaspezifisch. Das Starren auf das Kaninchen verstellt den Blick dafür, daß aktuell die autoritären staatspolitischen Tendenzen in Deutschland sich hinter der Warnung vor der „Amerikanisierung" herausschälen. Und diese Tendenzen sind deutsch, um nicht zu sagen urdeutsch. Das Bündnis Eliten/Volk feiert fröhliche Urständ und keiner merkt's? Dem deutschen Kapitalismus war sein Volk als „deutsches Volk" immer eine wesentliche Produktivkraft.

Das Hohelied vom „Rheinischen Kapitalismus"

Der „Rheinische Kapitalismus" als Gegenmodell zum amerikanischen wurde zum erstenmal von Joschka Fischer hochgehalten: „Die Frage an die demokratische Linke ist, ob wir dieser Amerikanisierung (Anm: des Sozialstaats) eine Europäisierung entgegensetzen, ob es eine Neudefinition des rheinischen Kapitalismus gibt." (TAZ-Interview, 11.10.96)

Alle solche Diskurse kreisen um den „Standort Deutschland". Die Konturen einer Neuausbildung der deutschen Nation für die „Neuverteilung der Weltmärkte" (Roman Herzog) werden deutlicher. Amerika als abzuwehrender Feind, der zugleich bewundert und beneidet wird, rückt immer stärker als Konkurrent auf.

Insofern war die Auseinandersetzung um die Lohnfortzahlung 1996 ein Lehrstück. Das Modell Kapital/Staat/Gewerkschaften war gescheitert. Die Gewerkschaften warfen dem Bundeskanzler, der als Moderator und Mittler (Staat) fungieren sollte, vor, er habe als solcher versagt. Der Kanzler wiederum organisierte den Alleingang ohne die Gewerkschaften und ließ gesetzlich die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall ändern. Was danach folgte, war ein kleiner Volksaufstand, der gar nicht einmal in erster Linie materielle Ziele hatte (4) sondern ideelle: die Mobilisierung der Beleidigten nicht an ihrer Unterdrückung, sondern an der Kränkung ihrer Ehre als deutscher Arbeitsmann, faul zu sein und nicht alles für das Wohl des Betriebes zu geben. Die Bundesregierung hatte sich vertan, indem sie in ihren Bemühungen der Senkung aller Bestandteile des Lohns diejenigen, die Träger ihres neuen Kurses sein sollen, pauschal vor den Kopf stieß. Die Auseinandersetzung um die Lohnfortzahlung und das „Bündnis für Arbeit" bildete aber erst den Auftakt. Die Gewerkschaften verschärften ihren Kurs für den deutschen Arbeiter. IG Metall-Chef Zwickel forderte, „daß wir zu verabredeten Quotierungen im Rahmen eines Einwanderungsgesetzes kommen müssen, um den sozialen Sprengsatz zu entschärfen" (Focus, 27.1.97). Die IG Bergbau ließ die Bergarbeiter im März '97 auf die Barrikaden gehen und unter der Parole „Wir sind das Volk" gegen die Subventionsstreichungen in Bonn demonstrieren. Die IG BAU mobilisierte in die Reichshauptstadt unter

der Parole „Billiglohn macht arbeitslos". Ihre Aktionen richteten sich gegen die nichtdeutschen Billiglohnarbeiter und „skrupellose Schlepperbanden", die „Fremden" als Jobkiller für deutsche Bauarbeiter. Die wiederum stürmten Wohncontainer ausländischer Bauarbeiter. Den Höhepunkt der Herausbildung eines neuen deutschen Arbeiterkonsenses aber bildeten die Auseinandersetzungen um die Fusion der Stahlkonzerne Krupp und Thyssen im März/April 1997.

Krupp-Thyssen: „Wildwest-Methoden"

Krupp wollte bei Thyssen durch Aktienkauf die Mehrheit „feindlich" – d.h. nicht im Einvernehmen der beiden Unternehmensvorstände – übernehmen, die Betriebe zusammenlegen und auf dem Weltmarkt zu einem noch effektiveren Multi machen. Ein bemerkenswerter Aufschrei ging durch das Land. Das deutsche Management überziehe seine „Vaterlandslosigkeit", es verrate Arbeitende und Gesellschaft. Die Argumentationsfiguren machen deutlich, in welche Richtung der „Antikapitalismus" der Massen gewendet wird, auf gar keinen Fall gegen das „schaffende" Kapital:

Antiamerikanismus:
Vom „Dallas im Ruhrgebiet" war die Rede. Für den „Spiegel" stellte sich die Frage: „Herrschen in der deutschen Wirtschaft bald anglo-amerikanische Verhältnisse?" (24.3.97) Norbert Blüm erinnerte sich an seine Jugendlektüre und sah im Vorgehen Krupps „nicht die Sprache der sozialen Marktwirtschaft" (= deutsch), sondern „die Sprache des Wilden Westens, in dem Lager feindlich erobert werden" (HA, 1.4.97). IG Metall-Chef Klaus Zwickel tönte populär: „Wir sind nicht in Las Vegas, denn dort sind die Banditen einarmig." (Spiegel, 31.3.97) Thyssen-Betriebsrat Bongen forderte: „Wer amerikanische Verhältnisse will, soll auswandern" (FAZ, 26.3.97).

Kasinokapitalismus:
Der IG Metall war es vorbehalten, amerikanischen Kapitalismus versus deutschen und Finanzkapital versus Industriekapital ins Zentrum zu erheben. Die FAZ zitiert den Vorsitzenden Klaus Zwickel: „Die IG Metall werde sich mit voller Wucht gegen den Versuch deutscher Großbanken wenden, mit amerikanischen Methoden in der deutschen Industrie Fakten zu schaffen." (20.3.97) Also rief die IG Metall die Arbeiter zur Demonstration vor die Zentrale der Deutschen Bank in Frankfurt. Zwickel wetterte: „Wir haben es satt, von der anonymen Finanzmacht der Banken regiert zu werden ... Der Kasinokapitalismus ist zu einer Gefahr für die Allgemeinheit geworden." (TAZ, 26.3.97) Bei aller Kritik an den Chefs der Stahlbetriebe, so hatte Betriebsrat Dieter Kroll die Linie im aktuellen Konflikt gezogen, suche man „den Hauptgegner nicht in den Vorstandsetagen, sondern die Hauptfeinde sind die Banken" (Taz, 20.3.97).

Deutsche Unternehmenskultur:
NRW-Wirtschaftsminister Clement brachte „Anglo-Amerikanisierung" und „Kasinokapitalismus" als „Verfall der Unternehmenskultur" zusammen. Anders als in England und den USA haben es die Banken in Deutschland mit einer Kultur der sozialen Marktwirtschaft zu tun, die auf Konsens und Kooperation setzten und auf eine emanzipierte Arbeitnehmerschaft. „Das ist das deutsche Modell, das sich in letzter Minute bei Thyssen und Krupp durchgesetzt hat." (BamS, 30.3.97) Was ist dieses so bewahrenswerte Deutsche? Krupp und Thyssen haben im Ergebnis der Auseinandersetzungen ihren Stahlbereich zu einer künftigen deutschen Ruhrstahl AG zusammengelegt, dem drittgrößten Stahlkonzern Europas und fünftgrößten der Welt, einem der bedeutendsten Automobilzulieferer. Die weiteren Verhandlungen sollen noch mehr Zusammenschluß bringen, an deren Ende ein deutscher Weltkonzern stehen soll. Was für die Arbeiter dabei rauskommt? 8.000 Arbeiter werden zunächst entlassen, die Hälfte davon über Frühverrentung. Thyssen-Chef Vogel, immer „um ein enges Verhältnis zu den Arbeitnehmern bemüht", gelang es im Machtkampf des Managements zwischen Krupp und Thyssen „erfolgreich die Wut der Beschäftigten als Waffe" einzusetzen (FAZ, 20.3.97). Ein nicht alltäglicher Streik der Arbeiter für ihren Chef, einen der mächtigsten Manager der BRD.

Die Mobilisierung gegen Amerikanisierung und Kasinokapitalismus hatte also zwei Erfolge: die Stärkung eines deutschen Industriekonzerns gegen seine u.a. amerikanische Konkurrenz und im



Windschatten der Mobilisierung für das produktive Industriekapital gegen das „anonyme", parasitäre Finanzkapital ein erneuter Rationalisierungsschub unter kämpferischer Beteiligung der Arbeiter und Gewerkschaften. Das ist das Deutsche, der „rheinische Kapitalismus".
Ideologisch nähert sich diese Auftrennung des Kapitalismus in den guten, den produktiven, durch Arbeit Mehrwert schaffenden, gegen den schlechten, parasitären Geld- (bzw.) Finanzkapitalismus jenen Elementen des „romantischen Antikapitalismus" (Verschwörung des Geldes gegen die Arbeit), der in der Geschichte wiederholt den modernen Antisemitismus befördert hat. Im aktuellen Konflikt gerieten zwar ein Konzernchef (Cromme, Krupp) und die Deutsche Bank in die Schußlinie, aber die Fremdlenkung durch nichtdeutsche Methoden der „anonymen Finanzmächte" (Zwickel) dominierte.

Shareholder Value: „Anglo-amerikanischer Kapitalismus"

Synonym für alles Schlechte wird der „Shareholder value", mit dem Daimler-Chef Schrempp seinen rabiaten Vorstoß zur betrieblichen Umsetzung des neuen Lohnfortzahlungsgesetzes im Herbst 1996 begründete. Ein Aufschrei war die Folge. Als die IG Metall ihn einen „Rambo" schimpfte, machte Schrempp einen Rückzieher und sprach von der „Unternehmenswertsteigerung" als Unternehmensziel. Mit seinem Zugeständnis, daß „wir nicht einfach anglo-amerikanische Geschäftspraktiken auf die europäische Industrie übertragen dürfen" (Spiegel, 17.3.97), erreichte er die Beruhigung der Gewerkschaften. Die entscheidenden Stichworte – Shareholder Value und anglo-amerikanische Praktiken – waren gefallen.
Was aber meint der Shareholder Value? Er „ist nicht anderes als eine strategische Variante von Gewinnmaximierung", sagt der frühere hessische Wirtschaftsminister und heutige Managementprofessor Ulrich Steger (5). Er ist ein Managementkonzept und meint vor allem die Erhöhung der Rendite für die Aktionäre, denn nur ein Unternehmen, das ausreichend Rendite abwirft, ist auf den Kapitalmärkten ausreichend konkurrenzfähig. Für die Definition des Shareholder Value wird im wesentlichen als Gradmesser Wertzuwachs der Aktie, Unternehmenstransparenz- und kommunikation (vor allem mit Blick auf die Aktionäre) und die Art der Unternehmensführung bewertet (6). Da dieser Begriff in den USA entwickelt und geprägt wurde, wird er in der hiesigen Diskussion nicht etwa als kapitalistisch denunziert, sondern als amerikanisch, wahlweise „anglo-amerikanisch" oder als „Kapitalismus pur", was alles selbstverständlich nicht zu einem deutschen Unternehmen paßt. Zwar meint Schrempps Definition „Unternehmenswertsteigerung" nichts anderes, doch durch die Abgrenzung wird sie hoffähig. Ein kurzer Blick auf die deutsche Shareholder Value-Diskussion belegt dies.



Georg Giersberg beschreibt ihn als „ganzheitliches" Managerkonzept (6). Er umfasse die Verbesserung der Produktqualität ebenso wie die Mitarbeiterführung und verfolge nur das eine Ziel: Wertsteigerung. Letzteres ist nun wahrlich nicht neu, sondern so alt wie der Kapitalismus, was Bernd Wrede, Vorstandsvorsitzender von Hapag-Lloyd, bestätigt. Er möchte den Begriff Shareholder Value lieber durch „wertorientierte Unternehmensführung" ersetzt sehen. Er versteht darunter kontinuierliche Produktverbesserung, Produktivitätssteigerung, Kostenoptimierung. „Schon immer war es ein Ziel des Managements, den Gewinn zu erhöhen und den Unternehmenswert zu steigern." Neu, so Wrede, sei nicht die Wertsteigerung des Unternehmens, sondern die Ausrichtung am Aktionär. Giersberg rückt zurecht: dank „Globalisierung" sei für die Unternehmen ein unausweichlicher Zwang eingetreten:
„Um diese Globalisierung zu finanzieren, ist Shareholder Value der konsequente Ausdruck des internationalen Wettbewerbs um das knappe Gut Kapital, das die Investoren nur dort anlegen, wo es die höchste Rendite verspricht".(6)
Tatsächlich sind in den achtziger Jahren in den USA und Großbritannien zahlreiche Betriebe auf diese Art und Weise saniert, kaputtgemacht oder zusammengelegt worden (u.a. durch „feindliche Übernahmen"), indem an der Rendite für den Kapitalmarkt ausgerichtete Manager im Zusammenspiel mit kapitalkräftigen Aktionärszusammenschlüssen bzw. Fonds Betriebe gezielt aufs Korn genommen haben. Dieses koordinierte Vorgehen hat zur Um-

strukturierung von Betrieben und Wirtschaft geführt und den Kostenfaktor Arbeit entscheidend geschwächt, zumal in beiden Ländern neoliberale Regierungen die Gewerkschaftsbewegung politisch geschwächt haben, indem sie sie gesetzlichen Restriktionen unterwarfen.

Selbstverständlich träumen auch deutsche Manager hiervon, doch ist inzwischen die Managerdiskussion weitergegangen. Mittlerweile wird die Idee des „Volkskapitalismus" – ein ganzes Volk von Aktionären – propagiert, um Kapital zu ziehen. Der Sozialdemokrat Ulrich Steger empfiehlt den Gewerkschaften: nur wenn sie „die Arbeitnehmer zu Aktionären machen", könnten sie gerechte Einkommensverteilung herstellen. „Der Volkskapitalismus wäre das politische Szenario, weil die Einkommensverteilung wieder egalisiert würde." (5) Das ist auf breiter Ebene zwar illusorisch, hat aber den Vorteil, Kapital in die Unternehmen zu ziehen und zugleich mit den Aktionären eine Klientel zu schaffen, die auf Gedeih und Verderb für eine hohe Unternehmensrendite und entsprechend „schlanke" Kostenstruktur des Betriebes eintritt. Der Gedanke, auch die Beschäftigten daran zu beteiligen, kettet diese ebenfalls an diesen Zweck. In den USA, wo die Aktienstreuung erheblich breiter ist als in Deutschland, ist dies bereits Unternehmenspraxis. Mit dem Gang der Deutschen Telekom an die Börse und der Propaganda, die darum gemacht wurde, ist die Idee der Volksaktie auch in Deutschland popularisiert worden.

Das in Deutschland „Wertmanagement" genannte Shareholder-Value-Konzept umschrieb 1994 Wolfgang Reitzler vom BMW-Vorstand damit, daß Arbeitgeber „unternehmerische Funktionen zunehmend den Mitarbeitern übergeben" müßten. Der arbeitende Mensch als nur dem Betriebszweck hingegeben, das ist das Ideal:

„Die Menschen müssen zu einer Wertschöpfungsgemeinschaft zusammenschmelzen und dies in ihrem Selbstverständnis verinnerlichen." (7)

Keine Sorge, der will nicht den Unternehmer oder das Management abschaffen oder das Kapital sozialisieren, sondern das „human capital" ausschöpfen. Der als deutscher Shareholder Value-Papst titulierte Vorstandsvorsitzende der SGL Carbon AG, Robert Koehler, gibt sich alles andere als auf nur kurzfristigen Erfolg orientiert. „Langfristig", so Koehler, könne man „den Unternehmenswert nur dann kontinuierlich steigern, wenn alle Interessengruppen einen Vorteil davon haben". Sechs solche „Anspruchsgruppen" definiert er: die Anteilseigner, die Mitarbeiter, die Gläubiger (Banken), die Kunden, die Lieferanten und „die Gesellschaft" (6). Und selbst der neue Vorstandssprecher der Deutschen Bank, Rolf Breuer – Buhmann beim Krupp-Thyssen-Konflikt – benennt den Shareholder Value nur als einen Faktor, hinzu müßten Kundenzufriedenheit und Mitarbeitermotivation kommen. „Gemeinsam mit dem gesellschaftlichen Umfeld ergibt sich jener Vierklang, der das Zielsystem der Bank ausmacht." (6)



Von deutschen Patriarchen und amerikanischen Profitmachern

Ein deutscher Unternehmer macht nicht nur Gewinne, sondern handelt auch in gesellschaftlicher Verantwortung. Das Unternehmen als „gesellschaftliche Veranstaltung" (Bahn-Chef Heinz Dürr), so die allgemeine Klage angesichts der derzeitigen ökonomischen Entwicklung, gehe verloren. Schon im September 1996 hatte Roman Herzog vor Spitzenmanagern gemahnt:

„Ein Unternehmen, das in Deutschland seine Produktionsstätten, seine Arbeitsplätze abbaut und fast keine Steuern bezahlt, das kann in seinem Namen noch so oft das Wort „deutsch" haben, das erkenne ich nicht mehr als deutsches Unternehmen" (8).

Auch der „Spiegel" macht sich seit einigen Monaten in dramatischen Titelgeschichten zum Besorgnisträger des Verlusts an nationalem Gemeinsinn. In seiner Ausgabe vom 17.3.97 klagt er die neuen Manager als „amerikanisiert" und vom Shareholder Value infiziert an:

„Die neuen Bosse reden wie Börsianer, ihre zentrale Denkgröße ist die Rendite, ihre ganze Aufmerksamkeit gilt dem Weltmarkt. Mit der Heimat Deutschland verbinden viele nur noch die Erinnerung an die Kindheit und den Mißmut über die hohen Löhne und komplizierte Genehmigungsverfahren... Sie wollen „Global Player" sein, nicht Patriarchen. Ihre Philosophie haben sie allesamt den US-Management-Schulen entliehen ... Der Arbeitnehmer ist in dieser

Denkschule vor allem ein Kostenfaktor" (9).
In amerikanischen Unternehmen herrscht also nur das nackte Profitdenken vor, das deutsche aber wurde von der positiven Größe „Patriarch" beherrscht, und der regiert nicht nur allein, der sorgt auch für seine Familie. Daß nicht Ausbeutung, sondern patriarchale Fürsorge die internationale Spitzenstellung des BRD-Kapitals geschaffen hat, gehört zu den Abgrenzungslegenden, die für das nationale Selbstbewußtsein mobilisiert werden. Daß die horrenden Gewinne deutscher Konzerne der Fürsorge entstammen und nicht dem „Gewinnstreben", ist die Botschaft.
Einige Monate vor dem „Spiegel" hatte „Die Woche" das Problem noch härter aufgerissen: „Shareholder Value kommt aus der Welt der alerten amerikanischen Jungmanager, ... die unersättlich sind, wenn es darum geht, Gewinn um jeden Preis zu machen". Dagegen habe „Deutschland eine anders gewachsene Unternehmenskultur als die USA. Lange Zeit galt es als Musterland verantwortungsbewußter Manager, die dafür angesehen waren, mehr im Kopf zu haben als nur ihre Zahlen ... Auf diesem Nährboden sind die großen Unternehmen von Mercedes-Benz bis Siemens, von Krupp bis Bosch gewachsen. Die Männer an der Spitze dachten nicht nur an ihre Aktionäre, sondern definierten sich über die Produkte, die sie herstellten und verkauften, sie fühlten sich auch Mitarbeitern und Gesellschaft verpflichtet." (10)

Auf diesem Nährboden wuchsen Wirtschaftsführer heran, die ihr Unternehmen in den Dienst der Nation und des Nationalsozialismus stellten, die zwei mörderische Weltkriege zu führen verhalfen und die auch nach dem deutschen Vernichtungskrieg weiterhin ihre Profite scheffelten. Deutsches Kapital steht für höhere Ziele als Gewinne: „Im Wirtschaftsleben zählen auch andere Kriterien (Anm.: als der Shareholder Value), wenn es um die Eroberung neuer Märkte geht", zitiert „Die Woche" den BASF-Vorstand Max Dietrich Kley (10).

Herzogs „Berliner Rede": Standort-Krieg

Die Rede Roman Herzogs im Berliner Hotel Adlon am 26. April 1997 (11) dokumentiert eindringlich die Kombination aus Anpassung an die veränderten Anforderungen kapitalistischer Unternehmenspolitik und Wiederherstellung bzw. Erneuerung staatlicher Legitimation. Es ist eine zutiefst reaktionäre, autoritäre, antidemokratische Rede. „Durch Deutschland muß ein Ruck gehen", hatte er gefordert, denn „die Weltmärkte werden neu verteilt". Deshalb: „Ich rufe auf zu mehr Entschlossenheit". Der das als neuer starker Mann allzu gerne bewerkstelligen möchte, Gerhard Schröder, hat in seiner zustimmenden Antwort auf Herzog das ganze noch martialischer formuliert: „Wir haben die Chance uns zu entscheiden, ob wir im Prozeß der Globalisierung Hammer oder Amboß sein wollen." (12)
Während hierzulande „Mutlosigkeit", „Lähmung" und „mentale Depression" herrschten, hatte der Bundespräsident – gerade aus Asien zurückgekehrt – dort eine „unglaubliche Dynamik" entdeckt. Übersehen hat er die Despoten-Regimes, die massenhafte Armut. Keine Rede vom japanischen „Karoshi" (Tod durch Überarbeitung). Und ganz sicher haben es in Korea und anderswo „Interessengruppen und Bedenkenträger" sowie „Veto-Gruppen", gegen die Herzog hierzulande hetzt, schwerer als in Deutschland.
Den Appell an die Eliten – „Ich vermisse bei unseren Eliten in Politik, Wirtschaft, Medien und gesellschaftlichen Gruppen die Fähigkeit und den Willen, das als richtig Erkannte auch durchzusetzen", denn es „wird nur der gewinnen, der wirklich zu führen bereit ist." – mußte natürlich unvermeidlich Schröder aufgreifen, der sich persönlich angesprochen fühlte: „Auch hier hat Roman Herzog recht: Es mangelt an der Fähigkeit der Eliten, das als richtig Erkannte durchzukämpfen, sich notfalls dafür verprügeln zu lassen. „Leadership" nennt man das in Amerika." (12) Und in Deutschland Führerprinzip.
Herzog wie Schröder meinen natürlich nicht im Ernst, sich vom „Volk" prügeln zu lassen, schwimmen doch beide geradezu auf einer Sympathiewelle, sondern sie meinen den Abbau demokratischer Hemmnisse bei der Durchsetzung von kapitalistischen Vorhaben. So propagieren sie die Beseitigung des „Technikskeptizismus der Interessengruppen" (Schröder), um unbehindert Kernkraft, Gentechnik, Digitalisierung und Biotechnik profitabel zu machen. Herzogs „Visionen" sind denn auch nichts weiter als die schnöden Forderungen, die Lohnnebenkosten



zu senken, Kündigungsschutz und Subventionen abzubauen, weitere Deregulierung und eine Steuerreform durchzuführen. „Bildung muß das Megathema unserer Gesellschaft werden" heißt es in Verbindung mit dem Abitur nach nur zwölf Jahren Schule.

Daß schließlich Herzog über einen „gefährlichen Verlust an Gemeinsinn ... in einer Zeit, in der wir mehr denn je auf Gemeinschaft angewiesen sind" klagt, ist unvermeidlich, für das Projekt Eroberung der Weltmärkte. Das Loblied auf „die Pflichtwerte", die wieder an Bedeutung gewönnen „gegenüber dem, was die Soziologen so schön die „Selbstverwirklichungswerte" nennen", soll die Reihen schließen und die Ära nach 68 endgültig beenden.



Unternehmen Deutschland?

Mindestens so dumm und reaktionär wie die Rede selbst sind die Reaktionen darauf. Der Geschäftsführer der Münchener Wacker-Chemie, Klaus von Lindeiner-Wildau, überschlägt sich vor Begeisterung und gelobt, in seinem Betrieb wolle man, „wie ich es nennen möchte", die „mentale Globalisierung" anpacken (FAZ, 29.7.97). Neben dem seit Weizsäcker wieder landesüblichen Kotau insbesondere der Medien gegenüber seiner Majestät („bedeutende", „beachtliche", „bemerkenswerte" Rede, ja sogar „Jahrhundertrede"), überschlagen sich diverse öffentliche Vertreter vor Begeisterung über das entschlossene Führerprinzip. Dabei sind die linksliberalen Medien wie „Spiegel", „Stern" und die „Woche" durchaus führend. Der völlig durchgeknallte „Woche"-Herausgeber Bissinger hat sie als Buch mit 33 Antworten, eine dümmer als die andere, herausgegeben (9). Bissinger fordert nach der „Berliner Republik" und der „Berliner Rede" endlich auch die „Berliner Tat". Führend dabei der schon erwähnte Gerhard Schröder, der seine Rede vom SPD-Kongreß „Innovation für Deutschland" herzoglich zurechtfrisiert hat.

Herzogs Botschaft: „Demokratie dauert lange und bringt irgendwie nix" (Friedrich Küppersbusch, TAZ, 2.7.97) hat den BDI-Präsidenten Hans-Olaf Henkel dazu verleitet, die „Systemfrage" zu stellen. Er überträgt die nationale Wettbewerbsphilosophie des Kapitals auf die Verfaßtheit des Staates. „Wenn andere schneller auf die Globalisierung reagieren als wir, müssen wir uns fragen, ob unser politisches System eigentlich noch wettbewerbsfähig ist." (13)

Er fordert eine Verfassungsänderung „für die Verschlankung des Staates und für die Beschleunigung von Entscheidungsprozessen", so Henkel in der FAZ (8.8.97), da wird wenigstens einmal deutlich gesagt, für wessen Interessen der Staat steht. VW-Vorstand Hartz erläutert das Volkswagen-Konzept des Abschieds von der tariflichen Arbeitszeit: „Nach dem Dienstvertrag geht jemand nach Hause, wenn die Zeit um ist. Im Werkvertrag arbeitet jeder so lange, bis er die versprochene Leistung hinbekommen hat."(14) Die beiden Siemens-Vorstandsmitglieder von Pierer und Weyrich dagegen favorisieren den Dienstvertrag. Dienen soll wieder in seines Wortes ursprünglicher Bedeutung Staats-Betriebs-Raison werden: „Es geht auch um die Bereitschaft zur Dienstleistung und zum Risiko, d.h., um das Abschiednehmen von unserer Vollkaskomentalität." (15) Der neue Star, Telekom-Chef Ron Sommer, sorgt sich um die deutsche Volkskraft: „Vier Jahrzehnte Wachstum und stetig steigender Wohlstand haben ausgereicht, um aus dem kraftvollen Volk des Wiederaufbaus ein Volk von Skeptikern, Bedenkenträgern und Nörglern zu machen." (16)

Die Wiedervereinigung und wenige Jahre Standort- und Globalisierungsdiskussion haben ausgereicht, „die Demokratie als die beste aller Staatsformen" (Helmut Schmidt) zum Hindernis für die Kapitalverwertung zu erklären. „Bedenkenträger", „Interessen-" oder „Vetogruppen" sind natürlich die anderen, sprich Verbände, Gewerkschaften oder Bürgerinitiativen, die gemeinhin mit der politischen Verfaßtheit der Demokratie und der gesellschaftlichen Bindung der Staatsinsassen verbunden wurden. Immer wenn die neue Staats- und Managerelite die Zügel schießen läßt – und Herzogs Rede wurde zu recht so verstanden – verfällt sie auf die Idee der Aufhebung all dieser „Staufaktoren" und wünscht sich eine Gesellschaft, die nur nach den Maßgaben betriebswirtschaftlicher Rationalität funktioniert. Nein, Diktatur wollen diese Leute nicht, nur Übereinstimmung aller. Der zutiefst reaktionäre und autoritäre Appell an den „Gemeinsinn" und die „Gemeinschaft" soll die Leute klaglos für die Weltmacht-

stellung Deutschlands arbeiten lassen.
Und doch wird sich diese romantische Vorstellung vom „Unternehmen Deutschland" so nicht durchsetzen. Es ist ja nicht von ungefähr, daß der Ruf nach Gemeinsinn um so stärker zunimmt, wie der bisherige gesellschaftliche und demokratische Zusammenhalt erodiert, je mehr die Realität der einzelnen von Polarisierung der Arbeitsbeziehungen, von Konkurrenz, von Zunahme der Kluft zwischen arm und reich gekennzeichnet ist. Das Projekt „Standort Deutschland" und Deutschlands Spitzenstellung bei der Eroberung neuer Märkte ist dafür die eine Perspektive. Der staatliche und betriebliche Zwang wird daneben immer notwendig sein und zunehmen, wie heute schon an der Diskussion um Arbeitszwang, Arbeitsdienst und „gemeinnützige Arbeit" ersichtlich ist.

„Wirtschaftspatriotismus"

Die Schwierigkeiten der Politiker mit ihren Wirtschaftsführern hat der ehemalige Hamburger Bürgermeister Voscherau, sozialdemokratisch-patriotischer Schüler Helmut Schmidts, in seinem Beitrag zur Herzog-Rede auf den Punkt gebracht: „Ich plädiere sehr wohl für Gewinne der Unternehmen – aber nicht um der Gewinne willen, sondern im Dienste des Gemeinwesens, auf dessen Stabilität Unternehmen ja auch angewiesen sind ... In Deutschland waren wir immer stolz auf unsere Unternehmenskultur, dazu gehörte aber stets auch das Bekenntnis zu nationaler Verantwortung ... Ich halte sehr viel davon, daß sich die Gewinner der Globalisierung darauf besinnen, daß nicht alles betriebswirtschaftlicher Logik folgen kann. Ich plädiere dafür, daß sich die Unternehmenslenker wieder stärker dem Gemeinwohl verpflichtet fühlen. Und daß sich etwas entwickelt, was ich Wirtschaftspatriotismus nenne." (17)
„Nationale Verantwortung", „Wirtschaftspatriotismus", „Gemeinwohl". Aus dem Holz könnte Sozialfaschismus geprägt sein. Der politische Repräsentant der herrschenden Klasse, der in Hamburg gern schon mal den Haider kopierte, damit die nach rechts driftenden Wähler ihn wählen sollten, bot einen Deal an: wir sorgen für eure Profite, halten die Leute bei der Stange, dann müßt ihr auch akzeptieren, daß das ein wenig kostet. Er wußte sehr wohl, daß die Verwertungslogik des Kapitals sich um Vaterland und Heimat einen feuchten Kehricht kümmert. Nur wenn optimale Verwertungsbedingungen vorliegen, wird er gehört werden. Die Vertreter des Kapitals reizen bis zum äußersten die Einsparmöglichkeiten aus, aber sie wissen auch den Vorteil stabiler politischer und staatlicher Verhältnisse für ihre Geschäfte zu schätzen. Die nationalistischen Vorstöße Schröders und Voscheraus gegen den Euro und zur Bekämpfung von Kriminalität sollen ganz offenkundig die Entschlossenheit dokumentieren, daß unter ihrer Regentschaft Stabilität garantiert wird.
Es spricht einiges dafür, daß unter Führung Schröders auch die deutschen Sozialdemokraten die letzte konservative Regierung ablösen können. Der Reibungsverlust, den die Konservativen bei der Neoliberalisierung von Wirtschaft und Politik erlitten haben, wird von den modernen Sozialdemokraten, den Clintons, Blairs und Schröders aufgefangen. Sie modernisieren staatspolitisch erfolgreich das Werk der Neoliberalen. Kommunitaristisch inspiriert, kümmern sie sich nicht nur um die optimalen Verwertungsbedingungen für das Kapital, sondern dienen sich als die Erfolgreicheren Garanten eines stabilen Staatswesens an. Derzeit stößt dieser Versuch auf mehrheitliche Zustimmung der Staatsinsassen. Sozialdemokratisch im klassischen Sinne ist an ihnen nur, daß sie mehr als die Konservativen überzeugt sind, die Arbeitenden und Arbeitslosen für dieses Vorhaben gewinnen und ruhigstellen zu können und die wachsende Zahl der Überflüssigen auf niedrigstem Niveau zu versorgen und in notwendige, das Gemeinwesen erhaltende Arbeit zu zwingen. So sehr die Aussage stimmt, daß es keinen nennenswerten Unterschied zwischen den wirtschaftspolitischen Inhalten von Neoliberalen, Konservativen und Sozialdemokraten clintonblairscher und vielleicht demnächst schröderscher Prägung mehr gibt, so viel erfolgreicher erweisen sie sich derzeit als die Staatsverwalter dieser Politik.



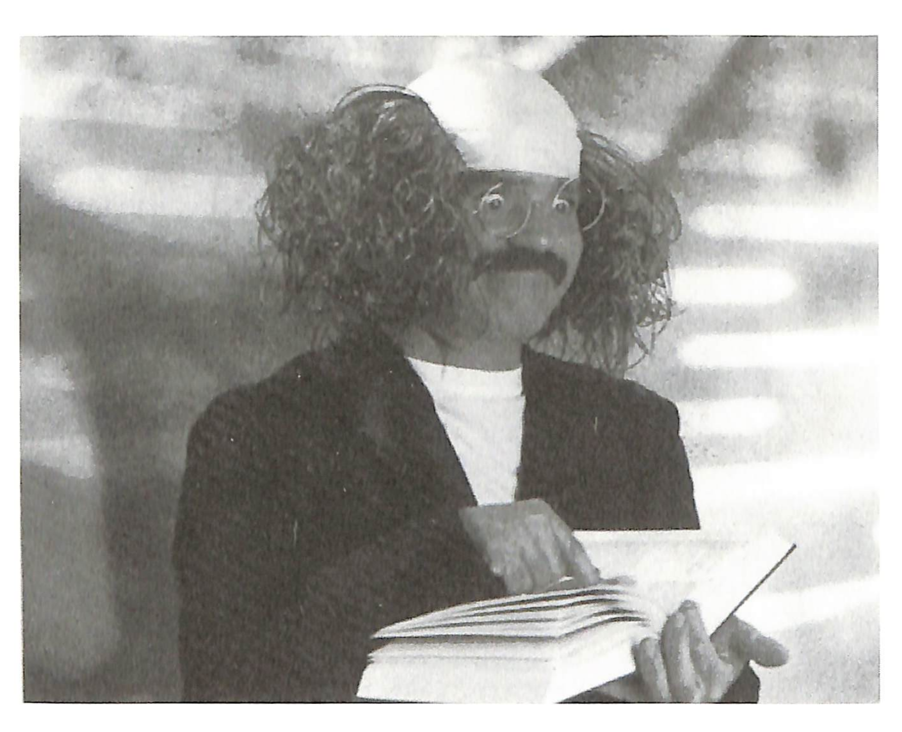
Modernisierung heißt nun nicht, daß alles neu gemacht wird, im Gegenteil. Die bisherigen Erfahrungen verweisen darauf, daß es die modernen Sozialdemokraten sind, die konserva-

tive Werte mobilisieren (Blair und Clinton: Familie) und den Wunsch nach dem Führer, dem starken Mann zu befriedigen bemüht sind. Die Wertediskussion hat in seiner einfachen Art Herzog als die Verknüpfung von „Pflichtwerten" mit dem „Gemeinsinn" bezeichnet. Genau das versuchen die modernen Sozialdemokraten mit ihren Anleihen beim Kommunistarismus.

Anleihen beim Kommunitarismus

Den (permanenten) gesellschaftlichen Zerfall wollen die Kommunitaristen durch (Gemeinschafts-)Werte aufhalten. Anders als bei den konservativen Wertebeschwörern gehören zu ihren Werten vor allem Freiwilligkeit und Toleranz. Der Papst des amerikanischen Kommunitarismus, Amitai Etzioni, wird allerdings nicht müde zu betonen, daß es Werte seien, die „alle Amerikaner" teilen können. Er hat zu diesen „ethischen Werten" u.a. Toleranz als eine Tugend, Diskriminierung als abscheulich, friedliche Konfliktlösung besser als gewaltsame, Wahrhaftigkeit höherwertiger als die Lüge, Demokratie moralisch höher stehend als Totalitarismus gezählt. Was vom Kommunitarismus Eingang in die politische Diskussion findet, ist vor allem aber Gemeinschaft statt Individualismus (oder Egoismus) sowie, daß es eine Arbeitsethik geben müsse, nach der man auch einen Tag lang zu arbeiten hat, wenn man für einen Tag bezahlt wird.

Kommunitaristisch inspiriert ist Bill Clinton, in dessen Beraterteam entsprechend ausgebildete Leute aktiv sind. Im Team Tony Blairs sind kommunitaristische Leute maßgebend. Daneben ist einer seiner wichtigen Berater, der Soziologe und heutige Professor an der Elitschule „London School of Economics", Anthony Giddens, der sich in der Vergangenheit als Linker profiliert hat. Giddens hat Einfluß auf das Programm von „New Labour" genommen. Zusammen mit dem Münchener Professor Ulrich Beck ist er Herausgeber einer in der „edition suhrkamp" erscheinenden Buchreihe „Die Zweite Moderne", eine Begriffsbesetzung, die vom Modewortschöpfer Beck („Risikogesellschaft") geprägt worden ist. Es war wohl nicht nur Bewunderung für den Schwätzer, die Gerhard Schröder im August dieses Jahres zu einem Besuch bei Beck geführt hat, sondern dürfte, so kann man spekulieren, mit seinen Bemühungen im Zusammenhang stehen, sich für den Wahlkampf nach dem Vorbild Clintons und Blair eines über die Partei hinausreichenden Wahlkampfstabs zu vergewissern.



Beck, der die „Erste Moderne" als Erwerbsgesellschaft definiert, scheint den Schlüssel für die zweite gefunden zu haben. In „Kapitalismus ohne Arbeit" (18) sinniert er über die deutsche Alternative zum „amerikanischen Weg" (bad jobs, working poor) nach: „An die Stelle von Arbeit (Erwerbsarbeit) tritt – Arbeit (Hausarbeit, Familienarbeit etc.)." „Wenn das „amerikanische Modell" auf eine Kombination von Vollbeschäftigung und working poor hinausläuft, dann könnte das „deutsche (europäische) Modell" eine Kombination von Erwerbsarbeit und grundfinanzierter Mitwirkung in der zivilen Gesellschaft zum Ziel haben. Diejenigen, die sich in Selbstorganisationen engagieren, stehen ja nicht mehr „dem Arbeitsmarkt zur Verfügung" und sind in diesem Sinne keine „Arbeitslosen" mehr. Sie sind aktive Bürger, die sich für das Gemeinwohl engagieren und dafür eine (zeitlich begrenzte) Grundsicherung erhalten."
Beck schwebt vor, daß der Staat nicht mehr für Erwerbsarbeitsplätze eintreten, sondern an ihrer Stelle mit minimaler Absicherung das „Ehrenamt" fördern soll, um das Unvermeidliche, den „Kapitalismus ohne Arbeit", aufzufangen. Sein ideell flexibler Familien-, Haus-, Erwerbsarbeiter soll künftig „in einer Durchmischung von formeller Arbeit und freiwilliger Selbstorganisation" pendeln. Durch „Abbau rechtlicher und Mobilitätsbarrieren zwischen beiden Sektoren" soll der Staat „Aus- und Umstiegsmöglichkeiten (im Jahres-, Wochen-, Monatsrhythmus)" schaffen.
„Was wir brauchen", so Beck, „ist ein Bürger-Staat-Bündnis für zivile Gesellschaft – notfalls gegen Kapital und Arbeit." Letzteres ist natürlich markige Sprücheklopferei. In der Realpolitik werden ganz andere Brötchen gebacken. Da zeigt sich, daß seine Überlegungen zur „Bürgerarbeit" durchaus auch Konservative interessieren. In einer gemeinsamen von den Bundesländern Sachsen und Bayern gebildeten „Zukunftskommission" ist Beck von Stoiber und Biedenkopf als Mitglied gewonnen worden und soll seine „Bürgerarbeit" als Alternative neben der Er-

werbsarbeit politikfähig formulieren. Neoliberale Staatspolitiker wie Biedenkopf finden in solchen Überlegungen Bündnispartner, denn das von ihm favorisierte Modell der Grundsicherung ist de facto nichts anderes, als die Menschen zur als „gemeinnützig" definierten Lohnarbeit auf niedrigstem Niveau zu zwingen.

Ein weiterer Prediger der Alternativen zur Erwerbsarbeit, Jeremy Rifkin („Das Ende der Arbeit") erklärt seine Vorstellungen sogar als Chance zu einer völlig neuen Bürgergesellschaft zu kommen: Der „gemeinnützige Bereich als dritte Säule zwischen Markt und Staat" würde „eine völlig neue Sicht von Politik und Wirtschaft, vom Wesen der Arbeit und der Gesellschaft eröffnen." (19) Die „dritte Säule" neben Markt und Staat, das heißt ein großer Elendsparkplatz inmitten der kapitalistischen Produktion, läßt sich halt nur ideologisch aufwerten, aber nicht real. Spätestens bei der Höhe der Grundsicherung wäre dies offenkundig. Deshalb interessieren Politiker letztlich nur die verwertbaren Überlegungen. Viel näher an der Wirklichkeit stehen solche gewandelten Kommunitaristinnen wie die Bremer Professorin Sibylle Tönnies, die im vorletzten Jahr in der „Zeit" eine Diskussion über die Einführung des Arbeitsdienstes („Warum nicht!") vom Zaun gebrochen hat. Sie geht vielmehr vom arbeitslosen Elend aus und kommt zu der realistischen Überlegung, daß Zwang notwendig ist, um die große Zahl der Arbeitslosen in miese und mies bezahlte Beschäftigung zu bringen (20).

Trotz der ideologischen Abgrenzung des deutschen vom anglo-amerikanischen Kapitalismus wird mit einigem Interesse auf dortige Arbeitsmarktentwicklungen geschaut. Es ist nicht uninteressant, sich diese Vorbilder kurz anzuschauen.

„Wertschöpfungsgemeinschaft", „ständige Anpassungsbereitschaft" – die Betriebsgemeinschaft als Volksgemeinschaft, die Definition des Menschen aus dem Wert heraus, diese Perversion soll das nationale Projekt „Unternehmen Deutschland" bei der Eroberung des Weltmarkts begründen. Und dennoch bleibt für Schröder ein ungelöstes Rätsel: wie ein Klotz hängt ihm die Partei am Bein. Die Hamburger Wahl hat gezeigt, daß die Zustimmung zur Person (60% Sympathiewert für Voscherau) nicht identisch ist mit der Zustimmung zur Partei. Angesichts des rapiden Ansehensverlustes der Parteien muß der neue starke Mann also noch einiges tun, nicht als Kandidat der alten Arbeiterpartei, sondern als der von „New Labour", oder deutscher noch, als der aller Deutschen zu erscheinen.

Anmerkungen

1) *Herbert Schui, Neoliberalismus – Der Versuch, die Konzentration von Einkommen und Vermögen zu legitimieren, in: Herbert Schui/ Eckart Spoo (Hsg.), Geld ist genug da, Reichtum in Deutschland, Heilbronn 1996*
2) *Herbert Schui, Die politische Ökonomie des Wohlfahrtsstaates und der Neoliberalismus, in: Johanna Klages/Peter Strutynski (Hrsg.), Kapitalismus am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, Hamburg 1997*
3) *Joachim Bischoff, Ende des Rheinischen Modells, in: Klages/Strutynski, s. Anm. 2*
4) *So wurde zwar überwiegend die Lohnfortzahlung erhalten, aber in zunehmendem Maße mit Kürzungen von betrieblichen Zuschlägen, Weihnachts- und Urlaubsgeld verrechnet.*
5) *„Wer nicht spurt, wird verkauft", Interview mit Ulrich Steger, Spiegel, 16.8.97*
6) *Georg Giersberg, Coca Cola zeigt den Mitarbeitern morgens den Börsenkurs, FAZ-Beilage „Die 100 größten Unternehmen", 8.7.97*
7) *Dr. Wolfgang Reitzle, Die neue Rolle der Arbeitgeber, in: Alfred Herrhausen Gesellschaft für internationalen Dialog, Arbeit der Zukunft. Zukunft der Arbeit, Stuttgart 1994*
8) *Roman Herzog, Ansprache vor den Führungskräften der VEBA AG, FAZ, 5.7.96*
9) *„Horror und Erfolg", Spiegel 12, 17.3.97*
10) *Kurt Bremer, Die Unersättlichen, Die Woche, 14.6.96*
11) *Die „Berliner Rede" Roman Herzogs „Aufbruch ins 21. Jahrhundert" und 33 Stellungnahmen dazu sind veröffentlicht in: Manfred Bissinger (Hsg.), Stimmen gegen den Stillstand, Hamburg 1997*
12) *Gerhard Schröder, Gegen den Luxus der Langsamkeit, in: Bissinger (Hsg.), s. Anmerkung 11 (abgedruckt auch in „Spiegel" 21, 18.5.97)*
13) *Hans-Olaf Henkel, Für eine Reform des politischen Systems, in: Bissinger (Hsg.), siehe Anm. 11*
14) *Peter Hartz, Visionen und Vorschläge, in: Bissinger (Hsg.), siehe Anm. 11*
15) *Heinrich vonPierer/Claus Weyrich, Wir brauchen Innovationsführerschaft, in: Bissinger (Hsg.), siehe Anm. 11*
16) *Ron Sommer, Der Weg in die Informationsgesellschaft erfordert Innovationsfähigkeit, in: Bissinger (Hsg.), siehe Anm. 11*
17) *Henning Voscherau, Leistungs- und Solidargemeinschaft – Antwort auf die Globalisierung, in: Manfred Bissinger (Hsg.), siehe Anm. 11*
18) *Ulrich Beck, Kapitalismus ohne Arbeit, Essay in: Spiegel 20, 13.5.96*
19) *Jeremy Rifkin, Die dritte Säule der neuen Gesellschaft, Die Zeit, 2.5.97*
20) *Vergleiche: Sibylle Tönnies, Arbeitsdienst? Warum nicht!", Zeit, 12.7.96; dies.: Kommunitarismus – diesseits und jenseits des Ozeans, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 36/96, 30.8.96*

Love, Peace and Happiness

MUSIK & POSTMODERNE

von Torsten Liesegang

Love Parade, Berlin 1997: Bemerkenswert war der eklatante Widerspruch zwischen der gesellschaftspolitischen Rhetorik der offiziellen Veranstalter und deren eigentlicher völliger Bedeutungslosigkeit. Unter dem Motto „Let the sun shine in your heart" bewiesen Äußerungen wie „Wir erkennen an, daß die älteren Generationen aller Kulturen die Grundlagen erschaffen haben, daß wir jetzt ein gutes Leben haben", daß die Loveparade als Vorstellung ohne Begriff auskommt – aber mit der Hoffnung, daß „wir schon miteinander auskommen werden, und alles sich zum besten wenden wird – irgendwie". Nur unwesentlich besser schnitten die Feuilletonrezensenten ab, die wahlweise die Raverszene als Konsumkultur entlarvten, eine drogenvermittelte Sucht nach dem Extremen diagnostizierten oder aber sich auch zufriedengaben, daß soviele Jugendliche friedlich miteinander Party feierten, statt Autos anzuzünden und sich mit der Polizei zu prügeln. Sogar die Dialektik der Aufklärung wurde bemüht, um mit ihr die Loveparade als das affirmative Betanzen der fortschreitenden Barbarei in die feuilletonistische Zange zu nehmen.

Nicht rühmlicher mußte der Versuch enden, der Loveparade mit einer Hateparade zu kontern. Haß gab es zwar nur wenig, gerade mal 500 Leute scharten sich um einige kleine LKWs mit einer fast willkürlichen Musikauswahl und bezeugten so die Hilflosigkeit, mit der die Loveparade wegen ihrer Kommerzialität und des Ausschlusses unerwünschter Musikstile (beispielsweise Gabber) attackiert wurde – unabhängig soll dagegen Musik sein und ungebunden von kommerziellen Interessen der Musikindustrie und Sponsoren. Paradox, daß sich bei dieser Beschwörung subkultureller Unberührtheit auch Alec Empire (Atari Teenage Riot) beteiligte, der es sonst mit seinen Auftritten bei den 'Großen' der Musikveranstalter nicht so genau nimmt.

Kommerzialität, Anbiederung an den Mainstream, Ausverkauf der Techno-Idee – so lauten die Vorwürfe nicht nur von Techno-Protagonisten an die Szene. Diesem Wunsch nach einer Rettung von Techno als Subkultur stehen diejenigen Stimmen gegenüber, die Techno als Ganzes entweder als stumpf, pure Affirmation oder faschistoiden Ausdruck einer entindividualisierenden Massengesellschaft abtun wollen. Beide Positionen zeugen von der weitverbreiteten Unfähigkeit, die neueren, als postmodern zu begreifenden Entwicklungen von Popmusik und Subkultur mit ihrem komplexen Verhältnis zwischen ästhetischem Text und gesellschaftlicher Praxis erfassen zu können. Pauschalurteile über Musikszenen sind zwar längst nicht mehr möglich, aber gerade in linken Kreisen äußerst beliebt. Der Wunsch nach Begradigung kommt nicht von ungefähr: Musik als gesellschaftliches Phänomen sperrt sich gegen Beschreibung und Klassifizierung. Der Außenstandpunkt hat sich längst verabschiedet, Popkritik bewegt sich stets zwischen den Polen der Kritik an einer affirmativen Kulturpraxis und der Beteiligung an ihr.



Hatte zwar der Poststrukturalismus dem Begriff der Authentizität den Garaus gemacht, feierte dieser als Kategorie der Subkultur immer wieder fröhliche Urstände, wenn auch in unterschiedlichen Spielarten. In seiner Bemühung um eine saubere Trennung von Moderne und Postmoderne verweist Frederick Jameson auf den beliebten Versuch, eine Gegenkultur in den Rockentwicklungen der 60er Jahre zu lokalisieren, deren Authentizität durch den Übergang in den Mainstream und die Vereinnahmung durch die Musikindustrie sowie ihrer Ausdifferenzierung in verschiedenste Szenen und Stile verlorengegangen sei.

Diesem Bedauern eines unwiederbringlichen Verlusts von authentischer Rockkultur hielten Kritiker wie Laurence Grossberg das Modell einer zyklischen Authentisierung der Subkulturen entgegen. In diesem Sinne ist eine Musikszene z.B. niemals an sich rebellisch, sondern dieser Symbolgehalt wird kontinuierlich in Abgrenzung zum musikalischen Mainstream und der Umwelt konstituiert. Mainstream wie Subkultur existieren für Grossberg dabei nur als inkohärente Systeme mit verschiedenen Ebenen von Konsum- und Produktionslogiken, wobei Überschneidungen durchaus vorkommen. Eine Abgrenzung durch Subkultur kann daher niemals statisch sein, sondern gründet sich auf dem stetigen Aushandeln der Grenzen und Identitäten beider Systeme.

Einige strukturlogische Bedenken sind jedoch gegenüber diesem grundsätzlichen Festhalten an einem positiven Verständnis von Subkultur als Ort der Rebellion angebracht. Zunächst ein paar historische Erinnerungen: Der Siegeszug der *popular music* hat seinen Ursprung in der Entwicklung der fordistischen Gesellschaft nach 1945, ist dabei gleichzeitig Ausdruck einer erfolgreichen Durchsetzung ebenso wie ihrer Krise. Als Gegenentwurf zum traditionellen bürgerlichen Kulturgenuß, der sich nur, vermittelt über Warenbesitz, konstituierte, versprach Pop eine Ästhetik von Lust und Vergnügen, deren Bedürfnisse direkt über die Produkte der Unterhaltungsindustrie befriedigt werden konnten. Rock kreierte neue Märkte für neue Bedürfnisse und war zum Zeitpunkt einer wirtschaftlich gespannten Situation in den Vereinigten Staaten Teil der globalen Durchsetzung der Kapitalismusvariante des Massenkonsums. Die Kategorie 'Jugend' sollte sich als äußerst erfolgreich erweisen, einen immer größeren Bedarf nach immer kurzlebigeren Produkten zu stimulieren und dabei traditionelle Konsumgewohnheiten in nicht unerheblichem Maße zu unterminieren.

Dabei ist Popmusik unübersehbar Vorbote jener von Baudrillard als postindustriell bezeichneten Wirtschaftsform, die auf der Verdrängung industrieller Produkte durch den Verkauf und Umschlag von Images und elektrischer Impulse beruht. Noch in einer zweiten Hinsicht ist Pop damit eine Krisenerscheinung der industriellen Gesellschaft. Als Antwort auf die Standardisierung und Uniformierung der fordistischen Gesellschaft tritt Pop als Strategie zur Identitätsvermittlung des individuellen Konsumenten auf, die sich vom traditionellen Rahmen einer klassen- oder milieuvermittelten Identität löst. Der Mythos 'Klasse' findet seine Ersetzung in der Flüchtigkeit der antitraditionalen Kategorie der 'Jugend', nach David Harvey Ausdruck der Krise des fordistischen Wertesystems.

Eine Aporie[1] liegt somit dem Konzept Musik-Subkultur von Beginn an zugrunde: als individueller Ausdruck des Anti-Establishments ist Subkultur stets durch Medien, Produktionsgesellschaften und Vertriebstrukturen, also den Agenturen der kapitalistisch organisierten Kulturindustrie, vermittelt. Es liegt also nahe, die politische Interventionskraft des Konzepts Subkultur gegen ein kapitalistisches Ordnungsgefüge als begrenzt einzustufen. So findet sich viel an revolutionärer Attitüde, wenig aber an deren konkreter Umsetzung. Wenn Subkultur sich nur auf die politische Kraft symbolischer Handlungen berufen kann, kann die Diagnose des affirmativen Charakters von Kultur nicht mehr nur auf eine bürgerliche Kulturpraxis beschränkt bleiben.

Diese Ursprünge von Pop fallen häufig aus dem Gesichtsfeld subkultureller Akteure; für sie verbindet sich mit dem Aufrechterhalten der subkulturellen Grenzen die Hoffnung auf einen abgeschotteten Bereich, der in der inauthentischen Gesellschaft authentische Lebenserfahrung zu vermitteln imstande ist. Dem gegenüber wird ein homogener Mainstream konstruiert, der als Ergebnis erfolgreicher Medienmanipulation als bloßer Ausdruck der Interessen der Kulturindustrie firmiert. Dagegen, argumentiert z.B. Sarah

Thornton, setzt die Subkultur ihre eigenen Stile und das Wissen um bestimmte Formen sozialer Interaktion, die nur von der Ingroup geteilt werden dürfen. Um das Authentizitätsversprechen weiter aufrechterhalten zu können, muß das 'subkulturelle Kapital' der Akteure nach außen verteidigt werden. Dabei befindet sich Subkultur auf einer stetigen Gratwanderung: um durch eine bestimmte Größe gesellschaftlich relevant zu werden, muß Subkultur daß Wissen um sie verbreiten, ohne es jedoch einer breiten Öffentlichkeit einfach zugänglich zu machen.

Seit der Aufklärung haben sich emanzipatorische Bewegungen im Anschluß an die Einsicht, daß Wissen Macht bedeutet, um die Zugänglichkeit von Wissen bzw. Herstellung von Öffentlichkeit bemüht. Daß Subkultur diesen Mechanismus umdreht, ohne dabei zur reinen Herrschaftslogik zu verkommen, ist mit ein Ausdruck des Scheiterns jenes emanzipatorischen Projekts von Öffentlichkeit, deren Strukturierung längst vom Staat und der Kultur- und Bewußtseinsindustrie organisiert wird.

Übrig bleibt der subkulturelle Balanceakt zwischen elitärem Gruppenverhalten und einer Mainstreamisierung mittels Eingrenzung und Ausschluß. Die Frage ist, auf welchen Ebenen die Differenzierungsbemühungen zum Zwecke des Prestigegewinns erfolgreich sein können. Thornton hat dieses lediglich für den Symbolhaushalt der Subkultur zugelassen, mit dem Verweis, daß Subkultur im selben Maße wie der Mainstream medial und warenförmig vermittelt ist. Dies impliziert eine Kritik an den wiederholten Versuchen, auch auf der Ebene der Produktion der Kulturindustrie etwas entgegenzusetzen.

Den Anfang der Clubbewegung begleiteten beispielsweise die sogenannten White Labels, selbst produzierte und im Eigenauftrag gepreßte Platten von Danceproduzenten und DJs, die ohne größere Vermarktung in der Szene ausgetauscht und an andere DJs weitergereicht wurden. Der lange Weg der Platteninustrie wurde so entscheidend abgekürzt



und damit die Frage, wer darüber entscheidet, was gepreßt wird, ebenso wie die verschiedenen Stufen der Handelswege. Die Punk- und RiotGirl-Szene organisiert sich dagegen seit Jahren mehr oder weniger erfolgreich in einem weitgespannten Netzwerk, in dem ungezählte Fanzines und Mailorder-Only-Vertriebe für eine häufig nur geringe Verbreitung einer Flut von selbst oder minimal finanzierten Produktionen sorgen.

Eine weitere Verbreitung und damit ein kommerzieller Erfolg ist bei beiden Vertriebsmodellen begrenzt. An dieser Stelle springen die Majors ein, die die Szenen als Talentnachwuchs und Ideenlieferanten benutzen. Der Ansatz der Independentbewegung, Musikern unbeschränkte künstlerische Freiheit ohne Knebelverträge und zu guten Konditionen zu garantieren, scheiterte bereits Mitte der 80er Jahre, als die erste Welle der Übernahme kleiner Independentlabels durch die Großen der Musibranche erfolgte. Einmal mehr wurde die Durchlässigkeit von Under- und Overground offensichtlich, die schon nach der Integration von Punk auch vor HipHop nicht haltgemacht hatte: Das 'Home Invasion'-Cover von Ice-T zeigt einen weißen Mittelstandsjungen, apathisch inmitten eines Berges von Merchandiseprodukten sitzend. Eingebettet in gut verkäufliche Fanwaren hatte Hip Hop, wie Punk zuvor, die Straße verlassen und in die Mittelklassehäuser des Establishment Eingang gefunden.

Grund genug für eine Reihe von Gruppen aus dem Independent Spektrum, sich ostentativ des Mythos' einer unabhängigen Musikproduktion zu entledigen. Nachdem z.B. Nirvana ihre erste Platte für 600 Dollar selbst produziert hatten, unterschrieb die Band bei Geffen Records. Das Cover des folgenden Albums zierte ein (Independent-)Baby, das einem Dollarschein an einem Angelhaken hinterherschwomm: „Never Mind". Die Tatsache, daß ein Majorvertrag nicht unbedingt eine Einschränkung der künstlerischen Freiheit bedeuten mußte, war auch für Sonic Youth mit entscheidend, ebenfalls bei Geffen zu unterschreiben. Sie hatten sich bewußt für einen Major entscheiden, der für sie den Vorteil der größtmöglichen Verbreitung bot.

Gleichzeitig repräsentieren beide Bands eine Entwicklung, die über eine bloße Vermischung von Independent und Majors im Produktionsbereich hinausgeht. Ein Avantgardeanspruch, den Rock stets formulierte, wird fallengelassen; Medienimages verzichten auf Differenzierungsbemühungen gegenüber dem Publikum. Wenn alles integriert



werden kann, muß die Inszenierung eines innovativen Outsider-Images vermieden werden, welches doch nur dem Medienhunger nach dem Ausgefallenen entsprechen würde. Sonic Youth beispielsweise firmiert als eine klassische Shoegazer Band, weil sie die Bühne nicht als Inszenierungsrahmen maskuliner Rituale benutzen. Ihre Alltagsklamotten und das Guy-from-next-door-Auftreten richten sich gegen jene Starproduktion der Kulturindustrie, deren Teil sie selber sind.

Mit der Einführung audiovisueller Reproduktionstechniken wurde seitens Theoretikern der Moderne wie Walter Benjamin und Bert Brecht die Frage nach dem Verhältnis von technischem Wandel und ästhetischer Entwicklung gestellt. Während Brecht die Umwandlung des Radios von einem Distributions- in einen Kommuniaktionsapparat postulierte und daran eine demokratische Wissensverteilung und Integration des Rezipienten in den medialen Produktionsprozeß knüpfte (siehe auch 17°C, Nr. 14, S.10f), rationalisierte Benjamin die neue Kinotechnik zur Waffe im Kampf gegen die ihm verhaßte bürgerlichen, kontemplativen Rezeptionsformen, die er im Begriff des auratischen Kunstwerks vergegenständlichte. Die Technisierung, d.h. Aufspaltung des Werkes in mehrere Produktionsschritte, so Benjamin, zerstöre Illusion und Erbauung, an deren Stelle eine kritische Medienwahrnehmung und emanzipatorisches Interesse treten sollten.

Beide Impulse, Hoffnung auf Demokratisierung einer- und Emanzipation andererseits, erfuhren eine Neuauflage im Zeichen von Sequenzer und Sampler. Von Protagonisten der Clubszene wurde verkündet, daß die neue Musik ihren Zugang und Umgang demokratisieren und klassische Besitzvorstellungen in Frage stellen solle – und wie schon bei Benjamin wurde dabei der neuen Technik bei der Veränderung von Produktions- und Rezeptionsformen eine Schlüsselstellung zugewiesen.

Zweifelsohne hat die Einführung der digitalen Tontechnik, wie vorher schon der Magnetton, umwälzende Veränderungen ausgelöst. Die Einheit von Interpret-Werk-Zuhörer des klassischen Konzerts war bereits mit der Einführung der Mehrspuraufnahmetechnik und der massenhaften Herstellung billiger Kopien gesprengt. Elektrifizierung machte den Klang zum Objekt des Tontechnikers; das tragbare Aufnahmegerät eröffnete die Welt vor der Studiotür als Klangquelle. Aus Musik wurde Noise, Sound trat an die Stelle des Notensystems. Digitale Tontechnik nivelliert den Unterschied zwischen Kopie und Original, verlustfrei kann nun alles aufgenommen, gespeichert und verändert werden. Diese technische Perfektionierung, die Möglichkeit, ein Sounduniversum aus dem bereits vorhandenen zu produzieren, veränderte notwendigerweise auch die Stellung des Musikers. Die mittlerweile erschwingliche Samplertechnologie erfordert PC-Kenntnisse. Statt langjährigen Übens kann man sich nun per Mausklick an der Ausschlachtung des großen Archivs der Musikgeschichte beteiligen. An die Stelle des Rockstars, der auf der Bühne (mit möglichst schweißüberströmtem Körper) seiner Musik Präsenz zu verleihen suchte, trat der Produzent und DJ mit einer meist anonymen, technisierten Performance.

Fraglich ist nur, ob sich die Hoffnungen der Cluboptimisten erfüllen können. Erinnert sei an jene Parallelen in der Filmgeschichte, die auch Benjamins Hoffnungen enttäuschen mußten: Anstatt mit bürgerlicher Kunstrezeption aufzuräumen, sorgte Hollywood für massenhafte Einlullerei à la Frank Capra und entwickelte das Starsystem der Filmgrößen, dessen Erfolg sich auf eine geschickte Modifikation des Auratischen gründete. Nicht viel anders in der Musik: die Band, einst als Gegenentwurf des Rock gehandelt, geriet – analog zur bürgerlichen Kleinfamilie – zur Produktionsstätte der Musikindustrie. Auch in der Danceszene der 90er hat sich längst eine Repersonalisierung durchgesetzt, DJs werden wie Rockstars rezipiert und ihre Starbilder erscheinen in der BRAVO. Aber nicht nur dort: unlängst wurde in SPEX im Hinblick auf den Produzenten und DJ Aphex Twin die Rückkehr des Independentgedankens in die Clubszene diagnostiziert.

Die Urheberrechte an Musik, entstanden im Zuge der Codifizierung bürgerlicher Eigentumsverhältnisse, basierten ursprünglich auf der Idee eines geschlossenen Werks und des Notensystems als universelle musikalische Sprache, als Grundlage für die Umwandlung von Musik in Warenform. Elektronisch generierte Musik und die Einführung von Sound widerspricht dieser Logik: Sound kann weder codifiziert wer-

den noch jenem Urheberrecht unterstehen. Der Sampler verschärft dieses nicht nur juristische Dilemma, zumal mit seiner Hilfe in unterschiedlichster Weise mit musikalischem Material umgegangen werden kann. Fragen nach Originalität, Autorenschaft und Copyright werden in diesem Zusammenhang neu aufgeworfen. So kann mittels des Samplers vorhandenes Material 1:1 kopiert, aber auch bis zur Unkenntlichkeit modifiziert, verzerrt, zerhackt oder gedehnt werden. Die Frage, ob Gesampeltes Diebstahl künstlerischen Eigentums oder aber Teil neuer künstlerischer Produktion sei, beschäftigt seitdem die Gerichte. Schlechtestenfalls fanden sich einige Gruppen am Rande des finanziellen Ruins wieder, wie *De La Soul,* die für ihr Album '3 Feet high and rising' mit einer Flut von Tantiemenansprüchen überzogen wurden. Was zulässig ist und was nicht, ist letztendlich Ermessensspielraum – ziemlich bald aber sollte sich herausstellen, daß der klassische Begriff des Autors und seine Bedeutung für die Kulturwarenproduktion per Sampler nicht so einfach ausgehebelt werden kann, solange auch jene Platten im Sinne der 'Kopyrigth Liberation Front' (KLF) selber copyrightgeschützt werden, um ihren Produzenten künstlerische Alimente zu sichern. Unabhängig davon unterstützte der Sampler die Entwicklung verschiedenster musikalischer Paralleluniversen, in denen die Technik auf sehr unterschiedliche Art verwendet und mit divergierenden ästhetischen Positionen verknüpft wurde.

Altrapper KRS-One hat sich vor einiger Zeit in einem Interview über die kulturelle Vermittlungsfunktion von HipHop geäußert: Viele Leute aus der Szene merken langsam, so *KRS-One,* daß sie kaum etwas von den nationalen Traditionen und der Geschichte ihrer Herkunftsländer oder der ihrer Vorfahren wissen – in rap-culture würden sie sich dagegen um so besser auskennen. An die Stelle des nationalen Bezugsrahmens soll also die Kultur des HipHop treten. Fraglich bleibt nur, ob diese eine so starke Definitionsmacht und Integrationsfunktion besitzen kann, wie ihr von *KRS-One* und anderen zugesprochen wird. Denn von Einheit kann keine Rede sein. Mit den Attitüden zu *Westcoast, Eastcoast, Gangster* etc. haben sich Rapper zwar prägnante, aber inhaltsleere Rollen zugewiesen, deren Authentisierung bekanntlich einige Tote erforderlich machte. Gleichzeitig liefert HipHop eine neue Folie für die Diskussionen über *black capitalism* als vielversprechende Chance für wenige, der finanziellen Misere in einer festgefügten Klassengesellschaft zu entkommen. Die neuen pekuniären[2] Werte jenes Teils der Rapper, der sich zumindest seinem Medienimage nach erfolgreich von Communityursprüngen dissoziiert hat, finden ihre massenhaft Verbreitung in den Musikvideos mit ihren ritualisierten und dabei ironisierten Zurschaustellung von teuren Autos, voluminösen Goldketten und einem beträchtlichen Arsenal zur Verfügung stehender weiblicher Körper. Was also weiß man, wenn man sich mit Rap-Kultur auskennt?

Mit 'Rappers Delight' hatte die *Sugarhill Gang* 1979 einen Grundentwurf für HipHop geliefert: fließender Sprechgesang zu einfachen und sich wiederholenden Rhythmen. Die musikalische Struktur, Anknüpfungspunkt an afrikanischen Musiktraditionen ebenso wie Metapher der industriellen Massengesellschaft, verweist auf die Erfahrungshorizonte des HipHop: Marginalisierung, multiethnisches und -sprachliches Leben in den postkolonialen USA. Trotz oder gerade wegen dieser globalen Dimension, entstanden durch Migration und Dislokation, ist HipHop häufig Ausdruck einer Lokalisierung. Als verbale Musik ist eines seiner Grundelemente der Dialog, entweder auf der Bühne direkt zwischen den MCs und dem Publikum, oder als Gegenstand positiver Bezugnahme auf die Community.

Diese Territorialisierung beruht auf dem Vertrauen in die Macht der Sprache und ihrer Signifikationskraft als Auslöser gesellschaftlichen Handelns. Im Umgang mit dem musikalischen Material findet diese Aneignung und Neubesetzung gesellschaftlicher Codes seine Entsprechung. Mittels Samples werden Fragmente der Musikgeschichte, Ausschnitte von politischen Reden etc. zu einem historischen Bewußtsein assoziiert, das sich so seine eigene Geschichte erfindet – als Ausdruck eines postmodernen neuen Historizismus, der seine Versatzstücke aus allen Stilen und Zeiten versammelt. Die Verabschiedung eines linearen Geschichtsbegriffs dagegen findet ihren Ausdruck im Scratchen, daß das Vorhandene ebenfalls nach eige-



nem Rhythmus bewegt, zerstört und umdreht.
Nachdem bereits einige Jahre zuvor der Tod von Disco ausgerufen worden war, sorgte ab 1985/86 die Entwicklung von House für eine grundlegende Veränderung der Dance-szene, die sich mit der Entwicklung immer neue Stile und Richtungen mit fließenden Übergängen ausdifferenzierte. Einflüsse stammen aus den 70ern, Disco und Soul, die Rhythmen über dem sauberen Viervierteil Bass verweisen auf die R&B-Vorfahren. Auf Gesang wird häufig verzichtet, oder er wird auf kurze Fragmente reduziert. Sprache, wie auch die gesampelten Anleihen von anderen Stücken, ist meistens so zerhackt, daß sie, unfähig, Bezug herzustellen, ihre Kraft zur Signifikation verloren hat. Dieser Verlust in das Vertrauen der Sprache als Signifikationssystem spiegelt sich in der gesellschaftlichen Interaktion: als Clubmusik verzichtet *House* auf die Botschaft. Der DJ ist Ausdruck jenes Verzichts, den Körper des Musikers als Botschaft zu inszenieren; an ihre Stelle tritt die anonyme „body pleasure" der Clubgäste.
An diese Entwicklungen konnte *Techno* anknüpfen, sie weiterführen und dabei bei einer Radikalisierung des *House*-Sounds auf die *Elektro-Experimental-Musik* der 70er von Gruppen wie *Kraftwerk* und *Tangerine Dream* zurückgreifen. Dabei wird jene Referenzialität des musikalischen Materials aufgelöst, das bei *House* zumindest teilweise bei dessen Fragmentierung und Brüchen noch aufrechterhalten wurde. Das technische Programm des Samplers, die Integration und Hybridisierung jeglichen Materials bei gleichzeitiger Lösung ihrer Bezüge und Codes, erreicht damit seinen Zenit und führt zu jener Inszenierung des Jetzt im Super-Rave, das als sensuelles Gesamtkunstwerk vollkommene Präsenz suggeriert.

Die Metapher der Entcodisierung markiert den Unterschied, den *Techno* vom bisherigen trennt. Daß *Techno* 'die Popmusik der 90er Jahre' werden konnte, ist u. a. der Tatsache geschuldet, daß er ohne die übliche Zeitverzögerung von Majorlabels aufgegriffen und verbreitet wurde. Die Gleichzeitigkeit einer sich als subkulturell begreifenden Technoproduktion und ihrer Overgroundverbreitung ist auch nicht von der Entwicklung unterschiedlicher musikalischer Texte gekennzeichnet. Damit kollabiert die Unterscheidung zwischen Underground und Mainstream, deren Austauschbarkeit auch die Fangemeinden auszeichnet, die sich von allen Musikstilen her rekrutieren. Anders als beispielsweise *Hip Hop* verzichtet *Techno* auf das Angebot von gesellschaftsorientierten Haltungen; alle können Mitglied der Raver-Nation werden, deren Outfit sich futuristisch gibt und nicht als das Recycling sämtlicher Jugendmoden der letzten 30 Jahre, was es allerdings de facto ist.

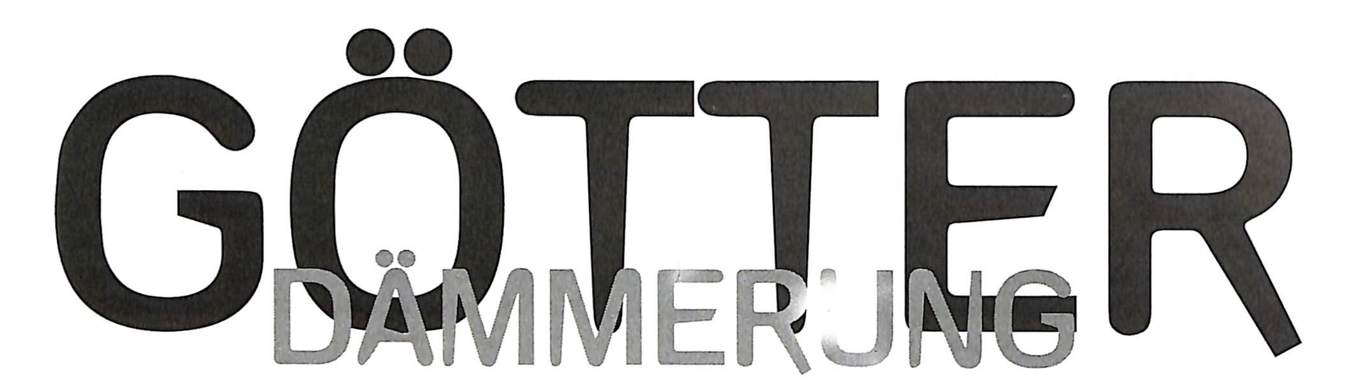
Zum Paradoxen des *Techno* gehört seine Selbststilisierung als Musik des digitalen Zeitalters, dessen binärer Code jedoch keinen Sound hat; stattdessen echot *Techno* als Ausdruck postmoderner Ästhetik die Spätphase der industriellen Gesellschaft. Musikalisch wie gesellschaftlich ist *Techno* als offener Text zur Projektionsfläche unterschiedlichster Positionen geworden: so empfiehlt die 'Junge Freiheit' die Rekrutierung via *Techno,* ebenso wie Alec Empire die Tieferlegung des Reichstages als sinnvollstes Ziel eines gelungenen Raves vorschlug. So wird es erst möglich, daß eine Million Menschen zu einem nicht subkulturellen Event zusammenkommen, ohne daß dieses an eigenen Widersprüchen scheitern muß. Nach *Techno* muß ein Begriff von Subkultur neu verhandelt werden.



Literatur:

Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit;
Tony Bennett: Rock and Popular Music. Politics, Policies, Institutions;
Steven Connor: Postmodernist Culture. An Introduction to Theories fo the Contemporary;
Rachel Felder: Manic Pop Thrill;
Simon Frith: Music and Copyright;
Frederic Jameson: Postmodernism or, the Cultural Logic of Late Capitalism;
George Lipsitz: Dangerous Crossroads. Popular Music, Postmodernism and The Poetics of Place;
Andrew Ross and Tricia Rose: Microphone Fiends. Youth Music and Youth Culture;
Sarah Thornton: Club Cultures. Music, Media and Subcultural Capital.

[1] *Unmöglichkeit, eine Fragestellung infolge innerer Widersprüche zu lösen*
[2] *hinsichtlich des Geldes*



after Fifty-One Years

51 Jahre nach Kriegsende

besuchte der bekannte amerikanische Musiktheoretiker

und Kulturkritiker Greil Marcus die Bundesrepublik.

Gedanken zum heutigen Deutschland.

Dank eines Geburtsdatums gegen Ende des Krieges, sog ich eine beträchtliche Menge der Folklore über den Zweiten Weltkrieg ein und wuchs mit mehr oder weniger konventionellen, populärkulturellen Vorstellungen über Nazis auf. Sie waren Schreckgespenster (allerdings für mich sehr viel persönlichere Schreckgespenster als für meine Freunde, denn ich war jüdisch und meine Freunde nicht). Es war gruselig, daran zu denken, was die Nazis den Juden angetan hatten, aber es war auf die gleiche Weise gruselig, wie es gruselig war, an Kidnapper zu denken: Ich konnte nicht schlafen, aber ich wußte, daß mein Vater niemals zulassen würde, daß jemand mir so etwas antat. Manchmal bemühte ich mich, über Greueltaten nachzudenken, über Verbrechen, von denen ich wußte, daß sie genauso real waren wie Straßen oder Häuser, aber ich konnte es nicht. Ich zog eine Grenze zwischen der Welt des Krieges, in der ich empfangen worden war, und der Welt, in die ich geboren worden war. Phantasien, nicht nur selbst produzierte, ersetzten Fleisch und Blut. So wie die Filme, die ich später sah, die Männer darstellten, gegen die die Generation meiner Eltern gekämpft hatte, – kalte, blonde, dünnlippige Automaten mit Reitgerten – waren Nazis lediglich die effektivste Komponente einer Mythologie, vor der ich mich wie andere Kinder manchmal gerne fürchtete. Sie ersetzten Grimms Märchen. Nazis hatten eine andere Funktion: Da ich in einem erzliberalen Haushalt aufwuchs, wo wir lernten, Menschen nicht zu hassen, weil sie zu einer bestimmten nationalen oder rassischen Gruppe gehörten, waren Nazis die einzige Gesamtheit, auf die man Haßfantasien richten konnte, ohne auch nur das geringste Schuldgefühl zu verspüren. Genauso wie andere Kinder fand ich ein nicht mit Schuld besetztes Haßobjekt nützlich.

Dies änderte d.h. vertiefte sich, im Verlauf der Jahre nur wenig, obwohl ich ein Interesse an Kinofilmen und Fernsehprogrammen entwickelte, die die Nazischrecken oder auch nur die Schrecklichkeit der Nazis darstellten. Zum Teil hatte dies mit einer verbotenen Faszination des Bösen zu tun, aber zugleich gab es als Sicherheitsventil die Gewißheit, daß das Böse ausgerottet worden war. Falls hier eine Art unbewußte oder halbbewußte masochistische Befriedigung am Werk war, so schien auch diese vollkommen sicher – obwohl ich erst Jahre später, als ich die Bemerkung von George Steiner las, eine lange Beschäftigung mit der Literatur über Nazibrutalität ließe ihn fühlen, als lese er Pornographie, verstand, was er meinte.

Das Böse hatte seine Kompensationen. Das absolut Böse der Nazis ließ unsere Seite, meine Seite, jedenfalls so wie sie in der Vergangenheit war, absolut gut erscheinen, unabhängig von jedem Wissen, das ich darüber erlangte, daß sie dies nicht war. Ich mochte das. Ich mag es auch heute noch, heute bin ich in keiner Weise immun gegen die politische Sentimentalität von Anti-Nazi-Filmen wie ´Casablanca´ oder ´Passage to Marseille´[1], ganz zu schweigen von här-

terem Stoff wie ´Odette´[2] , einem Film über einen britischen Geheimagenten, der von der Gestapo gefangen und gefoltert wird, oder die Fernsehserie The World at War, die ich mindestens ein halbes Dutzend Mal gesehen habe. Natürlich gibt es eine Verbindung zwischen dieser Sentimentalität und der Empfänglichkeit für Märchen, mit der ich anfing – das glückliche Ende folgt mit Sicherheit auch der schlimmsten Geschichte.

Weil der Nazismus ein Märchen und ein sentimentales Melodrama war, beide klar abgetrennt durch die Geschichte, hatte der Prozeß gegen Adolf Eichmann – der Nazikriegsverbrecher, der 1960 von israelischen Agenten aus Argentinien entführt und 1962 in Israel hingerichtet wurde – keinen wirklichen Effekt auf mich. Genauso wie die japanischen Soldaten, die immer mal wieder auf den Philippinen auftauchten und nicht glauben konnten, daß der Krieg vorbei war, schien mir auch Eichmann eine Art vernunftwidrige Anomalie zu sein. Ich wußte, daß viele Nazis einen Zufluchtsort in Südamerika gefunden hatten – schließlich hatte ich ´Notorious´[3] gesehen – aber ich betrachtete sie als die Einwohner einer Zeitverwerfung, Relikte, Kuriositäten der Geschichte. Bei „Adolf Hitler lebt wohlauf in Argentinien" lief es niemandem, den ich kannte, kalt den Rücken runter. Eichmann lebte im Versteck seit ich lebte, und während dieser Zeit hatte ich ein System entwickelt, das zumindestens emotional bewies, daß sein Leben endete, als meines begann. Da er lebte und real war, hatte er keine Platz in diesem System, also schloß ich ihn daraus aus.

Schon vor Eichmanns Hinrichtung war ich mit einer Gruppe von Studenten nach Deutschland gefahren. Wir verbrachten einen großen Teils des Sommers 1961 in einem Jugendlager der westdeutschen Sozialistischen Partei, das früher als Ausbildungslager der SS gedient hatte; wir besuchten Dachau, wo der Gruppenleiter, dessen Eltern beide in Vernichtungslagern getötet worden waren, einen Herzanfall erlitt. Ich mochte Deutschland, aber etwas aus



Dachau blieb in mir zurück – einfach gesagt, dort, unter meinen Füßen und vor meinen Augen, gab es einen größeren Schrecken, als mein System des Alles-ist-Vergangenheit bewältigen konnte. Als wir später nach Jugoslawien fuhren, warnte uns der Gruppenleiter davor, die Deutsch-



kenntnisse, die wir nebenbei erworben hatten, zu benutzten. „Die Leute haben nicht vergessen, was die Deutschen hier getan haben", sagte er. „Niemand soll denken, daß ihr Deutsche seid." Ich kann mich erinnern, daß ich das kurios fand. Mit sechzehn glaubte ich, daß Menschen, die ihr Leben mit Bezug auf die Vergangenheit leben, weniger als lebendig sind.

Jahre später besuchte ich Deutschland zusammen mit meiner Frau. Die Dinge sahen anders aus. Jeder wußte, daß die Deutschen „nicht über den Krieg reden wollen", aber diese Vergeßlichkeit hatte etwas ominöses. West Berlin war zu strahlend und zu reich, die berühmten Berliner Witze über die neuen Monumente und Denkmäler zu glücklich ironisch. Wir begaben uns nach Süden. Die Deutschen, die wir trafen, waren gehässig, arrogant, Fleisch für die Knochen der Stereotype. Meine Frau beschloß Dachau zu besuchen, das auf unserem Weg lag. Mit einem Touch der Herablassung von jemandem, der herumgekommen ist, aber völlig ernsthaft, sagte ich ihr, wenn sie wissen würde, wie es sei, würde sie nicht dorthin gehen wollen. Wir gingen hin und verließen Deutschland noch in derselben Nacht, als ob wir verfolgt würden.

Aber es gab immer noch Geister, die begraben werden mußten. Zu dieser Zeit – 1967, 1968 – war es üblich, das Naziregime mit der amerikanischen Regierung gleichzusetzen, entweder wegen des Vietnam-Kriegs, oder wegen der politischen Repression im Land. Wegen des sentimentalen Märchens, das ich in meinem Kopf hatte, akzeptierte ich einige dieser Gleichsetzungen oder machte mir zumindest nicht die Mühe, mich mit ihnen auseinanderzusetzen. Hätte er die Gelegenheit, so argumentierte ich, wäre Nixon ein Nazi. Für was wäre Geschichte gut, wenn sie nicht als Metapher dienen kann?

Ein Jahr später sah ich ´The World at War´ wieder und genoß es wie immer. Ich zog einen Thrill aus der Aura des Edelmuts, die den Kampf gegen Hitler umgab. Als ich „Passage to Marseille" erneut sah, fragte ich mich vielleicht zum hundertsten Mal, was für ein Gefühl es gewesen sein mußte, in einem Krieg zu kämpfen, von dem man wußte, daß er richtig war, ein Gefühl, daß meine eigene Generation nicht hatte, ein Vergnügen, daß ich mir nur durch einen nostalgischen Film vorstellen

konnte. Dann sah ich eines Nachts einen Fernsehdokumentarfilm über den Lebensborn, das Naziprogramm, das der rassischen Reinigung des Reichs gewidmet war. Frauen, die in Babyzuchteinrichtungen gearbeitet hatten, sprachen jetzt vorsichtig über Deutsche, die bessere Deutsche machen. Es war grotesk: die absurdeste Ebene des nazistischen Narzißmus, noch weiter entfernt und unrealistischer als ein Sgt. Fury Comic. Dann aber wandte sich der Film einem Thema zu, über das ich nichts wußte.

Er zeigte, wie die Nazis in Polen und in anderen zentraleuropäischen Ländern die Dorf- und Stadtbewohner versammelten. Häufig wurden die Frauen und Männer erschossen oder deportiert. In einigen Fällen, z.B. in Lidice in der Tschechoslowakei, wurden die Kinder in Lager deportiert, um als Material für Experimente zu dienen; das dabei gewonnene Wissen könnte für die SS-Ärzte, die den Lebensborn betrieben, nützlich sein. Ab und zu gab es ein paar Kinder, die Glück hatten. Sie waren blond; sie entsprachen den besonderen Schaubildern der SS für Schädel- und Knochenform; sie waren sehr jung. Also wurden sie nach Deutschland gebracht, um dort von Deutschen aufgezogen zu werden. Im Idealfall würden sie von den Experimenten profitieren, die an ihren Nachbarn oder ihren Freunden oder ihren Brüdern und Schwestern vorgenommen wurden.

Nach einigen Jahren war der Krieg vorbei. Zu dieser Zeit waren die gekidnappten Kinder im Nachkriegschaos verschwunden. Einige hatten keine Familien mehr; andere stammten aus Städten, die nicht einmal mehr als Orte auf der Karte existierten. Aber die Eltern von anderen hatten überlebt, und sie begannen, nach ihren Kindern zu suchen.

Der Rest des Films beschäftigte sich mit den Ergebnissen dieser entsetzlichen Suche. Auf dem Bildschirm erschienen zwei Frauen, Schwestern, die als Erwachsene die Überreste ihrer Familie wiedergefunden hatten. Auf eine merkwürdige Weise entsprachen ihre schrecklichen Geschichten den Alpträumen meiner Kindheit von Kidnappern und Schreckgespenstern, aber ihre Geschichten ließen mich erschaudern: während ich mir die Geschichten ausgedacht hatte, wurden sie von diesen Frauen erlebt. Sie sprachen nervös von den Spielen, die sie vor mehr als dreißig Jahren in der Hoffnung, eine Erinnerung an ihre Eltern zu bewahren, erfunden hatten; über die geheimen, angsterfüllten Versuche, dem neuen Leben, das ihnen angeboten wurde, zu widerstehen; von dem langsamen und stetigen Versagen ihrer Spiele und ihres Widerstandes; von der gräßlichen Billigung, die sie schließlich übermannte.

Dies waren Menschen, die mir vom Alter her nahestanden, und die erst jetzt aus dem Nazismus heraustraten, die erst in den letzten Jahren aus ihm entkommen waren. Als ich sie im Fernsehen sah, begann mein Gefühl für Geschichte, dieses Alles-in-der-Vergangenheit, sich aufzulösen und schließlich, als der Film weiterging, verschwand es. Nun sah man Reporter, die versuchten eine Frau zu



interviewen, die während des Krieges in Zentraleuropa ihrer Familie weggenommen worden war. Genauso wie die beiden Schwestern wuchs sie nach dem Krieg in Deutschland in einer Lebensbornfamilie auf; im Gegensatz zu den Schwestern lebte sie nach wie vor dort und hatte jetzt eine eigene Familie. Ihre Mutter hatte sie mit Hilfe einer Organisation gefunden, die gegründet worden war, um Opfer des Lebensborn zu finden. Aber die Frau wollte mit ihrer Mutter nichts zu tun haben. Ich habe ein Leben, sagte sie. Es ist alles eine lange Zeit her. Ich erinnere mich nicht an meine Mutter. Die Frau, die mich hier aufgezogen hat, ist meine Mutter. Ich habe ein Leben, laß mich in Ruhe. Der Film endete mit einem Appell der leiblichen Mutter, die inzwischen sehr alt war und allein lebte. Laß mich dich noch einmal sehen, bevor ich sterbe, sagte sie. All diese Jahre habe ich davon geträumt, dich wieder zu sehen. Nur der Gedanke, dich wieder zu sehen, hat mich am Leben gehalten. All diese Jahre habe ich gebetet, daß du sicher bist. Ich freue mich für dich. Ich möchte meine Enkel sehen. Warum antwortest du nicht auf meine Briefe. Ich werde bald sterben. Ich möchte dich sehen, bevor ich sterbe.

Man kann dieses Ende als unehrlich bezeichnen, weil es die Möglichkeit einer pluralistischen Antwort auf dieses Ereignis unterdrückt, aber vielleicht gibt es keine anständige Pluralität der Antwort. Als der Lebensborn-Dokumentarfilm gesendet wurde, arbeitete ich als Fernsehkritiker, aber ich konnte nicht über ihn schreiben, obwohl ich seitenweise Notizen gemacht hatte. Eine Empfindung, die ich fast drei Jahrzehnte lang gepflegt hatte, war zerstört worden – tatsächlich mehr durch die zwei Schwestern, die entkommen waren, als durch die alte und die junge Frau, die dies nicht waren. Ich konnte mich mit den beiden Schwestern identifizieren, nicht jedoch mit ihrer Lebensbornschwester und deren Mutter.

Ich versuchte, die Sendung zu vergessen, und fing eine neue Arbeit an, indem ich über Bücher schrieb. Dutzende Bücher über jedes denkbare Thema erreichten mich bald mit der Post. Eines der ersten war der Bericht Amnesty Internationals von 1975 über die Folter. Dort las ich, daß die Folter während der letzten 15 Jahre in vielen Gebieten der Erde institutionalisiert worden war, und zwar

nicht als etwas so banales wie als Mittel, um Informationen oder Geständnisse zu erlangen, sondern als politische Linie, als das Wesen terroristischer, totalitärer Macht, als Grundlage der Politik, als Geheimnis hinter dem öffentlichen Leben. Das meiste davon wußte ich, obwohl ich selten darüber nachdachte. Der letzte Teil des Buches beschäftigte sich mit Chile in der Zeit nach dem Putsch gegen die Allende-Regierung. Folgende Passage stach hervor:

„Berichte über direkten Nazieinfluß tauchen weiterhin auf. Der hartnäckigste Bericht betrifft Walter Rauff, den ehemaligen Chef der SS in Mailand ... Rauff entkam nach Chile, nachdem er in Nürnberg zum Tode verurteilt worden war – er erdachte die mobilen Gaskammern. Die wiederholten Versuche Westdeutschlands, ihn ausliefern zu lassen, sind gescheitert. Gerüchten zufolge führt er Pinochets Gefängnissystem und DINA und plant die Arbeitslager für Kinder."

Jahre nach der Tat haben sich in Deutschland zwei Frauen von ihren Nazikidnappern befreit; in Chile drohte die Geschichte erneut zu beginnen, nicht als oberflächliche Metapher, sondern in Person, in Fleisch und Blut. Ich dachte an Rauff, der geduldig dreißig Jahre lang seine Zeit abwartete. Ich konnte nicht an die Geschichten denken, die vielleicht in Chile in dreißig Jahren erzählt werden, von denen, die ihre Kindheit im Lager eines Nazis verbrachten. Daher sagte ich sofort zu, als mich ein New Yorker Verleger fragte, ob ich Bücher über Nazijäger mögen würde. Ich hatte nie eins gelesen, aber seitdem habe ich einige gelesen.

Isser Harel war zur Zeit der Gefangennahme Adolf Eichmanns 1960 Chef des israelischen Geheimdienstes und plante diese Operation. In „The House on Garibaldi Street" berichtet er von seinen Gedanken, als er das erste Mal davon informiert wurde, daß der seit dem Ende des zweiten Weltkriegs vermißte Eichmann lokalisiert worden war. Harel schreibt: „Ich wußte, daß seine Hauptaufgabe die Ausrottung der Juden war... Dieses dunkle Kapitel in der Geschichte des jüdischen Volkes suchte mich heim wie ein Alptraum, der keinen Platz in der Welt der Realität hat – etwas, daß soweit über die bekannten Grenzen niederträchtigen Verbrechens, mutwilliger Grausamkeit und tödlichen Hasses hinausging, daß kein menschliches Wesen die Tiefen seiner Bedeutung ausloten kann." Es gab eine Zeit, als diese Art Sprache in der politischen Debatte und in der Geschichtsschreibung mit Erfolg benutzt wurde; heute ist dies die Sprache des Pulp, des Thrillers („Zieht ebenso in seinen Bann wie ´The Odessa File´", sagt der Klappentext über Harels Sachbuch). Im besonderen ist dies die Sprache des Nazijäger-Thrillers – obwohl heute kein guter Thrillerautor ein Wort von solcher Komik wie „niederträchtig" benutzen würde. Wir erkennen Harels Sprache als die des Thrillers wieder, weil sie bombastisch, überdramatisch und schwülstig ist.

So scheint es zumindest. Harels Worte erscheinen als Thrillertexte und behindern damit die Analyse dessen, was sie bedeuten, nicht un-



bedingt weil sie tatsächlich schwülstig sind, sondern weil diejenigen, die über Geschichte schreiben und die Grenzen der respektablen politischen Diskussion bestimmen, diese Art von Sprache aufgegeben haben. Wir haben gelernt, daß diejenigen, die in Bezug auf das Thema Nazismus ernst genommen werden können, nicht auf diese Art und Weise reden. Nur weil die Historiker und die politischen Analytiker diese Sprache aufgegeben haben, konnten die Thrillerautoren sie beanspruchen. Man kann sogar weiter gehen: nur weil die Historiker und politischen Analytiker diese Sprache aufgegeben haben, wurde es für die Thrillerautoren notwendig, sie zu beanspruchen.

Ich glaube, daß dies notwendig wurde, weil Harel einige grundlegende Wahrheiten über den Nazismus zum Ausdruck bringt. Harel sagt, daß es im Nazismus, in den Naziverbrechen etwas gibt, das nicht verstanden werden kann; etwas, das für diejenigen, die die Naziverbrechen nicht am eigenen Leib erfahren haben (und vielleicht nicht einmal für jene) nicht real gemacht werden kann; etwas, das nicht ausreichend durch Fakten erklärt werden kann – und er sagt, daß hierin für ihn der wahre Schrecken, das wahre Böse des Nazismus liegt. Er „hat keinen Platz in der Welt der Wirklichkeit"; er geht „weit über bekannte Grenzen hinaus". Die Naziverbrechen können nicht einfach in das Gewebe der menschlichen Geschichte eingewoben werden, wie blutig und verbrecherisch diese Geschichte auch immer gewesen sein mag. Harel sagt dies in einer Sprache, die abzulehnen wir gelernt haben. „Kein menschliches Wesen kann die Tiefen seiner Bedeutung ausloten", außer vielleicht Sax Rohmer[4] . ´The House of Garibaldi Street´ – „Spannender als ´Die Maske des Fu Manchu!"

Betrachten wir mit diesen Gedanken im Hinterkopf zwei neue Bücher über die Zeit der Nazis: ´The War against the Jews, 1933–1945´ von Lucy S. Dawidowicz und ´The Last European War, 1939–1941´ von John Lukacs sowie das 1963 erschienene ´Eichmann in Jerusalem´ der verstorbenen Hannah Arendt, ein Bericht über den Eichmann-Prozeß und gleichzeitig eine Untersuchung über die Ausrottung der Juden und anderer rassischer oder ethnischer Gemeinschaften. In keinem der ersten beiden Bücher findet sich auch nur ein Abschnitt, der Harels Aussage im

Stil oder in der Bedeutung ähnelt. Dawidowicz vermeidet Harels Territorium einfach, weil sie glaubt, sie könne den Genozid der Nazis durch Dokumentation und Analyse erklären. Damit scheint sie sich auf sicherem Grund zu befinden, während sie in Wirklichkeit eine Brücke über Harels Abgrund schlägt. Sie schiebt das Unerklärliche zugunsten von Fakten, Zielen, Zahlen, Vorfällen und Ergebnissen zur Seite. George Steiner bemerkt in einer Buchbesprechung, daß andere Historiker Dawidowicz´ Material „fast zu irrational, zu unglaublich zu verarbeiten" fanden. Dadurch, daß Dawidowicz diese Eigenschaft umgeht, reduziert sie das Ereignis und konventionalisiert es sogar zu einem bestimmten Grad. Während für einen Nichthistoriker wie Harel der Nazismus per definitionem nicht völlig erklärt werden kann, kann für eine Historikerin wie Dawidowicz per definitionem nichts völlig der Erklärung widerstehen. Dagegen glaubt Lukacs, es gäbe gar nicht so viel zu verstehen. Es ist seine Absicht, den Nazismus zu konventionalisieren. In ´The Last European War´ unterscheidet sich der Nazismus von der normalen europäischen Politik nur graduell und zufällig. Lukacs erinnert den Leser, unserer Zeit gemäß, immer wieder daran, daß der Stalinismus viel schlimmer war als der Nazismus – eine Behauptung, die in zahlenmäßiger Hinsicht zweifelhaft ist und bezüglich Punkte, auf die Harel hinweist, am Kern der Sache vorbei geht. Das Irrationale verschwindet. Lukacs behauptet, daß die systematische Ausrottung der Juden oder anderer nicht ein essentielles Element des Nazismus war, sondern lediglich die Reaktion Deutschlands auf den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten, den Hitler angeblich auf den von den amerikanischen Juden ausgeübten Druck zurückgeführt hat. Dies ist eine Version der Geschichte, die schon auf der kruden und eher primären Ebene der Chronologie schreiend falsch ist. Das Buch kann nicht ernstgenommen werden, aber Lukacs wohlgemute Verweigerung von Harels Konfrontation mit dem undenkbaren



Bösen muß ernstgenommen werden. ´The Last European War´ repräsentiert die Seite zeitgenössischer Befindlichkeit, die in der Lage ist, jegliche Signifikanz der Naziverbrechen für die Gegenwart zu leugnen; die Seite, die in einer Zeit wachsender individueller Kriminalität und öko-



nomischer Unsicherheit nach einer antikommunistischen Gesellschaft der Ordnung und Disziplin verlangt; die Seite, die Nazismus nicht nur faszinierend, sondern zum Teil auch attraktiv findet.

13 Jahre machen einen Unterschied aus. Als Hannah Arendt ´Eichmann in Jerusalem´ schrieb, waren die Erinnerungen noch stärker: es gab mehr Zeugen, die Nein sagen konnten. (Und auch Arendt selbst hätte Lukacs Buch nicht unkommentiert gelassen). Ebenso wie ´Die Ursprünge des Totalitarismus´ ist auch ´Eichmann in Jerusalem´ ein leidenschaftliches Buch. Arendts Stil hat nichts mit Harels gemein, aber auch sie kennt seinen Abgrund. Sie erklärt ihn nicht, denn das ist nicht das, was man mit einem Abgrund tut. Stattdessen lokalisiert sie ihn, indem sie sich über die Beschränkung hinwegsetzt, den man inzwischen von ernsthaften Autoren zum Thema Nazismus erwartet. Sie bestreitet jegliche simple Verbindung zwischen Nazismus und der gewöhnlichen politischen oder kriminellen Geschichte oder zwischen Nazismus und der Geschichte des Antisemitismus bis zur Nazizeit, ohne jedoch den Nazismus aus der Geschichte zu entfernen. Der grundlegende Zweck des Naziregimes war die Begehung unerhörter Verbrechen, so formuliert sie eine These, die so weit von gewöhnlichen Instrumentalisierungen entfernt ist, daß sie gleichzeitig Dawidowicz und Lukacs trivialisiert. Die Last von Harels Gedanken -"kein Platz in der Welt der Realität... etwas das soweit über die bekannten Grenzen hinausgeht", Gedanken die zu Eichmanns Gefangennahme beitrugen, sind nach Arendt genau die Bürde der Geschichte, die die Nazis schufen.

„Das neue Verbrechen, das Verbrechen gegen die Menschheit – im Sinne eines Verbrechens ‚gegen den Status des Menschen' oder gegen die wahre Natur der Menschheit – erschien, als das Naziregime erklärte, daß das deutsche Volk nicht nur nicht bereit war, Juden in Deutschland leben zu lassen, sondern das gesamte jüdische Volk vom Antlitz der Erde entfernen wollte... Ein Angriff auf die menschliche Verschiedenheit als solche, d.h. auf ein Charakteristikum des ‚menschlichen Status' ohne das das Wort „Menschheit" ohne Bedeutung wäre."

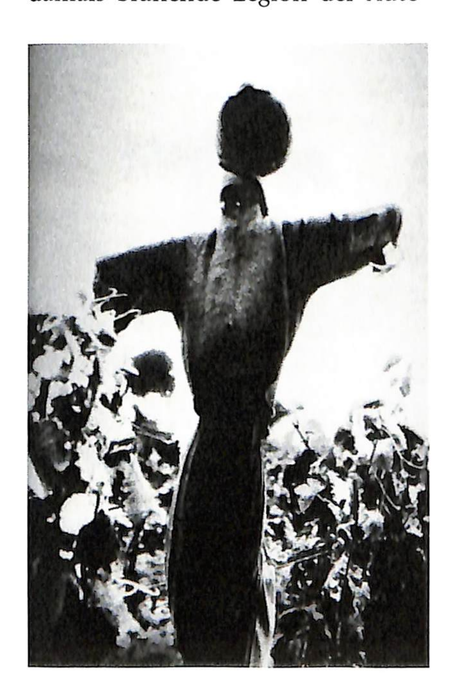
Was die Nazis taten, so Arendt, war etwas Neues: sie veränderten die Grenzen menschlicher Handlung.

Damit belasteten sie die Menschheit nicht nur mit einer Bürde – der Notwendigkeit, ihre Handlungen zu verstehen – sondern auch mit einem Erbe: „Es ist die Natur aller menschlichen Dinge, daß jede Tat, die einmal getan und in der Geschichte der Menschheit berichtet wurde, der Menschheit als Möglichkeit bleibt noch lange nachdem sie Vergangenheit geworden ist... Wenn ein spezielles Verbrechen einmal aufgetreten ist, wird sein Wiederauftreten wahrscheinlicher als es sein erstes Auftreten je wahr."

Diese Art kompromißloser Sprache und wagemutigen Denkens ist aus respektablen Arbeiten über den Nazismus weitgehend verschwunden. Es ist diese Art Einsichtskraft, die Harels Vision oder Antivision beinhaltet, die die Thrillerautoren übernommen und als Basis für das zeitgenössische Genre der Nazijägerbücher verwendet haben. Das Genre beruht auf der Akzeptanz der Überzeugung Arendts, daß etwas außergewöhnliches in Nazideutschland stattgefunden hatte, und es beruht auf der Überzeugung, daß, wie Arendt ´The Eichmann Trial and the Rule of Law´ von Yosal Rogat zitiert, „das Böse eine natürliche Harmonie zerstört, die nur durch Vergeltung wiederhergestellt werden kann ... eine Kollektivität, der Unrecht getan wurde, hat eine Pflicht gegenüber der moralischen Ordnung, den Kriminellen zu bestrafen", die Überzeugung, die nach Arendts eigenen Worten für sie der einzige Grund sein kann, um Eichmanns Hinrichtung zu rechtfertigen, nämlich, daß „eben weil Du die Politik, die Erde nicht mit dem jüdischen Volk und den Angehörigen einer Reihe anderer Völker teilen zu wollen, unterstütztest und durchführtest ... finden wir, daß von niemandem, das heißt von keinem Mitglied der menschlichen Rasse, erwartet werden kann, die Erde mit dir teilen zu wollen."

Dies ist eine machtvolle Grundlage für jedes Genre der Belletristik. Unabhängig davon, wie reißerisch das Thema verarbeitet wird, stellt es eine moralische Frage, die nicht gelöst worden ist , wenn man bedenkt, daß die Nazis in Südamerika, den Vereinigten Staaten, den arabischen Ländern oder Deutschland leben und wirtschaftliche und politische Macht ausüben, und die in der ernsthaften Romanliteratur kaum angesprochen wurde, weil das Motiv der Nazijagd so sensationalistisch ist, daß es von vorherein jeden Anspruch seriöser Prosa vernichtet. Also gehören die Nazis den Thrillerautoren und sie haben sie aufgegriffen, die Autoren von Bestsellern wie ´The Boys from Brazil´[5], ´The Odessa File´[6], ´Marathon Man´[7], ´The Wind Chill Factor´ und so viele andere, aus vielen Gründen, zweifellos vorwiegend nicht gerade aus noblen. Die überzeugendsten dieser Schriftsteller haben beschlossen, über Nazijagd zu schreiben, weil dieses Motiv eine Wirklichkeit oder eine unveränderliche Unwirklichkeit besitzt, der sich sonst niemand stellt; weil in diesen Thrillern echte Ängste zu Tage treten, die heutzutage nirgendwo sonst Ausdruck finden können.

Die Arbeitsunterlage für die schon damals blühende Legion der Autoren von Nazijagdthriller wurden 1973 von dem britischen Kriegskorrespondenten William Stevenson in seinem Buch ´The Bormann Brotherhood´ zusammengetragen. Stevensons Buch war unordentlich, spekulativ, herausfordernd und bedrohlich – genau richtig für ein Genre, daß seine Plots in der Gegenwart ansiedelte und überlebende Nazis als konkrete Bedrohung für Israel, die Vereinigten Staaten, die Demokratie oder, wie die Buchumschläge gerne suggerieren, das Schicksal der Welt darstellte.



Stevenson beschrieb die Bemühungen der ODESSA oder „The Bormann Brotherhood", einer Organisation, von der manche glauben, daß sie von Hitlers Stellvertreter Martin Bormann vor dem Ende des Krieges gegründet und seitdem von ihm geführt wurde – obwohl von offizieller Seite davon ausgegangen wird, daß Bormann bei der Niederlage Deutschlands Selbstmord beging, wurden seine Überreste nie positiv identifiziert. Dieses Netz sicherer Häuser und Fluchtrouten, von Klöstern und alliierten Geheimdienstagenten, Schweizer Bankkonten und organisiertem Verbrechen hat nach Stevensons Meinung viele SS-Hauptkriegsverbrecher aus Europa geschafft und weniger bekannten Kriminellen einen Platz innerhalb der Machtstrukturen verschafft – in der Geschäftswelt, der Polizei, dem Militär, dem diplomatischen Dienst, den Geheimdiensten, den Universitäten, den Finanzinstituten und den Regierungen – in Ägypten, Irak, Argentinien, Chile, Paraguay, den Vereinigten Staaten, Westdeutschland und zahlreichen anderen Ländern. (Es ist 28 Jahre her, daß der damalige Kanzler Westdeutschlands, Kurt Kiesinger, von der Nazijägerin Beate Klarsfeld als früherer Gehilfe Hitlers enttarnt wurde.) Stevenson konzentrierte sich besonders auf Reinhard Gehlen, der unter Hitler Chef der antisowjetischen Spionage war. Im Westdeutschland der Nachkriegszeit führte Gehlen den Auslandsgeheimdienst und arbeitete eng mit der CIA zusammen. In Stevensons Buch erscheint er als Zentralfigur der Etablierung des Kalten Krieges und als Verantwortlicher für die Infiltration der CIA und anderer westlicher Geheimdienste durch Kriegsverbrecher aller Arten, besonders solcher, die zuerst als Mitglieder osteuropäischer faschistischer Bewegungen Blut geleckt hatten, und die nach dem Krieg überzeugend als An-

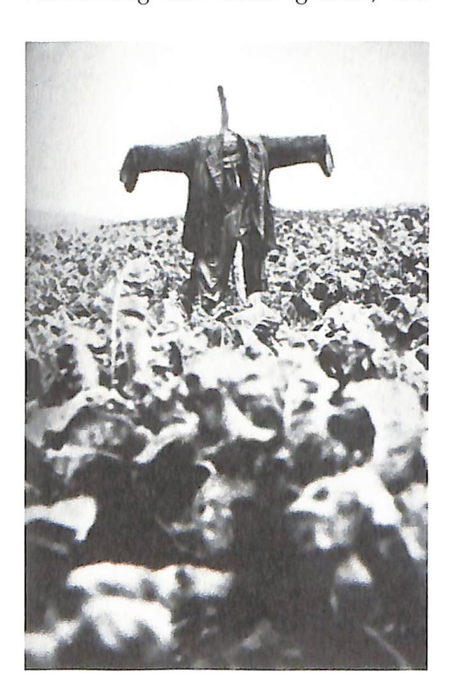
tikommunisten auftreten konnten, was sie schließlich auch waren.

Stevensons Informationen sind oft wenig überzeugend, die Emotionen in seinem Buch sind es nicht. Er spricht mit Wut und Abscheu von Klaus Barbie, dem reuelosen „Schlächter von Lyon", der in Südamerika mit seinen Erinnerungen hausieren geht; von Josef Mengele, dem „Todesengel", dem Arzt, der in Auschwitz Experimente leitete und sich in Argentinien durch Nazigeld, das vor Jahrzehnten aus Deutschland herausgeschmuggelt wurde, ein schönes Leben machte; von den Tausenden freier Krimineller, die sie repräsentieren. Stevenson schrieb mit echtem Entsetzen über die Korrumpierung des alliierten Sieges durch die eilige Akzeptierung oder Rekrutierung von Nazis durch die Alliierten und ihre „Entnazifizierung" in den folgenden Jahren. Als Ergebnis sah er eine nur wenig getarnte Legitimierung des Nazismus als einer Version der normalen Geschichte, die lediglich zu weit ging.

Die Voraussetzungen dieser Weltsicht werden, zumindest auf dem Papier, von fast allen Autoren von Nazijagdthriller geteilt, aber von all den Büchern, die ich in den vergangenen Jahren gelesen habe, vermittelt nur eines (´The Wind Chill Factor´ von Thomas Gifford) das Gefühl von Chaos und Abscheu, von dem man erwartet, daß es von dieser Weltsicht aufgerührt wird. Die Kraft der Erzählung liegt in der Fähigkeit des Autors, seinen Helden und seine Leser dazuzubringen, den Nazismus fast zu akzeptieren, obwohl in ´The Wind Chill Factor´ diese Anerkennung auf heimlich ausgeübte gegenwärtige politische Macht im gesamten Westen zielt, auf einer Ebene weit jenseits von allem, was sich ein Autor wie William Stevenson jemals vorstellen konnte.

Das Buch, das 1972 spielt, beginnt mit einem Gewittersturm, der eine Kleinstadt im nördlichen Minnesota vom Rest der Welt abgeschnitten hat. Dies ist der Ort, in dem der verstorbene Großvater des Helden gelebt hat, einer der vielen prominenten Amerikaner, die in den Dreißigern Hitler aktiv unterstützt haben; der Ort, in dem der Held, beschämt durch die Politik seines Großvaters, aufgewachsen ist. Der Held ist zurückgekehrt und in einer eindrucksvollen Szene wird gezeigt, wie er das Haus seines Großvaters betritt, durch die verlassenen Räume geht und die gerahmten Photos entdeckt, die immer noch in der Bibliothek hängen: sein Großvater mit Göring, mit Hitler, mit Eva Braun. Schon bald wird die Stadt belagert. Einwohner werden getötet, öffentliche Einrichtungen in die Luft gesprengt. Diese Belagerung wird im Schutz des Sturms von den Abgesandten des Mannes durchgeführt, dessen Freundschaft mit toten Nazis so sicher in der Vergangenheit eingefroren schien. Während die Temperatur fällt und fällt und fällt und niemand sich bewegen kann, da ein Temperaturstand von 100 Grad draußen lauert, werden diese Männer vor der Abkühlung geschützt.

Im Verlauf der Geschichte senkt sich eine andere Art Kälte über das Buch, eine Qualität des Grauens, die der Abkühlung nur darin gleicht, das



auch sie lähmt und den Willen zu handeln verspottet. Schließlich ist die Aufgabe des Helden nicht auf die Lösung des Rätsels reduziert, über das er gestolpert ist, sondern dazu, ihm zu entkommen. Das schafft er nicht, und zumindest während der Zeit, die man braucht, um das Buch zu lesen und drüber zu schlafen, schafft es auch der Leser nicht.

Wenn sich der Leser dem Ende nähert, verlangt das Schreckgespenst des Nazismus nach Anerkennung als unvermeidliches und angemessenes Systeme für die Regelung menschlicher Angelegenheiten, nicht weil es richtig ist, sondern weil das Gewicht seiner Macht, wie sie 300 Seiten lang vorgeführt wird, so allgegenwärtig, so perfekt verkleidet, so wenig überraschend erscheint, daß wenn der Leser – und Gott weiß, wenn der Held – auf den Trost von Institutionen und Freunden zurückgreift, auf deren Ziele und Motive er sich immer verlassen hat, diese sich bei der Berührung auflösen und an ihrer Stelle exakte Nachbildungen erscheinen, mit Zielen und Motiven, von denen die meisten glauben, daß sie mit dem Dritten Reich untergegangen sind. Das Buch erschafft eine komplette Verschwörung, eine Verschwörung, die über die Naivität derjenigen lacht, die sich weigern, an ihre Realität zu glauben, weil die Verschwörung die Realität gestürzt hat. Mit seinem Wunsch nach irgendeiner Art von Gewißheit hört der Held zu, als ihm das Geheimnis erklärt wird.

„Die ganzen Jahre hatte ich ständigen Kontakt zu Europa, oder ich sollte eher sagen, sie hatten Kontakt mit mir. Manchmal über Washington, das Pentagon, manchmal durch deinen Großvater, immer engen Kontakt... Ich habe unsere Agenten in Schlüsselpositionen in unserer eigenen Regierung, in Kanada, in ganz Zentral- und Südamerika eingeschleust – alles unsere Leute. Wir wählten diejenigen aus, die aus Deutschland entkommen sollten, diejenigen, die die Nachkriegsregierung hier und in den übrigen freien Ländern Europas übernehmen sollten, und diejenigen, die in Nürnberg auf der Anklagebank sitzen sollten. Natürlich wollten wir nicht die Berühmtesten behalten, die Symbole, und wir wollten auch nicht die Monster, die richtigen Kriegsverbrecher. Der einzige, bei dem wir versagt haben, der einzige, den wir wirklich wollten und nicht bekamen, war Albert Speer. Jedenfalls haben wir aus

den Wissenschaftlern, den Verwaltungsbeamten, den Geheimdienstlern guten Nutzen gezogen. Gehlen ist nur der berühmteste und Allen Dulles wollte ihn dringend haben, besonders in den Jahren unmittelbar nach dem Ende der Kämpfe, als wir so wenig über den kommunistischen Apparat wußten und er so viel...

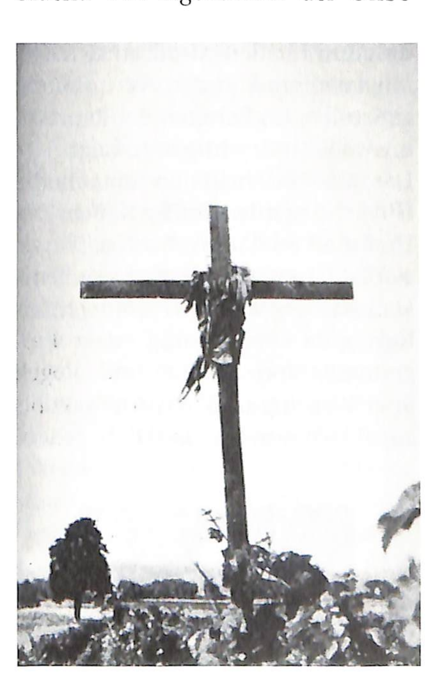
„Für dich, John, wird es natürlich schwer zu verstehen sein", sagte er wie ein freundlicher Lehrer, „daß das, was ich mit dir bespreche, kein verrückter Plan ist, um die Welt zu beherrschen." „Sondern ein vollkommen ernsthafter, rationaler, vernünftiger Plan, die Welt zu regieren", sagte ich.

Ich fühlte mich albern, als würde ich kichern. Oder weinen. Ich verstärkte meinen Griff.

„Nein John, kein verrückter Plan, sondern die Politik der Vereinigten Staaten, eine weiter durchgeführte Politik, aber unter der Oberfläche. Gewählte Offizielle waren nur selten in die Bewegung verwickelt oder auch nur über sie informiert. Wir brauchen keine Galionsfiguren, wir brauchen nur die Geheimdienstler, die Diplomaten, die Professoren und eine Handvoll von Kongreßabgeordneten in Schlüsselpositionen, in den richtigen Komitees und so weiter. Du siehst ..."

Die dargestellte Situation entspricht, mit erheblichen Übertreibung, den Vorstellungen einiger privater, echter Nazijäger, wie sie in dem Buch „Wanted! The Search for Nazis in America" von Howard Blum, einem früheren Reporter der Village Voice, dargestellt wurde. Die Menschen, mit denen Blum gesprochen hatte, glaubten nach Jahren, in denen die Bemühungen, Kriegsverbrecher zu enttarnen, von bürokratischen Institutionen behindert wurden, daß die US-Einwanderungsbehörde entweder von ODESSA infiltriert wurde, von Beamten kontrolliert wird, die die amerikanischen Mitglieder von ODESSA gekauft haben oder daß sie von Politikern sabotiert wird, deren geheime Nazisympathien dafür sorgten, daß sie noch nicht mal gekauft werden mußten. In ´The Wind Chill Factor´ werden diese drei Möglichkeiten zu einer zusammengefaßt, aber der Punkt ist nicht, das das Reich wieder erstehen wird, weil Nazi-Kriegsverbrecher in Sicherheit leben oder politische Macht haben; ich glaube das nicht und bezweifle, daß Thomas Gifford das glaubt. Aber ich glaube, daß nichts schwieriger ist – wenn es überhaupt möglich ist – als einmal überschrittenen Grenzen wieder aufzurichten.

Ich sagte vorher, daß in den Nazijagdthrillern Ängste zu Tage treten, wie heutzutage nirgendwo sonst; ´The Wind Chill Factor´ ist so erschreckend, weil es der Angst Ausdruck verleiht, daß wir entgegen unserer alltäglichen Vorstellungen in einer Welt leben, in der das Prinzip der Zerstörung aller Grenzen für menschliche Handlungen wiederhergestellt wurde und nicht die Grenzen selbst. Diese Pulp-Erzählung darüber, wie einfach die Welt, die die Nazis gemacht haben, in unsere Welt paßt, hat mir wie nur weniges sonst die Bedeutung des Nazismus als historische Tatsache und als Idee von Handlungen nahe gebracht. Die Eigenschaft der Unbe-



greiflichkeit, die der Vorstellung der Naziverbrechen anhaftet und wie ich manchmal denke, anhaften muß, wird durch Giffords Vorstellung, daß die Nazis den Westen kontrollieren, nicht vermindert, sondern durch den Schock dieser Vorstellung und durch die schwachen Echos dieser Vorstellung in der Realität gerade erst greifbar gemacht. Das, was sich damit jenseits einfacher Definitionen befindet, ist nicht eine simple Störung in der Vergangenheit oder ein Ereignis in der Geschichte der Juden, wie der Nazismus immer mehr gesehen wird, sondern eine phantasierte Subversion der Gegenwart, die, sobald sie erkannt ist, die Vergangenheit real macht und auch ihre Erbschaft der überschrittenen Grenzen real werden läßt, symbolisiert durch die Nazis, die nie gefaßt wurden, worauf die gegenwärtige Gesellschaft beruht.

[1] *Fahrkarte nach Marseille (USA, 1943), Anm. d. Ü.*

[2] *GB, 1950*

[3] *Berüchtigt (USA, 1946)*

[4] *Autor der Fu-Manchu-Romane*

[5] *USA, 1977*

[6] *Die Akte Odessa (GB, 1974)*

[7] *Der Marathon-Mann (USA, 1976)*

[8] *Als die Spekulationen über Bormanns mögliches Überleben 1972 ihren Höhepunkt erreichten, erklärte die BRD offiziell Zähne und Knochenreste, die bei Aushebungsarbeiten in West-Berlin gefunden wurden, zu Bormanns Überresten. Die FAZ meldete am 7.12.94 unter dem Titel „Martin Bormann – Stalins Mann in Berlin?", daß der in der Sowjetunion gestorben sei. Der Zusammenbruch der Sowjetunion und der Ablauf der fünfzigjährigen Sperre einiger KGB-Dokumente, ließen den ehemaligen Geheimagenten Boris Tartowski einen Artikel in der neofaschistischen Zeitschrift „Vaterland" schreiben, in dem behauptet wird, daß Martin Bormann während des Krieges KGB-Agent gewesen sei, Deutschland 1945 verließ und, nach angeblicher Aussage eines KGB-Generals, 1973 auf einem deutschem Friedhof in der Nähe von Moskau begraben wurde.*

It's not a trick...

In Wirklichkeit verfaßte Greil Marcus diesen Text bereits 1976 unter dem Originaltitel „Götterdämerung after thirty-one years". Aber, Hand aufs Herz: hätten wir das Interesse bis zum Schluß geweckt, wenn wir diesen kleinen Kunstgriff nicht angewendet hätten?

Im Herbst geht der Kampf immer weiter

Ein kleiner Nachtrag zum deutschen Wetterbericht und dem Verleih des „Telestar"

von Cristof Schneider

Am 5. September 1977 hat die RAF Schleyer entführt und seine Leibwächter erschossen, um 11 inhaftierte politische Gefangene freizupressen. Danach agierte der Staat.

Sämtliche politische Gefangenen wurden sofort und ohne gesetzliche Grundlage von der Außenwelt isoliert. Mit dem „großen" und „kleinen Krisenstab" wurden Entscheidungsgremien instaliert, die die verfassungsgemäße Gewaltenteilung aufhoben. Die Presse ließ sich bereitwillig gleichschalten. Das Bundesjustizministerium sorgte mit dem „Gesetz zur Änderung des Einführungsgesetzes zum Gerichtsverfassungsgesetz" dafür, daß die Totalisolierung „einsitzender Terroristen" in kürzester Zeit legalisiert wurde. Das Gesetz konnte – erste Lesung im Bundestag war am 28.9.77 – nach der Überweisung in den Rechtsausschuß, 2. und 3. Lesung im Bundestag, Annahme des Bundesrats, Unterzeichnung des Bundespräsidenten und offizieller Verkündung im Bundesgesetzblatt, am 2.10.77 in Kraft treten.

Mitte Oktober entführte ein palästinensisches Kommando eine Lufthansa-Maschine mit deutschen Urlaubern, um die 5 Wochen verschleppte Forderung nach Freilassung inhaftierter RAF-Mitglieder zu unterstützen; – bekam die dt. Regierung durch Verhandlungen mit Siad Barre in Somalia die Einwilligung für die Stürmung der Maschine durch dt. Sondereinheiten; – wurden die Geiseln befreit und bis auf Souhaila Andrawes alle GeiselnehmerInnen erschossen; – haben Gudrun Ensslin, Andreas Baader und Jan Carl Raspe die Nacht in Stammheim nicht überlebt; – hat die RAF Schleyer erschossen; – wurden Vermutungen, die Kontaktsperre sei vielleicht die Bedingung für den Mord an den Gefangenen und dessen Vertuschung geworden, im Rahmen der Repressionswelle strafrechtlich verfolgt.

Das alles ist heute in mancherlei Hinsicht ziemlich kalter Kaffee. Der Herbst als jubiläumsträchtige Jahreszeit ist längst zuende und kein Satz, kein wiedergekäutes Detail rechtfertigt eine Fortsetzung des Programms. Von Bölling und Vogel, über Wegener und Wischnewski bis zur LH-Stewardes, wirklich jede/r,



der sich historisch verdient gemacht hat, ließ „die Ereignisse noch einmal Revue passieren", und alle hätten wieder so gehandelt. Nur Peter Jürgen Boock nicht. So wie er die Talkrunden zum fortgesetzt mutigen Bekenntnis nutzte, zementierten die Ex-Krisenstäbler dort die Version von der wehrhaften Demokratie. Das läuft gut rein, weil „wehrhaft" angesichts der aktuell viel geplagten inneren Sicherheit nach starker Führung klingt und damit sowas Riskantes wie Demokratie wieder gebändigt ist.

Medial ist alles glatt gegangen, weil Geschehnisse der vergangenen Jahre, die vordergründig als Schlappen des Sicherheitsapparats betrachtet wurden, etwa die Rückkehr des als Herrhausen-Mörder apostrophierten Christoph Seidler in die Legalität, die politischen Prämissen der Aufstandsbekämpfung nicht beschädigten. Die Geschichte vom Terror schreibt sich recht flüssig – auch Wolfgang Grams ist bald ein gesicherter Selbstmörder (der Akrobat unter den Selbstmördern) – natürlich auch, weil der Kampf längst wieder nur von jenen bewaffnet geführt wird, die in Deutschland traditionell bewaffnet sind: Militärs, Paramilitärs, Bullen und Faschisten. Damit ist eine Sprache verstummt, mittels der zwar nicht allzuviel Schlaues gesagt wurde, die aber nur schwer zu überhören war. Die Einforderung einer „Aufarbeitung" des bewaffneten Kampfes – sofern sie nicht von Talkshowmoderatoren auf der Suche nach frischen Sündern angefragt wird – kommt dem Versuch gleich, ausgerechnet am aufgeladensten Thema eine historisierende Selbstverständnisdiskussion zu führen. Die Frage ist nicht, ob es notwendig wäre, sondern wo die Bereitschaft zur kohärenten Diskussion herkommen soll, wenn die übergroße Zahl der Linken einerseits sich kaum mehr traut, einen Papierkorb umzuwerfen, andererseits Reflexion und Kritik als Einmischung in innere Angelegenheiten betrachtet. Und damit sind gar nicht so sehr Ex-RAFler gemeint, sondern die Fraktionsgemeinschaft, die sich üblicherweise Szene nennt.

Seit der mörderischen Offensive der RAF von '77 sind nicht nur eine runde Anzahl Jahre ins Land gegangen, auch ein paar Ehemalige, die nie eine Kronzeugenregelung in Anspruch nahmen, sind wieder erreichbar. Jüngst erschien im Konkret Literatur Verlag ein Gespräch mit Irmgard Möller – der einzigen im 7. Stock von Stammheim Inhaftierten, die die Nacht zum 18.10. überlebte – „über bewaffneten Kampf, Knast und die Linke". Im Anhang sind einige schwer zugängliche Dokumente aus den Anfangsjahren der RAF und zum Stammheim Prozeß abgedruckt, die das Buch komplettieren und seinen Gebrauchswert als Medium einer Rekonstruktion militanter Sinnstiftung steigern. Das linke Interesse wäre daher ebensowenig auf knappe Knastbriefe oder reines Archivmaterial angewiesen wie der Teil der Medien, der so gerne „Hintergründe ausleuchtet" und zum nämlichen Datum die Sendeplätze ja auch vollkriegen mußte.



Was man aber mit Archivmaterial alles machen kann, wenn man cleverer ist als die Kollegen und vor nichts zurückschreckt, hat ein innovativer Mensch im Auftrag des WDR gezeigt: „todesspiel". Mit „perfekter Erzählkunst" hat Heinrich Breloer die Geschichte, also die letztlich geschichtsfähige, aufbereitet. Sein Fernsehspiel, zur besten Sendezeit an zwei aufeinanderfolgenden Abenden im Juni ausgestrahlt und mittlerweile mit diversen Fernsehpreisen bedacht, ist ein „Doku-Drama". Das heißt, der Authentizitätsanspruch von dokumentarischen Filmschnipseln wird mit der Suggestionskraft von Inszenierungen verquirlt und das ganze mit Interviews einst Beteiligter garniert. Das, was da aufgetischt wurde, ein Drama aus Kitzel und Referat, das konnte nur die ganze Wahrheit sein.

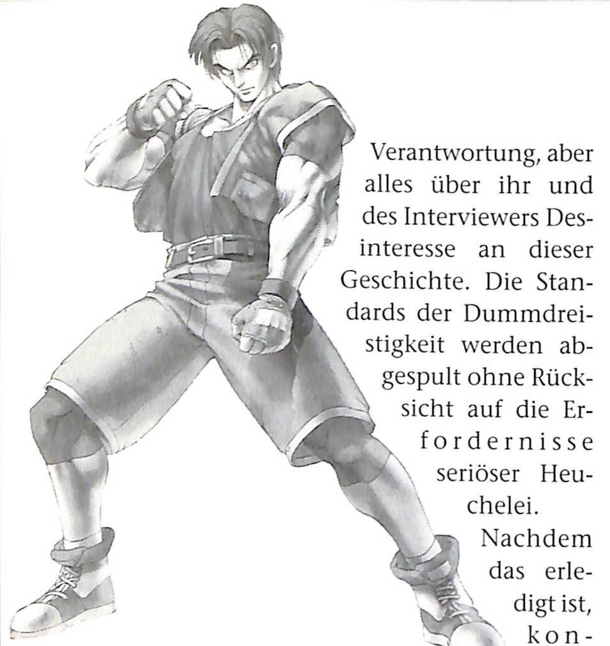
Gegen diese Arbeitsweise, an der die Kritik gerade so abprallt, ließen sich immerhin ein paar Einwände formulieren, aber „der früher geäußerte Einwand, daß Dokument und Fiction nicht übergangslos verbunden werden dürfen (...) will sich nicht mehr als gravierend aufrechterhalten lassen. Zu perfekt beherrscht Breloer die Verbindung..." (FR 26.6.97), denn eine auf die Methode zielende Kritik hat sich dann erledigt, wenn's nur gut gemacht ist. Würde doch jemand nachfragen, hätte der Autor sicherlich reklamiert, daß die von ihm inszenierten Szenen sorgfältig recherchiert seien, den wahren Ereignissen also sehr nahe kommen. Aus dieser Recherche in den Archiven der Staatsfrömmigkeit resultiert die Setzung, daß eindeutig bestimmbar ist, welche Vorgänge das filmische Dokumentarmaterial nicht abdeckt, was also im Verborgenen geschah, ungefilmt blieb, um nun von ihm inszeniert zu werden. Der Film lügt nicht einfach, er verschweigt die Existenz eines Dissens. Gab es jemals enorme sachliche Ungereimtheiten in der offiziellen Version?

Breloers Methode, szenisches und dokumentarisches Material, bis in Sequenzen hinein, ineinander zu verschachteln, ist ungeheuer suggestiv. Diese Suggestionswirkung hilft einerseits, „auch den jüngeren Generationen klar(zu)machen, was damals passiert ist", (Breloer) und lenkt zum anderen ziemlich perfekt von der Existenz der zugrundeliegenden ideologischen Prämissen ab. Selbst simpel-demagogische Schnitte, beispielsweise von den in der entführten Maschine darbenden und durstenden Bundesbürgern zur behaglich duschenden Gudrun Ensslin, hat die Fernsehkritik dem „leidenschaftlich genaue(n), also vorurteilsfreie(n) Rechercheur" (FR 26.6.97) nicht angekreidet.

Mag sein, daß solch ideologiekritisches Gegrunze für ein paar hundert LeserInnen, angesichts 5 Millionen aufs unterhaltsamste versorgter Hirne, witzlos ist. Es haben sich meines Wissens nach dem vorläufigen Ende des bewaffneten Kampfs jedoch keine neuen Formen der Kritik entwickelt, die jene gesellschaftliche Realität der Propaganda des freien Markts besser träfen als es die RAF-sche Variante vermochte oder der Journalismus vermag.

Staatsräson heute und einst

Die große Leidensfigur in der Breloer-Version ist Schleyer. Was da evtl. im Weg steht, Schleyers SS-Geschichte, u.a. als Chef-Arisierer in „Böhmen und Mähren", wird gemäß der Maxime: über NS-Vergangenheit reden, ehe es andere tun, behandelt. Die Darsteller des Entführungskommandos mimen selbstgerechte Söhne und Töchter und stellen Papa Fragen, so wie sich der gemeine Staatsbürger zuhause die paradigmatischen Fragen der 68er-Generation vorstellt. Die Witwe und zwei Söhne von Schleyer äußern sich danach im Interview über die familiare Vergangenheitsbewältigung. Aus ihren Antworten erfährt man zwar nichts über Art und Umfang seiner Tätigkeit, nichts über seine Schuld und ihre



Verantwortung, aber alles über ihr und des Interviewers Desinteresse an dieser Geschichte. Die Standards der Dummdreistigkeit werden abgespult ohne Rücksicht auf die Erfordernisse seriöser Heuchelei.

Nachdem das erledigt ist, konzentriert sich der Film wieder auf Schleyers Schicksal als tragisches Opfer staatspolitischer Erfordernisse. Insbesondere Schmidt muß sich und die Haltung der Bundesregierung rückschauend erklären – der Widerspruch zwischen Mitleid und Vernunft durchweht die Kulisse. Allerdings findet sich nur einer, nämlich der Regierungssprecher a.D. Bölling, der tatsächlich so etwas wie einen Konflikt erinnert. Ansonsten wissen die Herren überzeugend darzulegen, daß, die Person Schleyer via Austausch freizubekommen, keinen Augenblick diskutiert wurde.

Die Macht des BDI und BDA-Präsidenten wurde von Schleyer unter den gegebenen historischen Bedingungen einzigartig verkörpert, aber sie konnte ohne größeren Schaden für Politik- und Kapitalfraktion an einen Nachfolger übergehen. Schleyer, sein Werdegang, seine Erfahrungen und Kenntnisse, waren zwar einmalig aber keineswegs unersetzlich. Das Kalkül einer Verschleppung des Wirtschaftsboß als Faustpfand für Forderungen gegenüber dem Staatsapparat bricht sich an der Funktion des Staates, die eine des Garanten von Bedingungen der Kapitalakkumulation ist, nicht von der leiblichen Existenz ihrer Funktionäre. Den Ausdruck „opfern für die Staatsräson" mag Schmidt ulkigerweise seinem Intervierwer nicht durchgehen lassen, „den muß ich zurückweisen." Als ginge es noch im nachhinein darum, die von der RAF geschaffenen Zwangslage zu leugnen und somit auch das Unterworfensein unter die Gesetzmäßigkeiten einer Erpressung. Schmidt, so wird deutlich, ist nicht der Vollstrecker einer Systemlogik, nein, er ist ein Staatsmann und als solcher bewegt er sich jenseits der von Guerilleros gestellten Machtfragen.

Der aufs äußerste mobilisierte Sicherheitsapparat sollte Schleyer finden und ein Sonderkommando ihn rausschießen. So oder allenfalls noch per Demoralisierung des Kommandos konnte Schleyer freikommen. Auf dieser Ebene der Abstraktion (Staat als Garant des Machtprinzips) ermöglicht der Film einen Rückschluß über die Grenzen bewaffnet vorgetragener Machtfragen in einer Gesellschaft, in der schon ziviler Ungehorsam als Angriff auf den alltäglichen Frieden wahrgenommen wird. Die spezifische Bedeutung des einstigen SS-Mannes und Arbeitgeberpräsidenten Schleyer hätte eine politische Forderung ermöglicht, im Rahmen der Machtprobe Häftlingsbefreiung oder nicht, wurde aus Schleyer ein Opfer; für die Herrschaften das kleinere Übel. Aber selbst diese brave und von aktueller Praxis ferne Reflektion muß man dem Jubiläumsprogramm abluchsen, denn es ist fortwährend aufwühlend und dramatisch. Bölling seufzt und zögert, Rebmann und Wischnewski lassen die Backen noch mehr hängen als sonst, nur Wegener gibt vor der heimischen Schrankwand weiter den Vollstrecker. Schmidt, der während der Trauerfeier neben der Witwe Schleyer sitzen mußte, fand das „sehr schwierig, auch moralisch schwierig" (Katharsis!), und diese hat sich die Welt so eingerichtet, daß sie den bemerkenswerten Satz in die Kamera sagt: „Ich sag' das heut' noch, daß der Mann (Schmidt) echt ergriffen war, auch wenn er nix getan hat; für ihn war das schrecklich." Demutsvoller Blick, Schmidt. Vorhang.

Die Gedanken sind frei, die Presse freier

In der französischen Zeitung „Liberation" war im Oktober 77 folgendes zu lesen: „Man erlebt eine seltsame Zeit. Hätte man sich vorstellen können, daß ein früherer Nazi, der Chef der deutschen Arbeitgeber geworden ist, 'Liberation' benutzt, um sich an seine Frau zu wenden? Grund dieses Paradoxons ist die Vermittlung der Roten Armee Fraktion, die Hanns Martin Schleyer heute seit 33 Tagen gefangen hält. Es ist das zweite Mal, daß sich die Entführer an 'Liberation' wenden, um mit den deutschen Behörden eine Nachricht auszutauschen, ohne das ihre Botschaft abgefangen, ganz oder teilweise in den Redaktionen der geschriebenen Presse zensiert wird, die immer noch, was diese Affaire angeht, einer direkten Zusammenarbeit mit der Regierung unterworfen ist.... Die Verschwiegenheit ist hier wie anderswo die Waffe all jener, die eine Gewaltlösung wünschen." (zitiert nach FAZ vom 10.10.77) Daß sich die Medien bereitwillig in den Dienst der Sache stellten, das staatliche Interesse zum öffentlichen Interesse machten und dem Drängen aus dem Innenminsterium nicht nur nachkamen, sondern es rechtfertigten, markiert den zivilgesellschaftlichen Gehalt der einstigen „Bonner Republik". Einer „direkten Zusammenarbeit mit der Regierung unterworfen", hat die Presse kaum mehr informiert, aber natürlich nicht geschwiegen. Unter der Überschrift „Die Zeichen stehen auf Härte" hat Roderich Reifenrath, damals noch nicht Chefredakteur der FR, am 8.9.77 kundgetan: „Wer in diesen Tagen die Stimmung einzuschätzen vermag, der spürt und erlebt es: eine bei vielen Menschen tiefsitzende Wut über die heimtückischen Morde in Köln, eine wachsende Neigung, Gleiches mit Gleichem zu vergelten... Gefragt ist das gesamte Arsenal staatlicher Macht." In rascher Folge formulierten danach verschiedene Publizisten und Politiker deutlich, was das Arsenal hergibt. In der Hysterie dieser Wochen haben nicht nur solche, die heute Rechtspopulisten heißen würden, Schmidts Forderung nach „tabulosem Nachdenken" mit Volkes Stimme beantwortet und, neben der Todesstrafe, das Zug um Zug Erschießen der Gefangenen „angeregt". Gemäß der Logik, mit der Wischnewski unmittelbar im Anschluß an die Stürmung der LH-

Maschine nach Bonn meldete, daß es keine Toten gegeben habe, hätte man auch die Gefangenen in Stammheim rausnehmen können aus einer physischen Betrachtung. Da sie in den Augen der BürgerInnen des Gemeinwesens ihr Leben längst verwirkt hatten, mußte auch ihre Tötung sprachlich nicht unbedingt ihren Niederschlag finden. Im Krieg zählt man nur die eigenen Verluste. Aber da war noch das Ausland, die Geschichte und das sozialdemokratische Selbstverständnis.

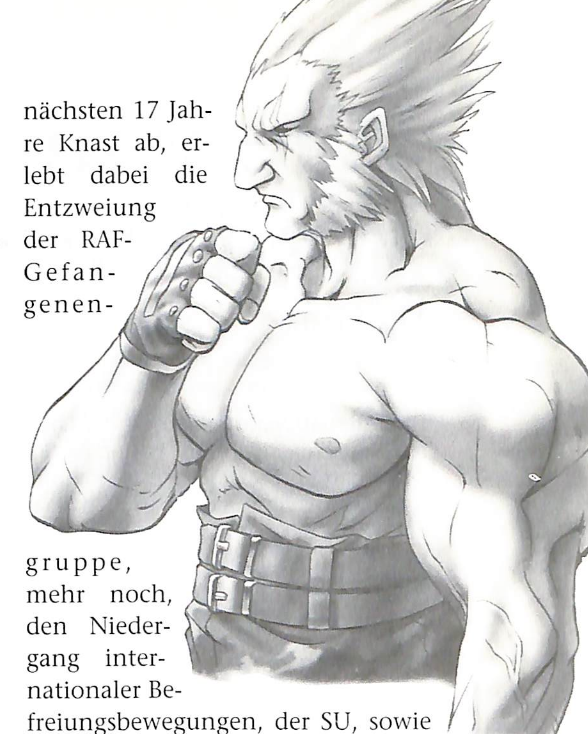
Die deutsche Sozialdemokratie ist in ihrer Fähigkeit, den völkischen Vernichtungswillen zu mobilisieren, ohne ihn zum Programm zu machen, zweifellos eine eher unverdächtige Variante sachlich technokratischer Herrschaftsausübung. Ihre Qualität liegt darin, daß sie offen die herrschaftsrationalen Konsequenzen diskutiert, die sie dann aus Rücksicht auf die Verfassung nicht so ohne weiteres umsetzen mag. Daß die Terroristen sich ihren oft diskutierten und wohlverdienten Tod selbst bereiteten, macht deutlich, was man an einer SPD-Regierung hat.

Die Folgewirkungen solcher Herrschaftstechnik sind phänomenal. Nachdem zunächst jede Rede vom Mord in Stammheim mit Verfolgung durch den wehrhaften Staat zu rechnen hatte, ist es heute ein Symptom fast zu belächelnder Weltvergessenheit, nennt man die derzeitige Wahrheit Selbstmordversion. Obgleich jeder Medientrottel gerne ein Tabubrecher geheißen wird, ist auch zur Jubiläumszeit keiner auf die Idee gekommen, die Fakten umzugraben und das Mordkomplott unterstellend, irgendeinen aus dem einstigen kleinen Krisenstab ins Kreuzverhör zu nehmen. Das verdeutlicht, daß ein Denkverbot nur dort wirksam ist, wo sich staatsmächtiges Verbot und liberale Vernunft ergänzen.

Wie sich die Geschichte des deutschen Herbstes fortschreibt in den Geschichten, die die Presse über das Thema schreibt – ohne je sich selbst zu thematisieren – das ist dokumentiert, zwei Tage nach der Ausstrahlung des Fernsehspiels, nicht etwa auf der Medienseite, sondern als Reportage auf der Seite 3 der FR. Dort erzählt der Reporter Vornbäumen von seinem „Fernsehabend mit Irmgard Möller" und er wird dabei zum Fallbeispiel für die Fähigkeit, nichts unrechtes mehr denken zu können. Zunächst zeigt er ihr den Videomitschnitt von Teil 1 des „todesspiels", um dann mit ihr – live – Teil 2 zu erleben. Mein lieber Mann: „Ein Fernsehabend mit Irmgrd Möller also – RAF-Mitglied der ersten Generation, einzige Überlebende der Todesnacht von Stammheim und hartnäckige Verfechterin der 'Mord-Version'... Darf man mit dieser Frau an einem solchen Abend fernsehen?"

Da sitzt er nun gut drei Stunden mit dieser Frau zusammen und findet, obwohl die Kälte ihrer Aussagen nicht „zur Wärme ihrer Stimme" passen will, doch nur, daß sie die „Wahrheit der Wahrnehmung" opfert, daß sie „Satz für Satz, Belege für eine ideologische Versteinerung liefert." Schließlich konstatiert er: „Der Versuch, auch nur annährungsweise in die Gefühlswelt, die in Milllionen deutschen Wohnzimmern an diesem Abend geherrscht haben muß, einzutauchen, scheitert kläglich." Weil sie kein Mitleid mit Schleyer hat, dem auf dem „Originalvideo".

Und er, der scharfsinnige Liberale? Er mag sich, wie Millionen Deutsche in ihren Wohnzimmern, keinen Gedanken machen, in dem er unser aller Wahrheit über die Person neben ihm mal zu Ende denkt: Da waren diese auf den Austausch hoffenden, seit sechs Wochen gänzlich isolierten Stammheimer Häftlinge, die nach der irgendwie aufgefangenen Nachricht der Stürmung in Mogadischu, das heißt der Zerschlagung ihrer letzten (Freiheits-)Hoffnung, nachts zwischen 1 und 3 Uhr den verzweifelten Entschluß fassen, den geplanten Kollektivselbstmord umzusetzen. Irmgard Möller rammt sich mehrmals ein Messer in die Brust, überlebt dennoch und muß feststellen, daß sie als einzige ihrer Gruppe in dieser Welt zurückbleibt, so gut wie niemand aber, in der von ihr und ihren GenossInnen intendierten Weise von einem Mord ausgeht. Dann genest sie quälend langsam von ihren Verletzungen, reißt die nächsten 17 Jahre Knast ab, erlebt dabei die Entzweiung der RAF-Gefangenengruppe, mehr noch, den Niedergang internationaler Befreiungsbewegungen, der SU, sowie der Linken und der RAF, kommt, unterstützt von einer kleinen aber zähen Kampagne 1994 raus, geht nie einen Jota von ihrer „Version" der Ereignisse in jener Nacht ab und sitzt nun, von einem Journalisten kritisch gemustert, vor der perfekten Darstellung der fiktional ausgekleideten historischen Wahrheit. Was passiert? Nichts. Sie schluckt nicht, sie heult nicht, sie schweigt nicht, sie rennt nicht weg. Da läuft dieser Film, so packend, „daß man dieser Geschichte atemlos folgt, bewegt, geschockt, mal voller Hoffnung, mal zutiefst ratlos", (FR 26.6.97) eben der Geschichte, die letztlich von jenem Moment ihres Lebens erzählt, in dem sie sich entschlossen hatte zu sterben, und sie hält ihr heute politisch völlig nutzloses Lügengebäude aufrecht, ohne das geringste Stottern oder Kratzen im Hals. Das müßte er sich mal vorstellen.



So wie er neben ihr sitzt, aufmerksam jede Äußerung, die ihr „Hardlinertum" belegt, notierend, ist er nicht in der Lage, dem Widerspruch Zugang zu seinem Hirn zu gestatten und einmal seine so wagemutig erlangten Wahrnehmungen dieses Abends vor der Hypothese zu betrachten, daß die Frau etwas anderes erlebt hat, als Herr Breloer filmen kann.

Wie wär's mit Weltkommunismus...

Die deutsche Soliszene, der Befreiungsnationalismus, die PKK

Die internationale Solidarität der Linken bezieht sich heute fast ausschließlich auf nationale Befreiungsbewegungen. Diese hatten ihre Hochzeit im Rahmen der Entkolonialisierungspolitik der imperialistischen Staaten von den fünfziger bis Anfang der achtziger Jahre. Die Solidaritätspolitik der Linken in den Metropolen gegenüber den Trikontbewegungen erlebte durch den weltweiten Aufbruch von 1968 einen neuen Aufschwung. Insbesondere der Befreiungskampf in Vietnam trug zu der Herausbildung der Neuen Linken in den Metropolen bei. Grenzübergreifende Solidarität für sozialistische, kommunistische oder anti-patriarchale Kämpfe, die sich nicht auf einen nationalen Rahmen beziehen, gehören jedoch bis heute zur Ausnahme. Während es im kommunistischen Manifest noch hieß, „Proletarier aller Länder vereinigt euch", erweiterte die Kommintern die Losung zu „Proletarier aller Länder und unterdrückte Völker vereinigt Euch". Diese Entwicklung ist zum einen darauf zurückzuführen, daß hauptsächlich in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts weltweit nationale Befreiungsprojekte zuungunsten von Klassenkämpfen zugenommen haben. Die Konzentration der Soliarbeit auf nationale Befreiungsbewegungen drückt aber auch die politische Schwerpunktsetzung der hiesigen Linken aus. Die Politik der linken Solidaritätsbewegung spiegelt nicht nur die Fehler nationaler Befreiungspolitik wider, auch ihre eigenen Defizite kommen deutlich zum Vorschein.

Nationale Befreiungsbewegung und Kommunismus

Nationale Befreiungsbewegungen stehen einer kommunistischen Politik in vielerlei Hinsicht entgegen:

- Sie zielen auf die Herausbildung von Nationalstaaten. Die bürgerliche Institution Nationalstaat steht einer freien Assoziation und damit einer kommunistischen Vergesellschaftung diametral entgegen. Kommunismus ist nicht allein Synonym für die Befreiung von kapitalistischer Lohnarbeit, sondern auch von Ausbeutungsformen, die wie die Hausarbeit durch das Patriarchat erzwungen werden, oder in denen mit rassistischer Diskriminierung Arbeitsbedingungen durchgesetzt werden, die den Betroffenen u.a. nur eine unterdurchschnittliche Reproduktion erlauben.
- In nationalen Befreiungsbewegungen kann eine von drei politischen Tendenzen vorherrschend sein: eine sozialistische, eine republikanische und eine völkische. Sozialistische Bewegungen streben insbesondere eine Umgestaltung der ökonomischen Beziehungen an, während eine republikanische Bewegung, wie z.B. früher der ANC, gleiche BürgerInnenrechte für alle durchsetzen will. Befreiungsbewegungen, die auch auf völkische Elemente aufbauen, begründen ihren Kampf mit der Befreiung eines Volkes oder einer Nation.
- Befreiungsbewegungen reproduzieren den Mythos nationaler Unabhängigkeit. Im Postfordismus dagegen entsteht ein internationales Akkumulationsregime. Ein globalisiertes Finanzkapital und zunehmend globale Produktionsprozesse machen die unabhängige ökonomische Entwicklung eines Nationalstaates unmöglich (dazu später mehr). Für Staaten der Peripherie war es wegen der imperialistischen Dominanz auch im Fordismus nahezu unmöglich, eine eigenständige nationale Ökonomie aufzubauen. Viele versuchten jedoch, die Industrialisierung der Sowjetunion nachzuahmen und orientierten sich ökonomisch auf den RGW.
- Nationale Ideologien von Befreiungsbewegungen sollen die Bevölkerung im Kampf gegen die (neo)kolonialen MachthaberInnen mobilisieren und in der Folge politisch homogenisieren. Um dieses Ziel zu erreichen, wird regelmäßig die Befreiung von patriarchaler oder kapitalistischer Ausbeutung zurückgestellt. Bevölkerungsgruppen, die sich, aus welchen Gründen auch immer, nicht ins nationale Kollektiv einordnen wollen, gelten unter solchen Umständen als VerräterInnen.
- Militante Kampfformen werden von der hiesigen Linken häufig mit einer radikalen politischen Zielsetzung gleichgesetzt. Die Radikalität einer Bewegung bemißt sich jedoch ausschließlich nach deren inhaltlicher Zielsetzung. Nationale Befreiungsbewegungen praktizieren oft nicht mehr als einen bewaffneten Reformismus. Wenn die politische Entwicklung, gemessen an den selbstgesteckten Zielen nationaler Befreiungsbewegungen, optimal verläuft, wird ein brutales diktatorisches Regime von einem sozialdemokratischen abgelöst. Oft wird jedoch nicht mehr als ein Elitenverband durch den nächsten ausgetauscht.
- Militärisch operierende Befreiungsbewegungen stellen mit ihrem Gewaltapparat nicht nur die Keimzelle des zukünftigen Staates dar, sie sind auch immer selbst politisch durch eine Militarisierung gefährdet. Nach dem traditionellen Guerrilla-Konzept soll die Staatsmacht erobert werden. Um die Chance zu haben, einer Verstaatlichung und Militarisierung zu entgehen, müssen Befreiungsbewegungen darauf zielen, autoritäre Regime zu zerstören, und nicht, sie zu besetzen. Die militärischen Strukturen einer Befreiungsbewegung müssen deshalb ihrem politischen Arm untergeordnet sein, um eine soziale Gegenmacht aufbauen zu können.

Die nationalistische Politik der PKK

Die Defizite einer Befreiungsbewegung, in der vermehrt nationalistische Elemente zum Tragen kommen, und einer entsprechenden linken Solipolitik lassen sich am Beispiel der PKK verdeutlichen. Der kurdische Befreiungskampf hat für die Situation in der Bundesrepublik einerseits eine bedeutende Rolle, weil die deutsche Regierung dem türkischen Regime an zentraler Stelle militärisch und ökonomisch in seinem kolonialen Kampf gegen die kurdische Befreiungsbewegung beisteht. Andererseits lebt in der Bundesrepublik die größte kurdische Bevölkerungsgruppe in Westeuropa. Die hiesige Unterstützung von KurdInnen für den Kampf der PKK wird von der deutschen Regierung mit Verboten und Verfolgung beantwortet. Neben rassistischer Diskriminierung sind viele KurdInnen deshalb auch unmittelbarer politischer Repression ausgesetzt.

Die politische Entwicklung der PKK wurde in der letzten Zeit häufiger kritisiert. Sie propagiert immer wieder einen völkischen Nationalismus, indem sie ihren Kampf u.a. mit der Verteidigung kurdischer Erde und der Erhaltung der kurdischen Identität begründet. Antisemitische Verschwörungstheorien haben in der Politik der Bewegung ebenso Raum wie Personen- und MärtyrerInnenkult. Schon jetzt posiert die PKK als Staat im Wartestand, indem sie z.B. von Reisenden Visa verlangt. Die PKK entstand als nationale Befreiungsbewegung in einem politischen Klima, in dem die kemalistische Linke in der Türkei von KurdInnen forderte, ihren anti-kolonialen Kampf hinter die anti-kapitalistische Politik einer gesamttür-

kischen Linken zurückzustellen. Als die PKK 1984 den bewaffneten Kampf aufnahm, wurde sie von anderen linken Gruppierungen gewarnt, daß das Risiko zu groß sei. Die PKK hat es geschafft, einen langanhaltenden Guerillakrieg zu führen. Der türkische Staat reagierte mit der Entvölkerung ganzer Regionen. Die PKK sah sich durch die militärische Eskalation des Kampfes jedoch weitgehend dazu gezwungen, ihre klassenkämpferische Propaganda aufzugeben. Ihren Guerillakampf hat die PKK mit Aktionen gegen lokale feudalistische Großgrundbesitzer begonnen. Heute hat sie sich einem klassenübergreifenden Populismus, einschließlich islamistischer Elemente, zugewandt, damit sie die Repression des türkischen Staates politisch überleben kann.
Die PKK versucht sich deshalb gegenwärtig auch der deutschen Regierung als gemäßigte Kraft, mit der Geschäfte gemacht werden können, anzubieten. In einem Interview mit der Zeitung „Die Welt" vom 20. Mai 1996 sagte ihr Vorsitzender Abdullah Öcalan unter anderem, daß er es „unwürdig finde ... daß offenbar sehr viele Deutsche mit Absicht ihr geistig-charakterliches Erbe aufgeben, daß sie ihre Eigenart verleugnen und lieber lauter kleine Amerikaner sind." Mit Bezug auf die deutsche Außenpolitik stellt Öcalan fest: „Das wiedervereinigte Deutschland [müßte] seine Bedeutung begreifen und seine eigenen Interessen verfolgen. Aber offenbar genügt es den Deutschen, nur noch ein Anhängsel zu sein." Öcalan bewundert Bismarck in dem Interview, weil er Deutschland zu einer Großmacht gemacht hat. Den deutschen BürgerInnen nach Auschwitz zuzurufen, sie gäben ihr geistiges Erbe auf und verleugneten sich, paßt prima in den deutschen Anti-Antifaschismus. Ein Kommentar zu der Aufforderung, daß die Bundesrepublik eine eigenständigere imperialistische Politik betreiben soll, erübrigt sich.
Die Skepsis der türkischen Linken gegenüber der Aufnahme des bewaffneten Kampfes war insofern gerechtfertigt, als daß der bewaffnete Kampf gegen ein terroristisches Regime wie das der Türkei nur dann aufgenommen werden sollte, wenn auch die Chance besteht, eine klassenbezogene Position durchzuhalten. Statt dessen hat die PKK auf ihrem Weg zur politischen Hegemonie in Türkisch-Kurdistan andere linke Gruppierungen, die sich nicht auf eine militante nationale Befreiung beziehen, bekämpft. In Folge der Eskalationspolitik wird nicht nur in Türkisch-Kurdistan alle politische Energie auf einen nationalistischen Befreiungskampf gerichtet. Gewerkschaftspolitik z.B. hat im PKK-Umfeld hier wie dort keine eigenständige Bedeutung. Wenn sie ins Spiel kommt, dient sie allein dazu, den nationalen Befreiungskampf zu unterstützen. Von diesem instrumentellen Zugang sind alle politischen Bereiche betroffen. Die Verbürgerlichung, die in dieser Entwicklung zum Ausdruck kommt, hat die PKK zu verantworten.

Solipolitik als Sprachrohr der Bewegung

Dieses instrumentelle Verhältnis findet sich auch in der deutschen Soliszene. An einem vierseitigen Flugblatt von Hamburger Feministinnen aus dem Frühjahr 1996 mit dem Titel „§ 129a Prozeß gegen zwei kurdische Genossinnen und einen kurdischen Genossen in Hamburg" kann diese Kritik verdeutlicht werden. Auf der zweiten Seite sind mehrere längere Stellungnahmen kurdischer Genossinnen abgedruckt. Unkommentiert wird als Zwischenüberschrift ein Zitat wiedergegeben, nach dem Kurdistan das Grab der Faschisten werden wird. Viel krasser lassen sich die realen Kräfteverhältnisse nicht verdrehen. Eine eigenständige Einschätzung wird durch die Übernahme von Erfolgspropaganda ersetzt. Wer soll damit erreicht werden? In weiten Teilen der Linken wird die problematische Politik der PKK diskutiert. Eine solche Solipolitik will allein die Politik der PKK verstärken. Kritik ist ihr nicht möglich, weil ihr sonst genau diese Rolle verloren gehen würde. Nach der kontroversen Diskussion der PKK-Politik in den letzten zwei Jahren sollte es nicht möglich sein, Soliarbeit zu machen, ohne sich in irgendeiner Form auf diese Kritik zu beziehen. Fraglich ist, ob Linke, die eine solche Politik betreiben, ihre Rolle als politische Subjekte bewußt aufgeben oder sich schlicht benutzen lassen.
In dem Hamburger Flugblatt steht auf Seite drei der Satz: „Die Kurdin oder die Migrantin stehen dagegen auf der Seite der Ausgebeuteten, ob sie dagegen kämpfen oder nicht". Mit dieser Aussage werden zwei Fehlannahmen des Kommunismusverständnisses der Kommintern aufgewärmt. Ob in Kurdistan oder hier, die kurdische Bevölkerung ist von Klassenwidersprüchen geprägt. Alle Kurdinnen zu Ausgebeuteten zu erklären, reproduziert den Mythos vom ausgebeuteten Volk. Dieser Mythos ist eine Voraussetzung, um innerhalb des (neo)kolonialen Verhältnisses ungestört die patriarchale und kapitalistische Ausbeutung aufrecht zu erhalten. In diversen Flugblättern und Stellungnahmen aus der Soliszene ist vom kurdischen Volk als handelnde politische Einheit die Rede. In einem Hamburger Aufruf zu einer Knast-Kundgebung am 22. November 1996 wird der „Wille des kurdischen Volkes, sich nicht von seiner legitimen Führung [zu] trennen", beschworen. Weder gibt es Völker, es existieren nur gesellschaftliche Zwangsstrukturen wie Nationalstaaten oder kulturelle Verständigungsmittel wie Sprachen, noch können „Völker" als soziale Einheiten dargestellt werden, weil sie von Klassenwidersprüchen durchzogen sind. Einen Willen kann ein „Volk" schon gar nicht ausüben, weil es damit zu einem überindividuellen Wesen erklärt wird.
Ebenfalls steht niemand qua sozialer Position auf der Seite der Revolution, wie die Hamburger FlugblattmacherInnen annehmen. Dies setzt immer eine aktiv handelnde politische Parteinahme voraus. Aus der gesellschaftlichen Stellung läßt sich kein revolutionäres Subjekt ableiten. Eine solche objektivistische Klassentheorie hat keine analytische Kraft. Eine Klassentheorie kann materielle Interessenfelder und damit ungefähre Handlungsgrenzen und Tendenzen aufzeigen. Mit ihr kann jedoch nicht bestimmt werden, welche konkreten Positionen einzelne oder Gruppen in politischen Kämpfen einnehmen. Deshalb ist es auch folgerichtig, daß die FlugblattmacherInnen keine Kritik am Befreiungsnationalismus der PKK üben. Kritik wäre nach ihrer Einordnung unlogisch, weil allein die soziale Stellung als Kurdin oder Migrantin die politische Position verbürgt.
Mit einer ähnlich objektivistischen Logik wird auf Seite zwei des Flugblattes in bezug auf die separate Organisierung von Frauen im kurdischen Befreiungskampf argumentiert. Da die Frauen in der PKK einen eigenen Frauenverband und die Guerillakämpferinnen eine eigene Armee durchgesetzt haben, wird daraus implizit abgeleitet, daß die PKK für eine progressive Frauenpolitik steht. Belegt wird diese These mit der wörtlichen Stellungnahme einer kurdischen Genossin, in der es unter anderem heißt, daß sich die Frauen im Guerillakampf und in der Partei aus dem Patriarchat befreien können. Die Rote Zora schätzt die Entwicklung in der PKK genau andersherum ein. Der kurdische Frauenverband diene gerade dazu, die Frauen „in modernisierte patriarchale Familientraditionen einzubinden", und als „westlich beschimpfte Frauenemanzipation" zu bekämpfen (Radikal 11/1995, S. 53). Unseres Wissens hat es noch keine Befreiungsbewegung gegeben, die nach Eroberung der Macht dem Patriarchat konsequent den Kampf angesagt hat. Wenn schon während der Kampfphase ein instrumentelles Verhältnis in bezug auf Bedürfnisse von Frauen nach einer Befreiung vom Patriarchat deutlich wird, ist erst recht für die Zukunft keine anti-patriarchale Politik zu erwarten.
Eine separate politische Organisierung von Frauen mit einer fortschrittlichen Entwicklung zu verbinden, entspringt der Struktur des Patriarchats in den westlichen Industriestaaten. Hier herrscht für Frauen zwar eine weitgehend formelle, aber keine materielle Gleichheit. Um für sich materielle Gleichheit durchzusetzen, kann es deshalb für Frauen sinnvoll sein, sich unabhängig zu organisieren. Für Regionen, in denen Frauen traditionell eine rechtlich ungleiche und untergeordnete Stellung haben, kann - muß aber nicht - die separate Or-

ganisierung zur Falle werden. Nach Karin Leukefeld („Solange noch ein Weg ist..." Die Kurden zwischen Verfolgung und Widerstand, Göttingen 1996, S. 226) sind die rein weiblichen Guerrilla-Einheiten unter anderem deshalb entstanden, weil sich sowohl Männer als auch Frauen in gemischten Einheiten, nicht von Frauen haben befehligen lassen. Eine separate Organisierung von Frauen kann so, wie in feudalen Gesellschaften, dazu führen, daß sie in einem Sonderstatus gehalten werden, mit der die Vormachtstellung der Männer nicht wirklich angetastet wird.

Für unsere Schwäche ist nicht der Imperialismus verantwortlich

Die Selbstverortung der Solifrauen sieht wie folgt aus: „Dem imperialistischen Patriarchat ist es vor allem durch den Kolonialismus - mit seiner ideologischen Waffe dem Rassismus - gelungen, uns FrauenLesben in den Metropolen abzutrennen von unseren Schwestern in anderen Teilen dieser Welt. ... In diesem Zusammenhang muß der staatliche Rassismus gesehen werden, ... der ... eine wichtige Funktion einnimmt, ... ein ... <deutsches Volk> zu konstruieren" (S. 3). So läßt es sich gut in den Metropolen einrichten und Solidarität üben. Der Rassismus kommt allein vom Staat und vom imperialistischen Patriarchat. Der gesellschaftliche und damit auch selbst produzierte Rassismus wird nicht erwähnt. An dieser Stelle offenbart sich noch einmal das gleiche orthodoxe theoretische Verständnis wie bei der Bestimmung der politischen Position der KurdInnen als ganzes. Das imperialistische Patriarchat wird zum Subjekt, zum Träger von Handlungen, anstatt die Individuen selber. Der Begriff ‚imperialistisches Patriarchat' ist nicht mehr als eine theoriegeleitete Abstraktion, die ein strukturelles gesellschaftliches Verhältnis zwischen Menschen erklären soll. Nur in und durch die Einzelnen können sich diese Strukturen realisieren. Soziale Strukturen entwickeln zwar oft eine Dynamik, welche die einzelnen in ihren Bann zwingen. Sie müssen es aber nicht. Und genau da liegt die Eigenverantwortlichkeit, die wie bei der Klassenanalyse hintenrunterfällt, wenn die gesellschaftliche Struktur zum Subjekt der Handlung wird.

In ihrem Aufruf zur „Frieden Jetzt"-Demo vom 15. Juni 1996 verfolgt auch die „Kurdistan Solidarität Hamburg" die These von der Spaltung durch die Herrschenden. Sie bezieht sich damit auf das Verhältnis von Teilen der Linken zu der PKK, in dem es die „herrschende Politik" geschafft habe, „ihr Prinzip von Teilen, Spalten und Isolieren weitgehend durchzusetzen". Anstatt sich auch mit den Defiziten der PKK auseinanderzusetzen, und daraus das eigene politische Verhältnis zu ihr zu bestimmen, wird die Kritik von Linken an der PKK auf den Einfluß des Staates zurückgeführt. Damit wird weder das Handeln derjenigen Linken ernstgenommen, die die PKK kritisieren, noch die Inhalte von deren Kritik.

In der aktuellen Kurdistanpolitik finden sich auch Versatzstücke früherer Soliarbeit. In einem Flugblatt von Feministinnen vom Oktober 1996 zu einem Prozeß in Brühl heißt es, in der „weltweiten Situation des geschwächten Kräfteverhältnisses ... ist der kurdische Befreiungskampf eine wichtige Stärkung und Orientierung für die unterdrückten Völker... ."

Wie zu Zeiten der Sowjetunion kann eine nationale Befreiungsbewegungen nicht allein deshalb unterstützt werden, weil sie gegen VertreterInnen der imperialistischen Weltordnung kämpft. Beurteilungskriterium muß immer sein, ob eine Bewegung eine revolutionäre Praxis hat, die auf eine kommunistische Vergesellschaftung zielt.

In Hinblick auf die Diskussion um den Nationalismus der PKK ist eine Stellungnahme von „Kein Friede" aus Frankfurt unter dem Titel „Nationaler Befreiungskampf und internationale Solidarität" vom November 1995 interessant. Zur Verteidigung der nationalistischen Politik der PKK führen sie an: „Klasse und Nation bedingen sich; die Nation entsteht aus dem Klassenkampf, wie die Klasse sich als nationale Klasse konstituiert." Kommunistische Klassenkämpfe müssen sich auf den nationalstaatlichen Rahmen beziehen, weil er ihnen als Zwangsinstitution vorgegeben ist. Sie müssen ihn aber auch bekämpfen, damit er aufgelöst werden kann. An anderer Stelle spricht „Kein Friede" davon, daß für die PKK die Gefahr besteht, ihrem selbstgeschaffenen Nationalismus zu unterliegen, anstatt ihn zu „benutzen". Der Nationalismus ist kein neutrales Werkzeug, das benutzt werden kann, um nach gewonnenem Krieg wieder beiseite gelegt werden zu können. Er trägt zur politischen Sozialisation aller bei, die ihn benutzen, und schlägt sich in der Struktur ihrer Kampforganisationen nieder. Nach dem Sieg einer nationalistischen Befreiungsbewegung liegt es dann oft nicht fern, den Nationalismus als Herrschaftsideologie zu benutzen. AntinationalenKritikerInnen wirft „Kein Friede" vor, daß sie den deutschen Nationalismus mit dem der PKK gleichsetzen würden. Was uns betrifft, ist das nicht der Fall. Der Nationalismus in einem imperialistischen Staat und der einer Befreiungsbewegung im Trikont unterscheiden sich nicht unerheblich. Das Problem liegt darin, daß auch der PKK-Nationalismus eine homogenisierende Tendenz besitzt, und damit einer kommunistische Politik und einer umfassenden Befreiung im Wege steht. Das genügt, um den Nationalismus einer Befreiungsbewegung nicht zu akzeptieren.

Auf der Suche nach der Volkseinheit

Der fetischhafte Umgang mit Theorie und politischer Praxis von Teilen der Kurdistan-Solidarität paart sich mit deren Bezug auf den PKK-Befreiungsnationalismus und dessen homogenisierende Tendenzen. Das eine geht nicht notwendigerweise aus dem anderen hervor, die Verknüpfung ist aber auch nicht rein zufällig. Die homogenisierende Politik der PKK findet darin ihre Fortsetzung, daß sich Teile der Solibewegung zu ihrem unmittelbaren Sprachrohr machen oder eine Klassenlage mit revolutionärem Handeln gleichsetzen. Eine Politik der Selbstinstrumentalisierung legt nahe, soziale Strukturen als Verhältnisse aufzufassen, die sich den Individuen von außen aufzwingen, anstatt, daß diese von den Menschen selber gemacht werden. Die Kritik von Linken an der PKK wird zur Folge einer staatlichen Verschwörung deklariert, eine Auseinandersetzung mit anti-nationaler Kritik kann deshalb unterbleiben.

Udo Wolter hat die Politik von Teilen der Kurdistan-Solidarität dahingehend interpretiert, daß es in der deutschen Linken eine Anlehnung an ethnisch-nationale und kulturalistische Identifikationsmuster gibt. „Am fremden Objekt" wird „ein Bedürfnis ausgelebt, das im <eigenen> Nationalzusammenhang auszuleben, sich aus bekannten geschichtlichen Gründen verbietet ..." (links 5/6, 1996, S.32). Im Kurdistan Rundbrief (Nr. 20, 1996, S. 6) ist ein Artikel der Lokalberichte Köln zu einem kurdischen Festival wiedergegeben. In diesem heißt es: „Überall auf den Rängen sah man auf und ab wiegende Reihen, die zumeist in die kurdischen Nationalfarben grün, gelb und rot getaucht waren." Die ZuschauerInnen werden in dieser Darstellung zu einer zum Leben erweckten Masse, in der sich allein das nationale Symbol ausdrückt. Eine solche Symbolsprache war in Deutschland vor sechzig Jahren auch recht populär. Der Bezug von Teilen der Solibewegung auf das kämpfende, schon von sich aus revolutionäre Volk wird zum Schnittpunkt der aktuellen Politik und der eigenen deutschen Geschichte. Ein als Einheit kämpfendes Volk, eine Vorstellung, die sich für den deutschen Kontext verbietet und anscheinend doch herbeigesehnt wird, kann zumindest in der Projektion auf eine imaginäre kurdische Nation seine Entsprechung finden. In ihr können die sozialen Widersprüche vergessen werden, die einer „Volkwerdung" entgegenstehen. Grenzüberschreitende Solidarität für eine ausdrücklich klassenbezogene Politik hat deshalb so wenig Rückhalt, weil sie nur möglich ist, wenn die Klassenfrage im eigenen Land gestellt wird, und damit die eigenen sozialen Widersprüche ernstgenommen werden. Umgekehrt verspricht der Bezug von Teilen der Kurdistan-Solidarität auf das Selbstbestim-

mungsrecht des kurdischen Volkes eine gewisse Sympathie in der deutschen Mehrheitsbevölkerung. Mit der Formel von der nationalen Selbstbestimmung kann auch hier ohne Umschweife eine Massenpolitik versucht werden.

Vom Antizionismus zur Bagatellisierung von Auschwitz

Wenn auch nicht mehr so aktuell wie das Verhältnis von Solibewegung und kurdischem Befreiungskampf, lassen sich im Rückblick auf die deutsche Palästina-Solidarität ähnliche Tendenzen ausmachen. Vielfach wurde von AntiimperialistInnen die Existenz des Staates Israel in Frage gestellt, ohne anzuerkennen, daß ihn viele JüdInnen auf dem Hintergrund der historischen Erfahrungen für ihren Selbstschutz als notwendig erachten. Während so den israelischen BürgerInnen der Anspruch auf einen Staat verweigert wurde, sollte er dagegen im Kampf für das palästinensische „Volk" durchgesetzt werden, anstatt die Kritik auf diejenige Gesellschaft zu richten, die Auschwitz zu verantworten hat. Ein solcher Antizionismus ist, insbesondere im deutschen Kontext der Verdrängung und Historisierung der Shoah, nicht weniger als Antisemitismus von links.

Das wird oft entrüstet zurückgewiesen. Es geht uns nicht darum, der gesamten Palästina-Solidarität pauschal Antisemitismus nachzusagen. Eine Steigerung dieser Verdrängungspolitik zeigt sich in den Reaktionen von AntiimperialistInnen auf diese Kritik. In dem Artikel „Die Wiederkehr des 'ewigen Juden'" (in: bahamas 20/96, S. 29–33) setzte sich der ak kassiber mit dem (internen) Protokoll eines süddeutschen Treffens zum 8.Mai 1995 auseinander. Dort hieß es: „Israel dürfe nicht mehr kritisiert werden, und durch die besondere Betonung und Hervorhebung des deutschen Imperialismus werde es gerade jungen Leuten unmöglich gemacht, sich als deutsche AntifaschistInnen auch als AntiimperialistInnen (gegen den weltweiten Imperialismus) zu begreifen und zu verhalten... Es habe schon immer Überschneidungen zwischen den Inhalten von Rechten und InternationalistInnen gegeben. Wenn die Rechten Argumente übernehmen würden, müsse das nicht gleich heißen, daß diese Inhalte dann falsch würden deswegen." Hier schließt sich der Kreis der Argumentation: Gegen die Kritik von antinationaler Seite wird ein Antiimperialismus vorgeschoben, dessen zentraler Bestandteil der Antizionismus ist. Anstatt den Antiimperialismus insbesondere in Deutschland von antizionistischen Vorstellungen zu trennen, wird sich gerade auf diese am stärksten bezogen. In Nürnberg fand nach der Veröffentlichung des Protokolls eine Veranstaltung statt, auf der ein Redner vom „Arbeitskreis Antiimperialistische Solidarität Heidelberg" erklärte: „Das Auschwitz der neunziger Jahre ist das Embargo gegen den Irak, gegen Jugoslawien". Eine Relativierung von Auschwitz findet sich bereits in dem zitierten Protokoll.

Was tun?

Die Verteidigung der PKK durch deutsche Linke treibt seltsame Blüten. Im Aufruf der Kurdistan Solidarität Hamburg wird die PKK eine „starke revolutionäre Kraft" genannt. Was darunter zu verstehen ist, wird in dem Aufruf nicht gesagt. Vermutlich bezieht sich diese Feststellung auch auf die militärische Stärke der PKK. Die Charakterisierung „revolutionär" kann sich jedoch nur auf die Politik einer Bewegung beziehen. Ob die nationalistische Bündnispolitik der PKK etwas mit einer sozialen Revolution zu tun hat, ist mehr als fraglich. Trotz der Militanz ihres Kampfes vertritt die PKK im besten Fall eine sozialreformerische Politik. Als revolutionär kann die PKK also nicht bezeichnet werden. In einem Aufruf Hamburger Autonomer und Antifas zu Solikundgebungen am 20. März 1996 wird unter anderem der nationalistische Ansatz der PKK kritisiert. Trotzdem erklären sie sich mit der PKK solidarisch, weil „sie eine in vielen Punkten sozialistische, fortschrittliche Kraft in Kurdistan ist." Eine kommunistische Position ist mit der nationalistischen Politik der PKK nicht vereinbar. Unter dem was die AufruferInnen sozialistisch nennen, kann deshalb nicht mehr als eine sozialdemokratische Politik gemeint sein. Der Begriff „fortschrittlich" gehörte in der Vergangenheit zum Standardvokabular der DKP, um bürgerliche BündnispartnerInnen auszumachen. Wenn hier etwas Ähnliches gemeint ist, warum sollten sich Autonome und Antifaschisten mit einer Organisation solidarisieren, die sozialdemokratische bzw. bürgerliche Positionen vertritt?

Die Frage bleibt, was tun in bezug auf den Krieg in Türkisch-Kurdistan? Unsere Kritik wird die PKK kaum anrühren. Es geht um die anti-imperialistische Politik der Linken hier. Die Solipolitik darf weder dazu führen, die eigene politische Perspektivlosigkeit in Zeiten des Niederganges zu kompensieren, noch in Sehnsucht nach einem revolutionären Subjekt zu vergehen, oder die eigenen Identitätswünsche auszuleben. Ein positiver Bezug auf die PKK als Organisation und den kurdischen Nationalismus, in welcher Form auch immer, verbietet sich aus den obengenannten Gründen. Wenn wir Solidarität üben, dann mit offener Kritik gegen den Befreiungsnationalismus im allgemeinen, und um beim Beispiel zu bleiben, an dem der PKK im besonderen. Weder müssen die kurdischen Nationalfarben auf Plakaten benutzt noch PKK-Fahnen geschwenkt werden. Genauso muß keine PKK-Propaganda nachgedruckt werden, oder ihre aktuelle Politik kritiklos hingenommen werden. Solidarität bei der Verfolgung von KurdInnen durch den deutschen Staat bleibt weiterhin notwendig, genauso wie ein Einschreiten gegen den alltäglichen Rassismus der deutschen Bevölkerung. Notwendig ist die Solidarität primär wegen der repressiven und rassistischen Verfolgungspolitik und nicht wegen der Politik der PKK.

Die PKK ist aus kommunistischer Sicht keine linke Organisation, sondern höchstens eine anti-koloniale Kraft. Unser direkter inhaltlicher Bezug muß deshalb bei Linken in der Türkei und Kurdistan und bei linken MigrantInnen hier liegen. Weil ein direkter Austausch mit Linken in der Türkei und Kurdistan unsere Kräfte in der Regel übersteigen wird, sollten wir die Zusammenarbeit mit linken MigrantInnen und Flüchtlingen hier suchen, die sich politisch nicht über eine ethnische Zuschreibung definieren. Die eigentliche Solipolitik muß sich primär gegen den deutschen Staat und seine Konzerne richten, die in der Türkei militärisch und wirtschaftlich ein koloniales Regime stützen. Zu jeder grenzüberschreitenden Solidarität können wir den besten Beitrag leisten, wenn wir dem Imperialismus hier Grenzen setzen.

In unserem Artikel „Postfordistische Guerilla? Vom Mythos nationaler Befreiung" in der letzten 17°C sind wir darauf eingegangen, wie sich viele Befreiungsbewegungen über eine Nation definieren, über Kultur oder Ethnie: „Der Rückzug in den Kulturalismus und Ethnizismus ist ein Rückzug vom Kampf gegen den Rassismus - ein Kampf für die Kultur, nicht gegen den Rassismus - ein Kampf für einen gewissen Lebensstil und nicht für eine allgemeine Lebensqualität" (A. Shivanandan, zitiert nach: Susanne Kappler: 'Kulturelle Differenz' in: links 5/6 96). Was hier an Projektionsmöglichkeiten noch offenbleibt, wird oft von der metropolitanen Soliszene nachholend entwickelt. Die metropolitane Soliszene weicht den Schwierigkeiten einer direkten Konfrontation mit den imperialistischen Staaten auch durch ihren eigenen Kulturalismus aus. Viele Linke denken bei Guerilla eher an Karl May als an Karl Marx. Dabei geht es nicht nur um die (früher zahlreichen) kleinen Che Guevaras, die sich durch den Dschungel der Unihörsäle kämpfen. Der Erfolg der Solibewegung zu Chiapas ist wesentlich verbunden mit dem Bild vom edlen, ursprünglich-naturverbundenen Leben in vom Kapitalismus unberührten Indigena-Dörfern. Teile der Soliszene vertreten hierbei weitaus indigenistischere Positionen als die EZLN (Thomas Kunz & Gottfried Oy, Linke Seifenblase Mexiko, in: links 11/12 96).

Das führt zu der Frage, wie überhaupt internationale Solidaritätsarbeit aussehen soll? Generell können wir den besten Beitrag zu einer weltweiten Befreiung leisten, wenn wir hier eine gesellschaftliche Gegenmacht aufbauen und die Ver-

hältnisse revolutionieren. Wenn linke Gruppierungen in anderen Ländern in Bedrängnis sind, sollten wir versuchen, so weit uns das von hier aus möglich ist, materiell zu helfen. Eine solche Unterstützung muß als gegenseitiger Austauschprozeß verstanden werden, in dem wir voneinander lernen, um irgendwann einen weltweiten revolutionären Prozeß ins Auge fassen zu können. Der Versuch, die Hierarchie einer einseitig helfenden Solidarität zugunsten eines wechselseitigen Austausches hinter uns zu lassen, stößt an die Grenzen der materiellen Ungleichheit zwischen den Metropolen und dem Trikont. Es kommt jedoch immer wieder darauf an, grenzüberschreitende Solidarität nicht als karitative Aktion, sondern als revolutionäre Tendenz zu entwickeln.

Grenzübergreifende Solidarität als revolutionäre Politik

Je nach dem was für eine Richtung eine Befreiungsbewegung einschlägt, müssen wir unsere Politik danach ausrichten. In einem anti-kolonialen Projekt mit einem überwiegend bürgerlichen Charakter, wie beim irischen Republikanismus oder früher dem ANC, geht es primär darum, eine bürgerliche Rechtsgleichheit durchzusetzen, indem die Apartheidsstrukturen abgeschafft werden. Das kann, je nach politischer Priorität, den Einsatz wert sein. Zu einer umfassenden Befreiung im kommunistischen Sinne führen diese Kämpfe jedoch nicht. Nationale Befreiungsbewegungen, die wie die PKK auf einer Staatsfixierung in Verbindung mit völkischen Elementen aufbauen, verdienen von Linken als Organisationen keine Unterstützung. Das heißt nicht, die Unterstützung für die betroffene Bevölkerung zu verweigern, sich nicht auf andere linke Kräfte zu beziehen, oder hier keine Anti-Repressionsarbeit zu leisten. Befreiungsbewegungen mit einer sozialistischen oder kommunistischen Zielsetzung, wie den Tupamaros in Uruguay oder der FMLN in El Salvador, sollten wir uns direkt politisch zuwenden. In solchen Beziehungen ist am ehesten ein gemeinsamer Lernprozeß, einschließlich wechselseitiger Kritik möglich, der uns überhaupt weltweiten revolutionären Prozessen näherbringen könnte. Wegen unserer geringen Kräften müssen wir sorgfältig auswählen, wo wir uns engagieren. Wenn wir uns mit der Perspektive für eine revolutionäre Politik ernstnehmen, dann sollten wir uns auf diejenigen beziehen, die in eine ähnliche Richtung wollen. Nur das bringt uns alle weiter, in den Metropolen und im Trikont.
Grenzübergreifende Solidarität auf der Grundlage anti-nationaler Kritik muß auch den Begriff internationaler Solidarität hinter sich lassen. Es kann nicht um die Solidarität zwischen (=inter) Nationen oder nationalen Bewegungen gehen. Sich im grenzüberschreitenden Kampf auf den eigenen nationalen Zusammenhang zu beziehen, führt hier wie anderswo nicht selten zu der ggf. ungewollten Dynamik, die eigenen partikularen Interessen an die erste Stelle zu setzen. Eine revolutionäre Perspektive existiert in einem weltweiten Rahmen nur, wenn auch die Nationalstaaten aufgelöst werden, weil diese als außerökonomische Herrschaftsformen die ökonomische Ausbeutung absichern. Das gilt im Postfordismus, in dem ein globaler Produktionsprozeß entsteht, mehr als je zuvor. Auch sozialistische Revolutionen, die an einen nationalen Rahmen gebunden sind, können heute nicht mehr sein als längerfristig kaum zu haltende Verteidigungsstellungen. Das Beispiel Kuba zeigt, daß der kapitalistische Weltmarkt eine Abschottung von diesem längerfristig genauso unmöglich macht wie eine partielle und kontrollierte Integration. Die Regierungen der imperialistischen Staaten tun mit ihren Machtapparaten ein übriges, um die ökonomischen Angriffe zu verstärken. Wegen des militärischen Drucks aus den Metropolen ist eine Auflösung von Nationalstaaten durch siegreiche revolutionäre Bewegungen so gut wie unmöglich, weil sie sonst jede Schutzmöglichkeit nach außen verlieren würden. Nach innen und im bezug auf andere Befreiungsprojekte muß von linken Bewegungen jedoch alles, was möglich ist, unternommen werden, um staatliche und nationale Formen zu überwinden. Die revolutionäre Regierung Nicaraguas z.B. mußte in den Achtzigern einen Krieg gegen die Contras führen, um überleben zu können. Der mit diesem Konflikt in Zusammenhang stehende Versuch der Sandinisten, indigene Gruppen zu homogenisieren, stand einer gesellschaftlichen Befreiung jedoch entgegen. Nur in einem antinationalen weltweiten Bezug kann heute eine revolutionäre Perspektive liegen.
Aus einem Ansatz, mit dem versucht wird, aus der Logik von Nationalstaaten aufzubrechen, darf nicht geschlossen werden, wie es z.B. Karl Heinz Roth tut (vgl. Die Wiederkehr der Proletarität, Köln 1994), daß es tendenziell eine einzige weltumspannende Klassenstruktur gäbe. Auch wenn sich am Horizont die Vernetzung zu einem weltweiten Akkumulationsregime abzeichnet, wird diese Entwicklung von vielen verschiedenen regionalen Regulationsweisen, sprich bürgerlichen Gesellschaften, getragen. Die verschiedenen Regulationsregime bauen auf den unterschiedlichsten Klassenstrukturen auf. Sei es, daß sie Rassifizierungsprozesse oder feudale Strukturen nutzen, die LohnarbeiterInnen in einem unterschiedlichen Grad marginalisiert oder korporatistisch eingebunden werden, oder der Anteil der patriarchalen Hausarbeit besonders hoch ist. Einer Einschätzung, in der die weltweiten Unterschiede in den Vergesellschaftungs- und damit politischen Handlungsformen betont werden, steht nicht entgegen, daß global gesehen, an vielen Orten der Welt anti-kapitalistische oder anti-patriarchale Kämpfe geführt werden. Diese beruhen jedoch auf unterschiedlichen Klassenstrukturen und werden verschieden ausgetragen.
ReformistInnen ist wegen des Auseinanderfallens von einer tendenziell globalen Produktion und einer weiterhin nationalen Regulation ihre Handlungsgrundlage weggebrochen. Der Nationalstaat kann zugunsten eines Klassenkompromisses immer weniger Einfluß auf die globale ökonomische Entwicklung nehmen. ReformistInnen bräuchten für ihre an sozialen Reformen orientierte Politik einen Weltstaat, und den werden sie auf absehbare Zeit nicht haben. Eine revolutionäre Politik dagegen, muß gleichzeitig im lokalen bzw. nationalen Rahmen einen anti-staatlichen Kampf führen und Patriarchat und Kapitalismus mit einer globalen Ausrichtung bekämpfen. Mit solchen Versuchen zu einem weltweiten revolutionären Prozeß beizutragen, werden wir weiterhin vor dem Problem stehen, uns mit Bewegungen aus unterschiedlichsten Gesellschaftsformationen in Verbindung setzen zu müssen bzw. zu koordinieren. Wir werden in diesen Kämpfen und Austauschprozessen weder auf einheitliche Klassenstrukturen treffen, noch ist global ein gleichzeitiger revolutionärer Aufbruch in den unterschiedlichen Gesellschaftsformationen absehbar.
Um diesen ungleichzeitigen und unterschiedlichen Kämpfen eine Handlungsorientierung und ein Ziel zu geben, reicht das traditionelle Politikverständnis von internationaler Solidarität nicht aus. Es geht darum, für einen weltweiten bzw. grenzzerstörenden Kommunismus zu kämpfen. Unter Kommunismus ist eine freie Assoziation zu verstehen, in der weder kapitalistische und patriarchale Ausbeutungsformen noch andere Herrschaftsstrukturen eine Rolle spielen. Nur wenn wir unsere Solidaritätsarbeit danach ausrichten, daß sie einen unmittelbaren Beitrag für eine weltweite kommunistische Politik leistet, bringt sie uns und diejenigen, denen gegenüber wir uns solidarisch verhalten, weiter.

gruppe demontage

Im Mai erscheint im Unrast-Verlag zum Preis von DM 26,– das Buch der gruppe demontage, *„Postfordistische Guerilla – Vom Mythos nationaler Befreiung".*

Fußnoten

Über die Rolle der Fußnoten in Wissenschaft und Literatur ist noch nicht viel geschrieben worden. Fest steht jedoch, daß sie ein Reservat sind, in dem sich die Subjektivität ungestraft austoben darf. Hochdisziplinierte AutorInnen, die sich sonst streng an ihren roten Faden und andere Reglements halten, verschaffen sich in Fußnoten etwas Luft und geben uns dort Einblick in ihre wahren Schreibmotive. In Fußnoten werden die Emotionen und Ressentiments untergebracht. Sie sind oft ein System geheimer Verweise und informieren uns so über Vorlieben und Abneigungen, die angeblich nicht zur Sache gehören. In Fußnoten verraten uns die AutorInnen auch, welchen Bezug ihr Text zum aktuellen Geschehen haben soll. Es hat sich gezeigt, daß beim ersten Durchblättern dieser Zeitschrift zunächst diese Rubrik gelesen wird. Deshalb an dieser Stelle: Fußnoten zu Artikeln, die noch geschrieben werden müssen.

EINGEGANGENE GESCHENKE:
„Wir kennen das Gewicht des bedruckten Papiers" (Majakowskij)
Verlage, Gruppen und Personen schicken uns gelegentlich Bücher, Zeitschriften, Platten/CDs, Veranstaltungsankündigungen, Kommentare und manchmal auch unerwartete Überraschungen. Mit einigen Zeitschriften haben wir Austausch-Abos vereinbart. Die meisten dieser Materialien enthalten wichtige Anregungen für die Redaktion. Da wir nicht in der Lage sind, auf alle relevanten Zusendungen zu antworten oder die Texte zu rezensieren, erwähnen wir die Eingänge an dieser Stelle und kommentieren sie auch gelegentlich.

Ökolinx, Nr. 27: *Auch diesmal wieder interessantes und in dieser Fülle einmaliges Eingreifen in linke Debatten: Eine lange Retrospektive zum Esoterik-Kongreß „Zukunft menschlicher Visionen" im Oktober '97 in Bremen, eines der Lieblingsthemen der Redaktion. Eine Doppelseite über den Auftritt der faschistoiden Dark Waver „Death in June" in der Batschkapp in Frankfurt. Eine in der Form zwar zu flappsige aber inhaltlich in die richtige Richtung weisende, kritische Auseinandersetzung mit der EZLN und vieles mehr. Insgesamt gelungen und die 8,– DM wert, vor allem, weil die Ökolinx eins der wenigen Organe ist, in dem das Wort Annexion richtig geschrieben steht. Sie ist übrigens eine Zeitschrift aus dem politischen Umfeld von Manfred Zieran und zu bestellen über ihre Merchandising-Abteilung:* ***Ökologische Linke, c/o Manfred Zieran, Neuhofstr. 42, 60318 Frankfurt/Main.***

bahamas, Nr. 25: *Sie ist eins der vielen Organe, deren Redaktion das Wort Annexion nicht richtig schreiben kann. Wieder steht eine Menge richtiges und einiges an falschem darin, aber mehr und mehr stellt sich doch die Frage, inwieweit eine derartige Vereinszeitschrift überhaupt irgendeine Wirkung zeitigt. Und jetzt fängt der Justus Wertmüller auch noch an, für jeden Scheiß irgendwelche regressiven Abkürzungen zu erfinden. Für die nächste Nummer haben sie den Beginn einer umfangreichen Kritik an der philosophischen Postmoderne angekündigt. Das verspricht, spannend zu werden. Hoffentlich werden dann „Realsoz" und „Antifa" wieder ausgeschrieben. 64 Seiten, 7,50 DM,* ***Red.-Kontakt: Tel./Fax: 030/623 69 44.***

Testcard – Beiträge zur Popgeschichte, Nr. 4: *Zeitschriftenkonzepte in Buchformat sind in. Der populärmusikalische Diskurs ebenfalls. Die zum Preis von DM 28,– halbjährlich erscheinenden Beiträge zur Popgeschichte möchten es ebenfalls sein. So kommen einige bekannte und mehrere unbekannte Musikdiskursprofis zum Schwerpunktthema „Retrophänomene in den 90ern" zu Wort. Günther Jacob, Georg Seeßlen und Oliver Machart zum Beispiel. Auf über 300 Seiten werden verschiedene und vermeintliche Spielarten dieses Themas präsentiert. Ziel dieser Übung, laut Redaktionsstatement „war nicht, ein auf Popgeschichte anwendbares Evolutionsmodell zu entwickeln, das Retro gegenüber ständigem Fortschritt um jeden Preis verurteilt und Geschichte mit dem „Avantgarde"-Stempel einteilt, sondern wir versuchen zu differenzieren und zu zeigen, daß Zitate und Rückblicke gerade fruchtbar sind, wo über sie Gegenwart bestimmt, nicht aber Vergangenheit erträumt wird." Mit einer kenntnisreichen, sich wohltuend vom kruden Spex-Vokabular unterscheidenden Einleitung macht Mitherausgeber Martin Büsser klar, was die Beiträge zusammenhält, welche Intentionen die Basis der Themenwahl bilden. Seine fast komplette Zusammenfassung aktueller musikalischer Retro-Szenarien endet in dem völlig richtigen Teilfazit: „War Punk ein radikaler Bruch mit zwanzig Jahren Rockgeschichte, so ist Disco heute ein radikaler Bruch mit zwanzig Jahren Punkgeschichte, ebenso frech in seinen Zitaten (Punk zitierte ja auch – vornehmlich Rock'n'Roll und Reggae), ebenso gegenwartsbezogen. Disco wendet sich gegen eine nostalgisch marode gewordene Tradition, die einmal nichts so sehr wie Disco haßte: Aus „Death Disco" (PIL) wurde „Daft Punk". Büsser führt dann in einem weiteren Artikel die Diskussion über den Einfluß neu-rechter Ideologieversatzstücke auf Gothic- und sg. Apokalyptic Folk-Szene weiter. Empfehlenswert für interessierte Nicht-Spezialisten ist auch Andreas Rauschers „Dropping da bomb"-Artikel über die Rolle des Samplings im HipHop, der mit einer Fülle von Beispielen gespickt die technische und inhaltliche Entwicklung des Samplings seit den 70ern beschreibt.* ***Verlag + Redaktion: Verlag Jens Neumann, Nerotalstr. 38, 55124 Mainz.***

Der Partysan: *Die konsequente Weiterentwicklung von Heaven Sent oder Xte Hilfe kommt monatlich im A6-Format aus Berlin, gratis und werbefinanziert. Hier steht der Aktiv-Hedonismus im Vordergrund, politische Begleitartikel dienen zur Abrundung der Partydates. Das ganze nicht unsympathisch, recht unverkrampft, wird wahrscheinlich der kränkelnden Prinz Berlin den Rest geben. Ein Hamburger Ableger könnte endlich die Notwendigkeit von Szene/Prinz- – oder noch schlimmer – HH19-Konsum überflüssig machen.* ***Kontakt: evidence media concepts, Tel. 030/247 72 27***

Arranca!, Nr. 13: *Warum FelS das Thema Viertelpolitik für sich entdeckt hat und welch' unglaubliches Mobilisierungspotential in dieser Thematik steckt, das ist exemplarisch nachzulesen unter der Headline „Täter Opfer Immobilienmärkte" – Linke und Gentrification in Berlin-Prenzlauer Berg. Autor Hans Stubbe zieht alle Register sozialdemokratischen Viertelgesülzes, obwohl er sich vorgeblich gegen die ignoranten Szene-Linken wendet, denen die soziale Realität des Prenzlauer Bergs angeblich am Arsch vorbeigeht. Ansonsten Schwerpunktthema Stadt, Stadtentwicklung, öffentlicher Raum.*

Fandom Research, *der Reader und Index zu deutschsprachigen Fanzines ist vor kurzem im ▲-Verlag erschienen. Zum Preis von 15,– DM erwirbt der Interessierte einen redaktionellen Teil zu Graffiti- und Fußballzines und einen umfangreichen Adreßbestand plus Kurzbeschreibungen der einzelnen Projekte.* ***Bezug: Im Buchhandel oder beim ▲-Verlag, Nerotal Str. 38, 55124 Mainz.***

Autonome Bibliothekare *haben eine Broschüre verfaßt, und obwohl dies bereits Ende letzten Jahres geschah, wollen wir sie an dieser Stelle erwähnen: denn 1. trug sie das Logo unseres Lieblingsperiodikums, der Interim; 2. kam sie nach über einjähriger Diskussion zustande; 3. ist das Thema ganz doll aktuell – der Verkaufsboykott einiger Infoläden gegen die Arranca Nr. 8 und die Begründungen dafür; und 4. haben die Macher und die -innen eine revolutionäre, neue Zitatenlogik etabliert. „Alle Absätze dieses Papiers sind numeriert: Die Überschriften durch die Dezimalgliederung, die Fußnoten durch die Fußnotenzeichen und alle übrigen Absätze durch nachgestellte, fortlaufende Nummern in spitzen Klammern. (...) Ein Querverweis, bei dem auf den Pfeil-nach-oben gleich eine Nummer folgt,*

verweist auf einen Absatz. Dieser Querverweis: ↑350 meint genau diesen Absatz hier. Der hier ↑160-176 bezeichnet etwas umständlich das Kapitel „Zum Rollbackvorwurf der HH gegen die Arranca“, was wir normalerweise einfacher machen, indem wir nach dem Pfeil-nach-oben erst ein „K“ angeben und dann die Kapitelnummer. In diesem Fall sähe der Querverweis also kurz so aus: ↑K6. Der Querverweis zu Fußnote 1 sieht so aus: ↑Fn1 <350>. So schaut's also aus, wenn Rest-Autonome die Internet-Programmiersprache html zurück ins Dingliche holen wollen. Wir wünschen eine lebhafte Diskussion und verweisen in diesem Zusammenhang auf ↑Fn16, 17°C Nr. 12. **Bestelladresse: Die Unglücklichen, c/o Infoladen Daneben, Liebigstr. 34, 10247 Berlin, 4,– DM in Briefmarken beilegen.**

iz3W, Nr. 227: *Nun ist auch das Organ des Informationszentrums 3. Welt im Internet mit einer eigenen Site vertreten. Die gedruckte Ausgabe hat das In-Thema „Politik in Banden – Warlords, Gangs und Bürgerkriege“ zum Schwerpunkt. Nach Wolfgang Pohrts „Brothers in Crime“ im letzten Jahr, erklärt die Redaktion ihre differenten Absichten in einem einseitigen Editorial u. a. so: „In unserem Themenschwerpunkt ... wollen wir jedoch nicht einstimmen in den Choral, den linke und rechte Populisten derweil gemeinsam singen. In ihm nimmt das Böse personifizierte Formen an. Nicht nur Räuber in ihren Erscheinungen als Warlords, Mafiabosse oder Konzernchefs sind hier dem kleinen Mann zum Fürchten. Auch andere „Mächtige“ wie die Medienzaren Rupert Murdoch und Leo Kirch oder der Computerzampano Bill Gates erscheinen zunehmend als Bösewichte, die der Masse ihre Ohnmacht vor Augen führen (und sei es nur im Streit um die Übertragungsrechte von Fußballspielen).Vielstimmig ist auch die Angst vor der offenbar regellosen Dynamik der Finanzwelt auf den Börsenplätzen, wo – so die Vision – in Tokio nächtens Spekulantenhorden einen Aktienkurs stürzen lassen und morgens in Bottrop Hans Mayer entlassen wird.“ Wer so einleitet, ist vor den großen Trugschlüssen dieses Themas gefeit und distanziert zu Recht von allzu modernistischem Gequatsche in diesem Genre. Leider fehlt der in diesem Zusammenhang naheliegende und notwendige Hinweis auf den mal offenen, mal versteckten Antisemitismus im beschriebenen Szenario. Wer damit leben kann, eine Reihe von Grünen Berufspolitikern, NGO-Funktionären und Universitätskadern als Autoren und -innen zu begegnen, erhält ein informatives, gut gestaltetes Heft, das über den Schwerpunkt hinaus auch eine sich über mehrere Nummern erstreckende Diskussion zu Cultural und Postcolonial Studies zu bieten hat. Im nächsten Heft wird das Hauptthema „Medien und Medientheorien“ lauten. 52 Seiten, 8,– DM.*
Internet: www.rolf.de/iz3w.

Mapping ecology, power and feminism. *So würde dieses Buch, seinem Inhalt entsprechend, vielleicht in den USA heißen. Da es aber in Deutschland erschienen ist, heißt es „Zeitgeist mit Gräten“. Unter diesem launigen Titel hat der Arbeitsschwerpunkt „Ökologie und Herrschaftskritik“ des BUKO (Bundeskongreß entwicklungspolitischer Aktionsgruppen) einige seiner programmatischen Texte und Stellungnahmen der letzten Jahre zusammengepackt. Die Beiträge der neun AutorINNen, die bis auf eine, alle entweder aus der Redaktion der Zeitschrift alaska (ehemals Forum) aus Bremen oder aus dem Umfeld des Informationsbüros Nicaragua aus Wuppertal stammen, umfassen verschiedene Fragestellungen. There are: Das Verhältnis von Ökologie und Autonomie, der Freiheitsbegriff des trägen Baumkänguruhs und was das mit Marxismus zu tun hat, die Krise des Entwicklungsdenkens und die Perspektiven der Internationalismusbewegung, die Frage, wie ökologische Argumente zur Zurückdrängung der Ansprüche von Frauen genutzt werden. In den Texten werden die Unterschiede zwischen der an Ökofeminismus, der Kritik der Macht orientierten old school der WuppertalerINNEN und der mehr auf Gegenmacht, Kultur und Autonomie achtenden new school der Bremer Richtung deutlich. Die relativ große inhaltliche Schnittmenge besteht im Versuch einer radikalen Herrschafts- und Patriarchatskritik, einem Politikbegriff, der Reproduktion und Alltag miteinschließt (die Schwertfische nennen dies „Politisierung der Subsistenz“), in der Auseinandersetzung um einen historischen und konstruierten Begriff von „Natur“, und den männlich geprägten Begriff von „Entwicklung“ und den ebensolchen von Entwicklungspolitik und Internationalismus, dem heute weite Teile der Linken noch anhängen. Die Schwertfische, die allzulange im Aquarium des BUKO-Klüngels eingesperrt zu sein schienen, machen sich bemerkbar und thematisieren harte Issues (Imperialismus, Patriarchat, Politik und Organisation) in einer annehmbaren Sprache, auch wenn einige Artikel etwas sehr ausführlich geraten sind. Im Reader liegt keine Kanonisierung von Texten oder Positionen vor, sondern Bewußtmachung der Denktraditionen, die die Schwertfische im selben Becken zusammengeführt haben. Das Buch und der in ihm behandelte Diskurs ist angesichts der mehr als eingeschlafenen theoretischen Auseinandersetzung über Ökologie, Geschlechterverhältnis und gesellschaftliche Herrschaft innerhalb der radikalen Linken (Do you remember? 1986: Atomkraft als technologischer Angriff und Umstrukturierung. Do you remember? 1990: Grundlagenpapier der Radikalen Linken), die nur von der alljährlich gleich schnarchigen Buchneuerscheinung zu Ökologie und Neue Rechte unterbrochen wird, nur zu begrüßen. 232 Seiten, 24 DM.* **Zu beziehen bei YetiPress, Justus-Liebig-Str. 25, 28357 Bremen, e-mail: yetipress@compuserve.com.**

Man hat sich bemüht I: *Marxismus-Bilanz heißt die Ausgabe Nr. 30 der Z. – Zeitschrift Marxistische Erneuerung. Sie ist eine Art Dokumentation des Marxismus-Kongresses, der im März letzten Jahres an der Uni Hannover „Bilanz und Perspektive des Marxismus an der Schwelle zum 21. Jahrhundert“ ausloten wollte. Von außen betrachtet war das Treffen eines alter Männer, die eben ihre Theorien wiedergaben. Dabei waren die Beiträge von ehemaligen DDR-Wissenschaftlern in ihrem Obskurantismus schon wieder amüsant. Es wurde sich immer noch darüber gestritten, was denn Marx damals wie gemeint hat. Die politische Perspektive ist dann die Verteidigung der Demokratie und die bessere Regulation des Kapitalismus und nicht dessen Abschaffung. (Selbst-) Kritik wird oft gefordert, aber kaum geleistet. Inhaltlich hatte ein sich nicht auf Gewerkschaften, Parlamentarismus und Reformismus beziehendes Verständnis des Marxismus keinen Platz, bzw wurde sich nicht um die Auseinandersetzung mit weitergehenden Spektren bemüht. Daß es wohl beabsichtigt war, aber nicht gelang, Karl-Heinz Roth für das Abschlußpodium zu gewinnen, widerspricht dem nicht. Z. hat die drei programmatischen Eröffnungsbeiträge und Berichte aus allen Plenarveranstaltungen und einigen Workshops in dieser Ausgabe zusammengefaßt. Die Beiträge machen deutlich, was diese Marxisten alles noch nicht gelesen haben, und das ist viel – Feminismus, cultural studies, Dekonstruktion – um nur einige zu nennen. Sie zeigen aber auch, und das ist nicht gering zu schätzen, was sie alles gelesen haben – Ökonomie, Klassen- und Kapitalismustheorie, Sozialismus etc. In den letzten Heften der Z. schien die Offenheit gegenüber einer weitergehenden Erneuerung, die von vielen Autoren gefordert wurde, abzunehmen. Ein weiterer Bericht zu dem Kongreß findet sich in Argument Nr. 219 und, wie sollte es anders sein, ein durch den Kongreß angeregtes Buch ist in Vorbereitung. 242 Seiten, 18 DM,* **Z. Kölner Str. 66, 60326 Frankfurt.**

Man hat sich bemüht II: *alaska, die bereits erwähnte Zeitschrift für Internationalismus, hat sich in ihrer Ausgabe 213/214 „Kultur und Kontrolle“ gewidmet. Die Redaktion hat sich von der Unmöglichkeit nicht abhalten lassen, diesen doch etwas umfangreicheren Diskurs auf zwanzig Seiten einem damit bislang nicht befaßten Publikum darzustellen und ein annehmbares Heft abgeliefert. Inhalt: Kulturlinke – 88er und Dinosaurier • beute-Dissing • Mainstream der Minderheiten-Kritik • Wie werde ich populär – Postkolonialismus und das Ende der "Kultur des Widerstands" • Huntington-Debatte • Buchbesprechungen u.v.a.m. alaska ist auf der steinigen Suche nach dem neuen, dem postmodernen Internationalismus aber erstaunlich guten Mutes. Die laufende Ausgabe (Nr. 217) titelt mit „Befreiungsideen in Herrschaftszeiten“ und enthält unter anderem einen aufschlußreichen Elchtest für Befreiungstheorien (mit Tabelle!). 52 Seiten, 9 DM,* **alaska, Auf der Kuhlen 22, 28203 Bremen, Fax: 0421/72034.**

Los Angeles – unspektakulär. *Als Frank Sträter dieses bislang viel zu wenig beachtete Buch Ende 1995 zusammenrecherchiert hatte und im Eigenverlag (!) veröffentlichte, begann „Stadtsoziologie“ gerade ein Modethema für die Diplomarbeiten von Alt-Autonomen und anderen Regulationstheoriefans zu werden. Unaufgeregt und solide hat Sträter neun Texte zu L.A. zusammengestellt und Interviews mit Aktivisten und Wissenschaftlern gemacht (siehe auch Frank Sträters Beitrag „Last Exit Los Angeles“ in 17°C Nr. 9). Hinzu kommen fünf Aufsätze über Berlin, die Parallelen zwischen diesen beiden Städten herauszuarbeiten versuchen, auch wenn klar ist, daß Kreuzberg nicht*

South Central und Polen nicht Mexiko ist. Die Beiträge thematisieren ökonomische Verhältnisse, räumliche Strukturen und Perspektiven politischer Bewegungen aus unterschiedlichen Positionen – vom ehemaligen Black Panther bis zum hauptamtlichen Obdachlosenbetreuer in Berlin. Das Buch ist trotz seiner Vielfalt nicht beliebig, und für die an Hipness Interessierten: Ein Interview mit Edward Soja enthält es auch. Frank Sträter (Hg.): Los Angeles – Berlin, Stadt der Zukunft – Zukunft der Stadt. ISBN 3-00-000175-1, 160 Seiten, 19,80 DM. ***Bezug: Context/F. Sträter, Sindlingerstr. 19, 60326 Frankfurt.***

***Pressure Drop**, die beiden Londoner Blood Brothers, veröffentlichten dieser Tage ihr drittes Album „Elusive". Nach ihrem letzten, eher mittelmäßigen Werk „Front Row", haben sie sich diesmal auf Drum & Bass konzentriert. Ihre Live-Vorstellung im Hamburger Mojo Club war durchaus vielversprechend.*

***Strange Ways**, das Label, das seine Veröffentlichungen immer konsequenter auf die deutschsprachige Gothic- und New Romantic-Szene ausrichtet und damit in der Sympathieskala ein gutes Stück nach unten gerutscht ist, stellt die geplanten Releases für die erste Jahreshälfte vor. Neben Alt-Waver Joachim Witt (neues Album im März) und dem Ex-Schreihals Zenk und seiner Band Schwanensee (wer von Euch ist auf diesen dämlichen Namen gekommen? Aber passen tut er ja!) wird es auch einige interessantere Platten aus dem Schanzenviertel geben: 22-Pistepirkko kündigen ihr neues Werk „Eleven" für April an. Ende Februar wurde das Album „Filter" der Kulmbacher (Geburtsstadt Thomas Gottschalks) Nasalkünstler C. Hauser veröffentlicht. Aus der musikalischen Krupps/Pankow/Wolfsheim-Ecke kommen Beborn Beton, die mit ihrem Elektro-Pop ein wenig an die frühen Depeche Mode erinnern (deshalb am 21.3. auf der DM-Tribute-Party for the masses in der Hamburger Markthalle auftreten) und bereits vier Alben releast haben. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß auf Strange Ways sehr wohl auch Platten erschienen sind, die Spaß machen. Bereits Mitte letzten Jahres lieferte Pat Thomas unter Mithilfe einer ganzen Reihe prominenter Gastmusiker (u.a. von Mr. Bungle, Flaming Groovies, Sloventiy, X-Tal) das kleine Juwel „Valium" ab. Obwohl der Waschzettel behauptet, die Musik sei ausdrücklich kein Folkrock, kein Softcore und kein Neofolk, ist sie natürlich genau all das. Anspieltips: My mother should know, Mass Media. Ein durch und durch entspanntes Werk, dessen Entstehungsgeschichte wir hier nur deshalb nicht en detail wiedergeben, weil wir dann ebenfalls kollektiv weinen müßten.*

***Anarchist Acadamy** haben ihre dritte reguläre Platte Anfang März herausgebracht und sie in einem Anfall kreativer Lethargie oder unter Drogeneinfluß „Rappelkistenkids" betitelt. Nachdem sie auf ihrem letzten Album „Anarchophobia" eine der beeindruckendsten neuen Adaptionen der Todesfuge von Paul Celan vorgestellt haben, rappen sie sich diesmal durch ein knapp einstündiges musikalisches Hörspiel aus manchmal zu plakativen Texten und einem Beat-Patchwork aller möglichen Stile. Absolute Highlights: Ein schönes Lied (der erste HipHop-Chanson), Endstation Abschiebehaft, Leaving You. Am 31. März stellen sie ihr Werk im Hamburger Logo vor, und auch die PRINZ-Musikredaktion wird dort sein, denn die findet die Iserlohner mittlerweile „wüst, aber unterhaltsam".*

***Das Gegenteil von gut gemeint ist nicht der Karnevalsverein.** Wahre Schule, die Berliner Rapper, die bereits durch mehrere Solidaritätsbeiträge für die radikal und den Mumia-Abu Jamal-Sampler aufgefallen sind, bringen mitte April ihr erstes Mini-Album „Versbrecher" in Umlauf. Matthias Arfmann hat coproduziert, Label ist Alfred Hilsbergs „What's so funny about". Etwas gewöhnungsbedürftiger Flow, eigenartige moll-Grundstimmung, Zitate von Police, Fred Frith, Trio, Neville Brothers. Tourdaten: 15.5., Dresden, Güntz Klub • 16.5., Braunschweig, JZ Drachenflug • 18.5., Oberhausen, Druckluft • 19.5., Köln, Underground • 20.5., Detmold, Alte Pauline • 21.5., Tübingen, Epplehaus • 22.5., Basel, Hirscheneck • 23.5., Freiburg, KTS • 26.5., Rosenheim, Vetternwirtschaft • 27.5., Regensburg, Alte Mälzerei • 28.5., Zürich, Rote Fabrik • 29.5., Konstanz, Kulturladen • 30.5., Kassel, Festival Krüppelpower • 31.5., Marburg, Havanna 8 • 1.6., Ulm, Ulmer Zelt & Musikfest • 2.6., Wien, WUK*

Gen- und geGen-Welten:** Ab dem 26. März werden in Grüngroß-Deutschland und der Schweiz fünf Gen-Welten-Ausstellungen zu bestaunen sein. Sie sollen laut Vorabinformation die „faszinierenden Ergebnisse der Genetik und ihre Bedeutung für Wirklichkeit und Phantasie der Menschen" dem „mündigen Bürger und der mündigen Bürgerin" vorstellen. Der Künstler Oliver Ressler führt zeitgleich ein geGen-Welten bezeichnetes Austellungsprojekt in Österreich, der Schweiz und D durch. 13.3.–28.3., Ausstellung im Forum Stadtpark, Graz • 14.3. Forum, Diskussionsveranstaltung ab 15 Uhr • 28.3.–30.4. Ausstellung in der Universität für Bodenkultur, Wien • März–Juni Warntafeln in Kunstinstitutionen in Graz, Salzburg, Köln, Wien, Lüneburg, München, Berlin, Aachen und Zürich.* ***Kontakt: Oliver Ressler, Tel./Fax: 0043/1/7132398.

***Absolut homogen.** 8. März 1997, Hamburg. Samstag Abend. Lust auf Tanzen, Lust auf House. Das Ich des Autors sammelt sich auf, bringt sich in eine öffentlich präsentierbare Form. Duschen, sorgfältige Auswahl der Hülle, der Kampf um die präsentierbare Frisur. Die als konsistentes Ich produzierte Hülle des Autors saugt sich noch etwas gute Laune rein und macht sich auf den Weg in den Kiez. Samstag abends läuft Gay-House im „Absolut" am Hans-Albers-Platz. Der Kiez ist voll von Bums-Touristen und Konsumterroristen. Das Durchqueren von Massen in gegenläufiger Richtung auf der Reeperbahn hat über die Jahre seine eigenen Kunstfertigkeiten hervorgebracht. Angekommen am Durchgang zum ausgewählten Ziel. Die Leuchtreklame lockt: Absolut homogen. Vor einigen Monaten hatte der Autor dort einen vergnüglichen Abend tanzender- und flirtenderweise verbracht. Das geklonte Publikum, wie man es auch in Schwulendiscos in San Francisco, London oder Istanbul vorfindet, wurde als dazugehörig betrachtet. Wandelnde Hüllen normierter Schönheit. Den Durchgang hinter sich lassend nähert sich die präsentierbar gemachte Hülle dem zweitürigen Portal des Vergnügungs-Tempels. Der Torwächter wacht unübersehbar über sein Tor. Was sollen Torwächter auch anderes tun, als über Tore wachen. Mit seinen kurzen blonden Haaren, seiner durch Body-building stalingradgehärtete Hülle verspricht er den direkten Zugang zu einem Porno mit Jeff Striker, dessen Glied als Latex-Dildo in einschlägigen Einkaufszentren käuflich erworben werden kann. Das Portal ausfüllend weist die Jeff Striker-Kopie daraufhin, daß dies hier nur für Schwule sei. Wunderbar, denkt sich die anstehende Hülle und erwidert, daß er sich dessen bewußt sei, weil dies ja ebengerade das Ziel seiner Unternehmung war. Der naive Gedanke, das Portal nun durchschreiten zu können, wird jäh zertrümmert durch den Torwärter. Er gibt zu verstehen, daß diese Hülle nicht reinkommt. Perplex steht die eine Hülle ohne Macht vor der Hülle mit der Macht, Zugang zu gewähren oder zu verwehren. In welcher Art und Weise ließe sich nun beweisen, daß das anstehende zusammengesetzte Ich sich durchaus der Kategorie „schwul" zuordnen ließe. Es ließen sich etliche männlich kodierte Hüllen aufzählen, mit denen Geschlechtsverkehr durchgeführt wurde. Auch ließe sich über den Prozeß des Coming-outs berichten oder auch vieles andere. Zur Salzsäule erstarrt ist der Autor nun aus dem Jeff-Striker-Porno entrissen und in eine Inszenierung von Kafka geraten. Erst nach mehrmaliger Ansprache dringt die Stimme des Torwächters drohend und gewaltätig in die Hülle ein. Bevor die Sprache dieses Cretins zur manifesten Gewalt wird, schleicht die machtlose Hülle erniedrigt davon. Absolut homogen. Das verkündete die Leuchtreklame klar und deutlich.*

***Eins in die Fresse Herzblatt.** In Waldachtal-Lützenhard, so entnehmen wir der „Stuttgarter Zeitung" vom 29. Juli 1997, fand die Versammlung eines Ortsverbandes der Baden-Württembergischen 12%-Partei „Die Republikaner" unter Störungen statt. Für die Störungen war aber nicht die Antifaschistische Front von Waldachtal-Lützenhard verantwortlich (das Mitglied hat sich in die innere Emigration zurückgezogen), sondern ein Mitglied, welches aufgrund säumiger Mitgliedsbeiträge aus der Dorfgemeinschaft, beziehungsweise aus der Ortsgliederung, ausgeschlossen wurde. Da der von der Gemeinschaft der Faschisten ausgeschlossene mit seiner Außenseiterposition nicht zurechtkam, zückte er kurzerhand das CS-Gas und zeigte physischen Einsatz. Das Ergebnis war eine niedergeschlagene Wirtin und sieben Teilnehmer dieser ehrenwerten Gesellschaft mit Bindehautentzündung. Der Sohn der Gastwirtin, offensichtlich ein Freund Ausgeschlossener und Unterdrückter, verfrachtete ihn, nachdem er ihn vor dem Volkszorn rettete, in die Toilette. Dort saß er mit mehreren Kratzern und Abschürfungen. Ob er sich anschließend aus volkshygienischen Gründen selbst hinunterspülte, konnte der Zeitungsmeldung nicht mehr entnommen werde.*

Inhalt:

